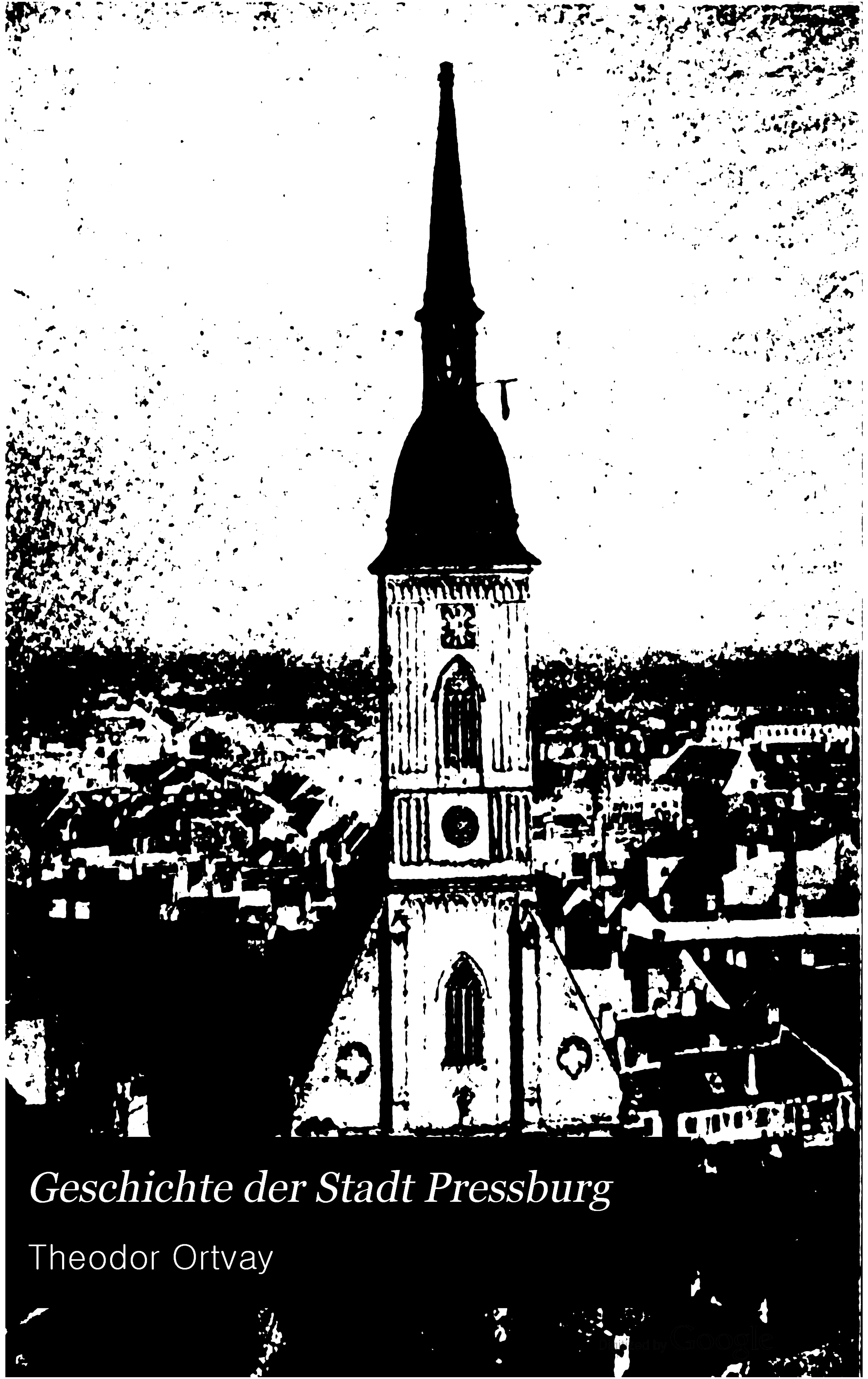


Geschichte der Stadt Pressburg

Theodor Ortvay



Geschichte der Stadt Preßburg.

Von

Dr. Theodor Ortvay

ord. Professor der Geschichte an der k. ung. Rechtsakademie zu Preßburg
und Mitglied der ung. Akademie der Wissenschaften.

Herausgegeben durch die Preßburger Erste Sparcassa.

Deutsche Ausgabe

Erster Band.

Von den ältesten Zeiten bis zum Erlöschen des Árpádenhauses.

Mit 37 in den Text gedruckten Illustrationen, einem Urkunden-Facsimile und 7 Tafeln.

Preßburg.

Commissionsverlag von Carl Stampfel,
k. u. k. Hofbuchhandlung.

1892.

Druck von Stampfel, Eder & Comp. in Preßburg.

Vorwort.

Dieses Werk hat der patriotischen Opferwilligkeit der „Preßburger Ersten Sparcassa" sein Entstehen zu danken. Wer Bürger dieser Stadt ist, weiß, daß dieses durch ehren- und gewissenhafte Arbeit zu Vermögen und Einfluß gelangte Geldinstitut Jahr aus Jahr ein erhebliche Summen für patriotische und culturelle Gemeinzwecke spendet. Wenn es nun alljährlich bestrebt war, mit Beweisen dieses hochsinnigen Fühlens vor die Öffentlichkeit hinzutreten, so glaubte die Anstalt dies im heurigen Jahre um so eher thun zu müssen, als die „Preßburger Erste Sparcassa" das halbhundertjährige Freudenfest ihres Bestehens und ihrer auf die Hebung des materiellen Wohlseins und der Creditverhältnisse Preßburgs gerichteten und erfolgreichen Wirksamkeit begeht.

Abgesehen von allen anderen aus Anlaß dieser Jubelfeier erfolgten edlen und patriotischen Stiftungen, plante die Direction die Schaffung einer Monographie der Stadt Preßburg. Die Anregung hiezu ist in erster Reihe das Verdienst des Präses dieses Institutes, des Herrn Dr. Ferdinand Gervay. In ihm sproß dieser Gedanke auf und seiner energievollen und begeisterten Fürsprache ist es zu danken, daß die geehrten Actionäre des Institutes der Verwirklichung dieses auch in der Stadt lebendigen Anklang findenden Gedankens mit herzlicher Freude beipflichteten. Von Seite des Institutes wurde beschlossen, diese Monographie der Stadt abfassen zu lassen und den Schreiber dieser Zeilen traf das ehrenvolle Vertrauen und die auszeichnende Gunst, dem schönen Gedanken das Kleid der Thatsache zu leihen.

Das Ziel, das bei der Abfassung dieses Werkes sowol den Auftraggebern als dem Beauftragten vor Augen schwebte, war, in die

Hände der Bürgerschaft Preßburgs in erster Reihe ein solches Buch gelangen zu lassen, aus welchem dieselbe die Vergangenheit der geliebten Vaterstadt studieren könne. Schwerlich gibt es in unserer Heimat eine Stadt, in der die historischen Ereignisse lehrreicher aufgetreten wären, als in Preßburg. Vermöge ihrer Lage an der Grenze, sowie ihrer strategischen als socialen Wichtigkeit wurde sie zum Hauptschauplatze nationaler Händel, politischer Ereignisse und internationaler Kämpfe. Mehr als einmal wurde in Preßburg das Schicksal der Nation und des Landes, ja der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie entschieden. Seine Vergangenheit verdient erzählt zu werden. Diese Erzählung ist dann andrerseits im hohen Grade berufen, in der treuen Bürgerschaft dieser Stadt die Liebe zum Vaterlande, die Pietät für die nationale Vergangenheit und das Vertrauen auf künftige Tage zu erwecken und wach zu erhalten.

Dieses Ziel vor Augen enthielt ich mich nach Möglichkeit jeder trockenen und schwerfälligen Darstellung, denn mein Streben war darauf gerichtet, dem freundlichen Leser das Buch leichtfaßlich und genußreich zu gestalten, ohne dabei den Vortrag seiner wissenschaftichen Grundlage zu berauben. In den Anmerkungen habe ich über die von mir benützten Quellen genaue Auskunft gegeben. Wenn ich außerdem Landesereignisse in die Localvorkommnisse hineinverwoben habe, so leitete mich dabei keine andere Absicht als die, den localen Ereignissen das würdige Relief auf dem Hintergrunde unserer allgemeinen vaterländischen Geschichte zu bieten.

Wenn das Werk trotz meines redlichen Bestrebens dem Auge des Kenners dennoch zahlreiche Mängel aufweist, so wird es, glaube ich, gewiß andererseits darüber keinen Zweifel emporkeimen lassen, daß sein Autor mit hingebendem Fleiße, mit einer Arbeit und Mühe nicht scheuenden Sorgsamkeit bestrebt war, seiner Aufgabe zu entsprechen. Wenn nun seine Fähigkeiten bei der Abfassung dieser Arbeit geringer erscheinen als der gute Wille und Eifer, so wird man ihm vielleicht doch nicht ganz jenes Resultat absprechen können, daß er die Geschichte Preßburgs im pragmatischen Zusammenhange aufgezeigt hat, worauf er an dieser Stelle sich umsomehr berufen darf, als eine zu-

sammenhängende und pragmatische Geschichte der Stadt Preßburg bis zur Stunde noch nicht geschrieben war. Wenn auch den Arbeiten eines Veresmarty, Bél, Korabinßky, Ballus, Rómer, Ipolyi, Henßlmann, Lichner, Motkó, Rakovßky, Király, Rimely, Knauz, Dankó, Zsilinßky, Györik, Harmath, Kornhuber, Szekcsö, Kanka, Czilchert, Vutkovich, Wertheimer, Pißtóry, Pávay-Vajna, Könyöki, Deutschinger, Pirchala, Wagner, Schönwißky, Schöffmann und anderer in Ehren und Dankbarkeit gedacht werden muß, so bleibt es doch unläugbar, daß alle diese Autoren keine zusammenhängende systematische Geschichte unserer Stadt, sondern nur einige Theile der Stadtgeschichte mit größerem oder kleinerem Erfolge behandelt haben. Selbst jene, die auf Grundlage rein archivalischer Studien, arbeiteten wie Rakovßky, Rimely, Wertheimer und Király, haben nur einzelne Perioden oder ein und das andere Recht oder eine Institution der Stadt zum Gegenstande ihrer Forschungen gemacht.

Den Werth des gegenwärtigen Werkes habe ich nicht nur allein durch vollständigeres und mehr im Zusammenhange vorgebrachtes Material, sondern auch dadurch zu vermehren gesucht, daß der Text durch Illustrationen bereichert wurde. Die „Preßburger Erste Sparcassa" als Herausgeberin desselben hat auch nach dieser Hinsicht nicht mit ihrer Opferwilligkeit gespart, was namentlich der zweite Band dieses Werkes darthun wird. Die Illustrationen sind jedenfalls sehr geeignet, den Beschauer bei der Lectüre mehr zu fesseln und die Erinnerung an das Gelesene kräftiger wach zu erhalten.

Ich kann es daher an dieser Stelle nicht unterlassen, Allen jenen meinen wärmsten Dank auszudrücken, die zum Inslebenrufen oder zur Vervollständigung dieses Werkes irgendwie beigetragen haben. Prof. R. Boros in Budapest hat zur Zierde dieses Werkes mit sehr anerkennenswerthem Talente und Fleiße über hundert Zeichnungen beigesteuert. Außer ihn erfüllten meine Bitte durch Mittheilung gelungener Zeichnungen, Photographien und Wachsabdrücke Frl. R. Oroßi, Dr. B. Czobor, Dr. B. Michaelis, J. Laubner, städt. Ingenieur, E. Adler, A. Fink, K. Körper und E. Kozics, während die künstlerische Reproduction aller dieser Zeichnungen in der berühmten Wiener Kunstanstalt Angerer und Göschl ausgeführt worden ist. Bei der technischen

Herstellung des Werkes hat aber die Buchdruckerfirma Stampfel, Eder und Comp. weder Mühe noch materielle Opfer gescheut, damit das ihr zum Drucke anvertraute Werk in möglichst schmuckvoller Ausstattung vor dem Auge des Lesers erscheinen könne. Besonders habe ich des feingebildeten Kunstgeschmackes des k. u. k. Hof- und akad. Buchhändlers Carl Stampfel, dieses bekannten Verlegers, und seiner vielseitigen Bemühungen verbindlichst zu gedenken, mit der er sich die äußere Ausstattung dieses Buches angelegen sein ließ.

Zu großem Danke fühle ich mich weiters auch Jenen gegenüber verpflichtet, welche mir auf meine Bitte mit Rath und Freundlichkeit an die Hand gingen. G. Fésüs, Professor an der hiesigen k. ung. Rechtsakademie, ist mir in mannigfacher Beziehung behilflich gewesen. Dr. Goetzlin, der ausgezeichnete Custos der k. u. k. Wiener Hofbibliothek, gestattete, daß von den Zeichnungen der seiner Obhut anvertrauten Wiener Bilderchronik (Marci Chronica) Copien genommen werden durften. Unsere Gelehrten A. Szilágyi, J. Hampel, L. Fejérpataky haben mir mit größter Bereitwilligkeit einzelne Cliché's zur Benützung überlassen. Der päpstliche Prälat, Stadtpfarrer, Real-Abt und Domherr K. Rimely sowie Domherr A. Pór vermittelten in liebenswürdiger Weise den Gebrauch des für mein Werk nothwendigen Urkunden- und Manuscriptmateriales im Domcapitelarchive und der Bibliothek. Erheblichen Beistand hat auch Enea Lanfranconi mit seinen reichen Kunst- und Antiquitätensammlungen geleistet. Durch gütige Überlassung von Urkunden, Kupferstichen, Münzen und anderen Antiquitäten haben mich der Probst von Preßburg, Titular-Bischof J. Dankó, ferner M. Spitzer, Dr. M. Wertner, K. Hollitzer, J. Maurer, sowie der W. F. Franziskaner-Orden tief verpflichtet, während Prof. J. Könyöki, der Custos unseres reichen städt. Museums, sich jederzeit mir bereitwilligst zur Verfügung gestellt hat. Ich habe noch besonders zu erwähnen, daß Stephan v. Rakovßky, der leider früh verstorbene eifervolle Forscher in Preßburgs mittelalterlicher Vergangenheit und deren glänzendster Kenner, mir alle seine auf die Stadtgeschichte sich beziehenden Sammlungen, Aufzeichnungen und Urkundencopien mit der größten Selbstlosigkeit zur Verfügung gestellt hat. Gewiß

aber hat sich mehr als Alle der hochsinnige Archivar unserer Stadt J. Batka um mein Werk verdient gemacht und zwar nicht nur dadurch, daß er mir das überreiche Stadtarchiv zu jeder Stunde zugänglich und benutzbar machte, sondern zumeist dadurch, daß er mein in ungarischer Sprache geschriebenes Werk völlig selbstlos und rein aus Liebe zu seiner Vaterstadt ins Deutsche übertragen hat. Die Preßburger Erste Sparcassa hat sich mit Rücksicht auf die Bürgerschaft deutscher Zunge unserer Stadt trotz weiterer erheblicher Kosten nicht abhalten lassen, das Werk auch in deutscher Sprache herauszugeben.

Ich schließe diese Zeilen mit dem sehnlichen Wunsche, daß diese Opferwilligkeit und der um das Zustandekommen des Werkes so mannigfach geäußerte gute Wille, wie alle mir zu Theil gewordene Förderung zum angestrebten Ziele führen mögen. Möchte mein Werk als ein solches befunden werden, das den Erwartungen der mich damit edelmüthig Betrauenden nach Möglichkeit entspräche!

Preßburg, am 18. Februar 1892.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erstes Capitel.

Zweites Capitel.

Zwistigkeiten. Der diesbezügliche Preßburger Friede zwischen Béla IV. und Stephan. Ursachen des neuen Krieges Ottokars nach dem Tode König Béla IV. Unterredung Ottokars mit Stephan V. auf einer Insel bei Preßburg. Ausbruch des Krieges. Eroberung und Verwüstung der Stadt Preßburg durch Ottokar im April 1271. Ottokar ändert seinen Kriegsplan. Niederlage Ottokars an der Rábcza. Neuer Friede zwischen Stephan und Ottokar. Tod Stephan V. Sein zehnjähriger Sohn Ladislaus IV. folgt ihm in der Regierung und wird gekrönt. Der Herzog Béla, der Schwager Ottokars, wird durch Heinrich v. Güssing niedergehaut. Ursache zum erneuten Kriege für Ottokar. Private Fehden der Grafen, die zur Wiedergewinnung Preßburgs für König Ladislaus IV. führen. Ottokar rückt in Ungarn ein und erobert Preßburg zurück. Pläne Ottokars gegen Rudolf von Habsburg. Krieg zwischen Beiden. Mit Hilfe der Ungarn unter Ladislaus IV. erkämpft Rudolf von Habsburg bei Stillfried den Sieg über Ottokar. Ottokar bleibt todt auf der Wahlstatt. Ladislaus IV. erbaut die Franziskanerkirche als Votivkirche nach dieser Schlacht Der Styl dieser Kirche. Ihr Thurm. Die Nonnen der h. Klara lassen sich in Preßburg nieder. Die Regierung Ladislaus IV. Mathaeus Csák nimmt Apor die Stadt Preßburg ab. Tod Ladislaus IV. Andreas III., der letzte König aus dem árpádischem Stamme, gelangt auf den Thron. Er verleiht im Jahre 1291 der Stadt Preßburg ihren ersten, großen Freiheitsbrief.

Beilagen.

I. Die Preßburger Obergespäne während der Periode der Könige aus dem Hause Árpáds.

II. Die Beurkundungen des Preßburger Domkapitels in dieser Periode.

III. Die Pröbste und Domherrn dieser Periode.

Verzeichniß
der in diesem Bande befindlichen Illustrationen.

1. Illustrationen vor dem Anfangsbuchstaben der Capitel.

2. Im Texte gedruckte Illustrationen.

3. Dem Texte beigegebene Tafeln.

Sinnstörender Druckfehler.

Seite 88, 7. Zeile von oben statt „daß Paulus" lies: weil Paulus.

I.

Die Vorzeit. Gestaltung der Gegend. Erste Niederlassung.

Von der neuen König-Franz-Josefbrücke gewinnt das Auge einen herrlichen Blick auf Preßburg und das Donauthal bei Preßburg. Das Bild ist, vor Allem bei Sonnenuntergang, hinreißend schön. Während gegen Westen zu sich die angeschwemmte Tiefebene mit ihren lieblichen Auen hinbreitet, steigen dieser Tiefebene gegenüber vom linken Ufer des Stromes Hügelketten im wechselnden Bogen auf, theils mit Weinreben bepflanzt, theils von Nadel- oder Laubholz beschattet. Gegen Norden zu begrenzt den Horizont ein außerordentlich schöner Gebirgszug, welcher — eine nordwestliche Richtung innehaltend — zwei große Strombecken von einander scheidet: das Preßburger und das Wiener.

Wir heben es hervor, daß dieser Gebirgszug nicht allein als Vedute den Beschauer überrascht. Er besitzt noch andere Wichtigkeit, denn seine geologische Formation verleiht dem Donauthal bei Preßburg dessen Hauptcharakterzug. Vom rechten Donau-Ufer aus zieht nämlich die Neogen-Formation, wenn auch in kleineren Massen, nach dem linken Donau-Ufer hin. Sie läuft derartig fort, daß sie vom Preßburger Becken aus nicht mehr unmittelbar die Alluvialbildungen berührt, weil sich zwischen das Neogen und Alluvium oder zwischen die Bildungen der Tertiär- und Quaternärzeit gewaltige Einschubmassen der secundären und primären Epoche geworfen haben. Von

Preßburg aus gegen Norden zu liegt die eine Gattung des Eruptiv-gesteines: der Granit, welcher in zusammenhängenden Massen zu Tage tritt. Vor ihm befindet sich eine schmale Neogenbildung, auf welche nördlich ein dünnes Band krystallinischen Schiefers folgt. Dieser krystallinische Schiefer umgrenzt auch gegen Westen den Granitstock von Preßburg. Daran reiht sich eine ziemlich dünne Kreidebildung, sodann Jura von größerer Ausdehnung.

Auf diese Weise stoßen nun bei Preßburg herum unmittelbar alle Erdbildungen der vier geologischen Epochen zusammen und zeigen die großen Umgestaltungen an, unter welchen die ganze Gegend ihre heutige Grundform gefunden hat. Jetzt trägt die Physiognomie der Landschaft die Züge eines schier endlos friedlichen Zustandes, aber deren gestaltende Elemente verweisen ganz unzweifelhaft auf gewaltige Katastrophen der Erdrevolutionen, welche der heutigen Formation der Gegend vorangegangen sind.

Der Umgestaltungsproceß muß wahrlich großartig gewesen sein. In der urältesten geologischen Epoche kam es nur zu einer terrestrischen Bildung, welche auch heute noch den Stock und Kern des Preßburger Gebirges bildet. Das ist der Granit. Dieses Gestein war aber nur eine verschwindende Insel in der großen Meeresfluth, welche es von allen Seiten umtoste. Um vieles kleiner als das Granitinselreich des böhmischen Beckens war es doch immerhin geeignet, als Basis für neue Erdbildungen zu dienen. Darum vermochte sich auch damals das Preßburger Becken vom Wiener Becken nicht abzutrennen.

Diese Abtrennung geschah um vieles später. Wann dies stattgefunden hat, wer vermag es zu bestimmen. Was man in der Geologie die Secundärzeit nennt, auch das trug bei zum terrestrischen Ausbaue unserer Gegend. Die Granitmassa war überaus geeignet, den Untergrund zu erneuten geologischen Bildungen zu bieten. Diese jüngeren Gebilde Jura und Kreide lagerten sich, in der Richtung von Stampfen beginnend, in der Linie der kleinen Karpathen in größeren oder geringeren Unterbrechungen ab. Da deuteten diese Gebilde schon die Grenzlinie an, nach deren späterem vollendeten Ausbaue sich das Wiener Becken von dem Preßburger Becken abzuscheiden hatte. Diese

Scheidung geschah aber thatsächlich erst dann, als bei einer erneuten Erdkatastrophe die Producte der Tertiärzeit die Zwischenräume des Granit, der Kreide und des Jura ausfüllten. Damals wurden jene Kiesel-, Tegel-, Kalk-, Sandstein- und Conglomeratschichten abgelagert, welche wir heute am linken Donau-Ufer wahrnehmen. Zur selben Zeit bildeten sich jene mächtigen Tegellager, die jenseits der Donau zu finden sind. Die Zwischenräume füllte die Meeresfluth mit Kiesel und Leithakalk aus und schuf so eine zusammenhängende Scheidewand.

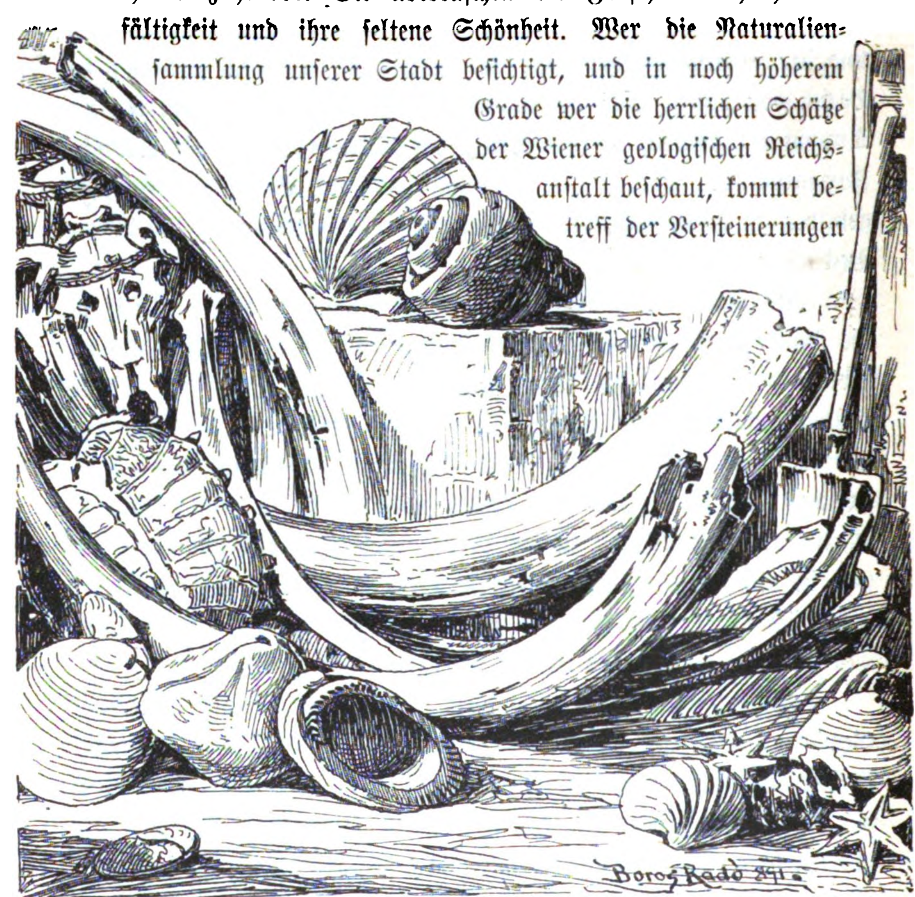
Der Ausbau des festen Landes beschränkte sich in der Tertiärzeit nicht allein unmittelbar auf die Gegend von Preßburg. Nach einer Seite hin erstreckt sich derselbe bis zum kristallinischen Schiefer Böhmens und der rhätischen Formation von Österreich. Dadurch entstand das Becken von Wien. Auf der anderen Seite strich der Ausbau bis zum Trachyt der Matra, bis zur Trias des Plattensees und der rhätischen Formation des Bakony hin. Dadurch war das Becken von Preßburg gebildet, dessen Umfang drei- bis viermal den Flächenraum des Wiener Beckens übersteigt.

Als auch diese Bildungen zu Ende gegangen waren, hatte sich die äußere Landschaft gänzlich verändert. Sowohl das Wiener als das Preßburger Becken, auf dessen Stätte die Wogen des offenen Meeres rollten, wurden nun Buchten des großen Meeres von Pannonien. Dieses Meer bedeckte das weite ungarische Tiefland, den Raum zwischen der Theiß und der Donau nördlich bis zu dem Abfalle der Matra und gegen Osten zu bis zu den Gebirgen Siebenbürgens. Und wie in dem unter Wasser gesetzten Tieflande nur Bergrücken Inseln gleich sich merkbar machten, so erschienen auch im Preßburger Meerbusen die Bergspitzen der kleinen Karpathen als Inseln.

Wie lange Zeit nun diese ungeheuren Massen stehender Gewässer die große Depression überschwemmt haben, das vermag in Zahlen gleichfalls kein Mensch zu sagen. So viel steht unzweifelhaft fest, daß dem Wasser in unserer Gegend keine kurze Herrschaft beschieden war. Diese Herrschaft hat ganze geologische Perioden hindurch gedauert. Wir können darauf schließen, weil das Meer sich während dieser Perioden wiederholt in seiner Beschaffenheit geändert hat. Der

Geschmack des Wassers und seine chemische Zusammensetzung haben sich umgestaltet, weil dem Salzmeere ein Brackmeer und diesem ein süßes Meer gefolgt ist. In dem Maße als das Salzwasser verdunstete und sich mit dem Gewässer der Niederschläge vermengte, wuchs die Herrschaft des Süßwassers, bis endlich in endloser Reihe von Jahren auch das süße Meer verschwunden war.

Daß unsere Gegend von dem ungeheurem Meere überfluthet war, davon gibt die Landschaft selbst das interessanteste Zeugniß. In der allerunmittelbarsten Nähe von Preßburg kommen Versteinerungen in reicher Anzahl vor. Sie überraschen den Forscher durch ihre Vielfältigkeit und ihre seltene Schönheit. Wer die Naturaliensammlung unserer Stadt besichtigt, und in noch höherem Grade wer die herrlichen Schätze der Wiener geologischen Reichsanstalt beschaut, kommt betreff der Versteinerungen



1. Versteinerungen aus der Umgebung von Preßburg.

aus der Bewunderung gar nicht heraus. Eine ganz unbekannt gebliebene festländische und Wasser-Thierwelt steigt vor dem Beschauer auf. Zu Stein gewordene Fische, Amphibien, Säugethiere, Schnecken und Muscheln ziehen in diesen Sammlungen die Aufmerksamkeit an. Eine riesige Meereskuh, deren viele Meterzentner schwere versteinerte Masse unter den wissenschaftlichen Raritäten der geologischen Reichsanstalt prangt, kam in der Gegend von Hainburg zu Tage. Die Aufschriften der verschiedensten Exemplare von Schnecken und Muscheln in ihrer Nähe, verzeichnen das Leitha-Gebirge als ihre Fundstätten. Wer an der Wahrhaftigkeit der Aufschriften etwa zweifelt, kann sich leicht Gewißheit verschaffen, wenn er einen Nachmittagsspaziergang auf den in der Nähe Preßburgs gelegenen Thebner Kogel macht.

Zum Verständniß der geologischen Vergangenheit können wir uns kein besseres und lehrreicheres Buch denken als das, welches der genannte Kogel mit seltener Unmittelbarkeit vor uns ausbreitet. Gerade so wie sich die Versteinerungen in den verschiedensten Varietäten finden, so zahlreich kommen sie vor. Wer ihretwegen einen bequemen Weg wählt, dem genügts, wenn er in Theben oder im benachbarten Neudorf die auf der Straße spielenden, deutsch sprechenden Kinder auffordert, ihm derlei uraltes Zeug zu bringen. Um einen geringen Preis erfüllen die Kinder diesen Wunsch und der bequeme Spaziergänger mag dann schon Abends mit einer schönen Konchyliensammlung heimkehren.

Schicklicher und lohnender aber bleibt es, wenn man sich diese steinernen Überbleibsel einer verschwundenen Urzeit auf etwas mühevollerem Wege sammelt, wenn man da und dort in den rissigen Lagen des Berges herumwühlt und mit eigener Hand die versteinerten Geheimnisse dieser Schichten herausholt. Diesen Weg haben auch jene Naturforscher erwählt, welche beim Studium im Buche des Alls nicht die augenblickliche Neugierde befriedigen und darin nicht Zerstreuung für den Moment finden wollen, sondern aus diesem großartig-herrlichsten Buche begründete Schlußfolgerungen zu dem Zwecke zu gewinnen suchen, um die Menschheit zur Erkenntniß der großen Wahrheiten der Naturforschung emporzuheben.

Und von diesem ihrem edlen Streben sprechen auch bereits beträchtliche Resultate. Durch diese Forscher wurde die ausgegrabene Welt des Thebner Kogels in langer Reihe bekannt. Mehrere interessante Repräsentanten der Classen der Schalthiere, Bryozoen, Echynodermen und Rhizopoden hat man hier gefunden. Aus der Classe der Muscheln (Lamellibranchien) gelangten an fünfundzwanzig; aus der Classe der Schnecken (Gasteropoden) an sieben, von Fischen etwa vierundzwanzig und von Amphibien etwa sieben Arten an diesem Orte zu Tage.[1]) Alle diese Funde stellen zugleich die historische Zeitfolge fest, in welcher diese Arten einander abgelöst haben. Denn die Funde an Conus, Ancillaria, Cassis, Ostrea, Pecten, Arcta u. s. w., sowie an Echinodermen, an Bryozoen und des Halitheriums weisen auf solche Formen der Wasserfauna hin, wie sie nur im miocänen Salzmeere der Tertiär-Epoche vorkommen, während die Trionyx und Cerithien die Repräsentanten der Fauna des miocänen Brak-Meeres sind.

Es gab daher eine Zeit, in welcher da, wo heute die Stadt Preßburg und ihr Gebiet sammt den umliegenden Dörfern liegt, eine der jetzigen ganz und gar fremde Thierwelt leben konnte, weil sie von völlig anderen Lebensbedingungen abhing. Die Arten dieser Thierwelt wimmelten in endlosen Reihen und ungeheuren Mengen durcheinander und rangen der Kargheit der Natur ihre Existenz für so lange in unserer Gegend ab, bis nicht die zur Erhaltung ihres Lebens unumgänglich nöthigen Bedingungen für sie erloschen. Sie waren an Wasser und Klima gebunden. Wie nun Wasser und Klima abnahm oder sich veränderte, so vergingen auch diese Urwesen, welche nunmehr geänderten Lebensbedingungen besser entsprechenden, jüngeren Organismen Platz machten.

An dem Aussterben eines großen Theiles dieser Urwesen trug das Verschwinden des Meeres die Schuld. Sein Aufhören verursachten in erster Reihe die Bodenerhebungen, worunter wir aber durchaus nicht durch terrestrische Kräfte zu Stande gebrachte Niveauerhebungen verstehen.

---

[1]) Das Verzeichniß derselben bei Kornhuber in „Preßburg und seine Umgebung." (Preßburg 1865.)

Diese Bodenerhebungen sind vielmehr durch Ablagerungen hervorgerufen worden. Der Meeresspiegel wurde dadurch erhöht. Der Kubik-Inhalt des Wassers verringert und dessen Qualität verändert.

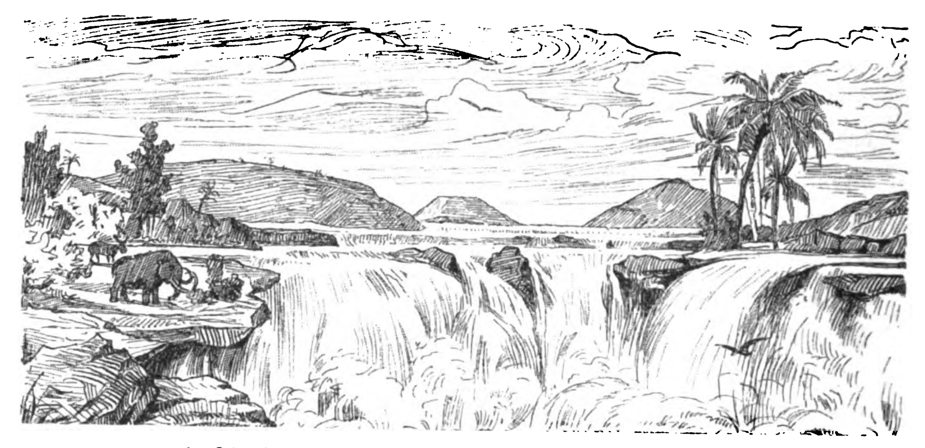
Damals als im Preßburger Donauthal diese Thierwelt Wasser und festes Land bewohnte, war das Klima tropisch. Das Land hielten indische und neuholländische Pflanzentypen besetzt: Palmen, Feigen, Mimosen, Akazien, Magnolien, Myrthen und Cedern. Die Säugethiere waren das Mastodon tapiroides, das Dinotherium Cuvier's, das Rhinocerus Schleiermachers, der Urtapir, u. s. w. Überreste aller dieser Thiere hat man in der Umgebung von Preßburg gefunden.

Schon der Umstand, daß mit dem Ausbaue der beiden Becken das Meerwasser seine Selbständigkeit verlor, brachte es mit sich, daß die Beschaffenheit des Wassers allmälig eine andere wurde, was natürlich zur Veränderung der ganzen Fauna führen mußte. Das Brakmeer bewohnten Cerithien, Trocheen, Rissoen, Delphine, Robben und Trionyx-Überbleibsel dieser letzteren Art kommen bei Preßburg gleichfalls vor. Die Fauna am festen Lande blieb dieselbe wie früher.

Die Zunahme des Festlandes, die Verringerung des Wassers im Becken zufolge eingetretener Bodenerhebung und die Vermehrung der Niederschlagsgewässer rief das Resultat hervor, daß das Meerwasser gänzlich seinen Salzcharakter verlor und sich in süßes Wasser umwandelte. Die Unionen, Melanopsien und Congerien werden von jetzt ab die vornehmsten Formen der Wasserfauna. Auf dem Festlande weideten das Mastodon longirostris und angustidens, das Dinotherium giganteum, Antilopen, Hyänen, das Hippoterium gracile und alle jene Geschlechter, deren analoge lebende Arten in Klein-Asien, im Kaukasus, auf dem Himalaya, in Nord- und Mittel-Asien und in Japan zu finden sind. Überreste des Dinotherium giganteum sind in unserer Gegend gefunden worden. Das Klima war warm im gemäßigten Wechsel. In der Flora erscheinen Buchen, Kastanien, Fichten, Eichen, Erlen, Platanen, Kirschen, Birken, Weiden, Espen, Zimmtbäume und Weißdorn.

Gegen den Schluß der Tertiärzeit war die erneute Umgestaltung unserer Gegend fast vollendet. Auch das süße Meer fand sein Ende.

Stetige Bodenerhebungen bildeten zumeist die Ursache seines Verschwindens. Dabei spielten sich Katastrophen von immenser Kraft sowol im Preßburger Becken, als am östlichen Ende des großen Tiefland- [Alföld] Beckens ab. Die Wände der Becken zerbarsten. Das rief den Abfluß ihrer Gewässer hervor. Was für eine Kraft die Trachytlager bei Visegrad und die krystallinische Schiefer-Flötzung am Eisernen Thore durchbrochen hat, können wir wohl mit großer Wahrscheinlichkeit ahnen,



2. Die Gegend von Preßburg zu Ende der Tertiär-Epoche.

wenn wir sie auch nicht bestimmt zu bezeichnen vermögen. Nicht der Seitendruck des in den Becken befindlichen Wassers, sondern die von beiden Seiten der Beckenwände herabstürzenden Gießbäche und ihre aushöhlende Gewalt vollführten die Riesenarbeit so lange, bis nicht der Rand der Becken bis zum Wasserniveau zernagt war. Dann stürzte bei dem so gewonnenen Spalt das Meerwasser mit elementarer Wucht aus den Becken heraus und setzte nun mit ungeheurer Kraft die stille Arbeit der Gießbäche fort. Dem Ausflusse des pannonischen Meeres folgte der Abfluß des Preßburger Busens und darauf kam die Entleerung des Wiener Beckens. Als das geschah, bot die Gegend um Preßburg eine großartige Scenerie, denn die Gewässer des Wiener Beckens stürzten als grandiose Wasserfälle von den niederen Graten der Leithagebirgskette und den kleinen Karpathen herab.

Nach dieser derart vor sich gegangenen Flucht des Meerwassers gestaltete sich immer bestimmter jener Fluß heraus, welchen wir unter dem Namen Donau kennen. An allen Orten des vom Meerwasser befreiten Bodens bildete sich nun das Flußsystem der Quaternärepoche aus. Auch die Donau suchte ihre Richtung und fand sie unmittelbar da, wo heute die Ruinen der Burg Theben herabschauen von der Höhe ihrer Bergspitzen. Wenn man auf dem Wiener Dampfschiffe unterhalb Hainburg angelangt ist, so überrascht Einen die große bogenförmige Krümmung, welche die Donau an dieser Stelle gegen Osten macht. Man würde meinen, daß die einzig mögliche Richtung des Donaubettes wohl jene wäre, welche sich von Hainburg aus direkte nach Süden, also zwischen dem Hügel der Ruine Hainburg und dem Braunsberge abzweigt. Die Wirklichkeit aber schaut so aus, daß der mächtige Strom vor dem hier sich emporthürmenden geologischen Hindernisse einlenkt. Die Wiederholung dieser Thatsache nehmen wir übrigens auch später bei den folgenden Absätzen des Stromes wahr. Bei Waitzen muß der Strom ebensolche fast rechtwinklige Ellbogen machen wie in der Gegend von der Mündung der Save bis zu der der Drau. Dies geschieht aber nicht deshalb, als vermöchte der Seitendruck der Save die Donau aus der südlichen Richtung in eine andere östliche zu drängen, sondern darum, weil der Fluß in jene neogene Bank hineinströmt, welche sich von Esseg an gegen Dalja zu aus den Bildungen der Quaternär-Epoche horizontal emporgehoben hat. Bei Vukovar beginnt von Neuem die neogene Bildung und zieht sich bis über Peterwardein hinaus. Das mag beweisen, daß die Gewalt des mächtigen Stromes sich nirgends mit den neogenen Eindämmnissen in einen siegreichen Kampf hat einlassen können.

Bei dem Preßburger Becken fällt es auf, daß der Durchbruch mitten durch die Granitmasse selbst geschehen ist, denn daß die zwischen Preßburg und Theben der Breite nach liegende Granitmasse auch jenseits der Donau ihre Fortsetzung fand, erweisen die dort vorkommenden Granitbildungen. Das Schloß von Hainburg steht auf einem Granitfels gerade so wie die Burg von Theben. Zwischen Wolfsthal und Berg erheben sich Granitlager. Das beweist nun klar, daß diese letzteren mit den großen

Granitbildungen des linken Donau-Ufers zusammengehangen haben. Der Durchbruch ist nun entweder so zu erklären, daß auch hier die Gießbäche die Arbeit des Aushöhlens ausgeführt hatten, oder daß die Depression des Granites hier bedeutender war als in dem zwischen der Hainburg und dem Braunsberge liegenden Theile. Dabei ist auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Granitformation an dieser Stelle einen ursprünglichen Riß aufwies, den die Donau mit leichterer Kraftanwendung vertieft und für ihren Abfluß verbreitert hat.

Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, dieser Durchbruch hat die Bedeutsamkeit des späteren Preßburgs fixirt, denn wenn die Donau unmittelbar unter der Hainburg in der Richtung von Wolfsthal und Berg ihr Bett ausgewaschen hätte, so wäre anstatt Preßburg das heutige Kittsee oder Ung.-Altenburg zu wichtigerer Stellung gekommen.

Mit der Vertiefung des Donaubettes erhielt das Becken von Preßburg seine letzte geologische Umgestaltung. Die älteste Periode der Quaternärzeit hat mit diluvialem Löß, Sand und Kies die Senkungen des Strombettes ausgefüllt. Der Löß, diese aus feinen staubartigen Körnern bestehende, rauh anzufühlende, mürbe, gelbgraue oder schmutziggelbe, poröse Erdart, welche in ihren Bestandtheilen kohlensauren Kalk, Magnesia, Kiesel-Erde, Alaun, Eisenoxyd, ein wenig Kali und Natron sowie schwache Spuren von Phosphorsäure enthält, tritt an den nördlichen Rändern unseres Beckens zu Tage und hat da ausgedehnte Terassen geschaffen.

Jenseits der Donau bei Hainburg und Kittsee erscheint der Löß in mehreren Gruppen. Der Diluvial-Kies hat sich von Weinern angefangen unter den Bildungen der Secundär- und Tertiärzeit unmittelbar verschwemmt, während der Diluvial-Sand zwischen der March und den Kleinen Karpathen große Strecken einnimmt.

Die jüngere Periode des Diluviums, das Alluvium, hat auch ihr schönes Stück Arbeit geleistet. Das Gebiet dieser Fluthbildungen umfaßt Weinern, Lanschütz, Wartberg, Sarfö, Csatay mit ihrem Hotter. Ja die ganze Schütt ist eine alluviale Bildung. Weit jenseits der Donau zieht diese Bildung nach Süden. Die Fläche der Preßburger Au ist reines Alluvium, welches mit einer Dicke von vielen Metern

die Formationen der früheren geologischen Perioden begraben und damit zugleich uns auch jene Merkzeichen entzogen hat, die von den Urbewohnern unserer Gegend sprechen könnten, denn wie in anderen Theilen unserer Heimat, wird auch in der Gegend von Preßburg der Mensch erst in der Quaternär-Epoche erschienen sein.

Wer nun das Erscheinen des Menschen in unserer Heimat tiefer herabrückt als die Lößformation ist, geht von der Annahme aus, daß der Löß ein Meergebilde[1]) sei, welcher Annahme aber gerade der Löß selbst widerspricht. Seine Aufhäufungsverhältnisse erscheinen derart, daß wir anzunehmen haben, jenes Meer, welches Löß abgelagert hat, habe zum mindesten auf 400 Meter unsere Gebirgsgegend überragt. Das geht nicht an, denn die Bodenverhältnisse unserer Heimat hätten so große Wasser-Ansammlungen im Becken nicht zugelassen. Andererseits erweisen die Lagerungsverhältnisse des Löß, seine Pflanzen-, Thier- und Stein-Einschlüsse ausschließlich, daß von einem Schlamm-Absatze des Süßwasser-Meeres keine Rede sein kann. Der Löß besitzt keine Schichten.[2]) Wenn hie und da an ihm eine gewisse Schichtungsform zu merken ist, so bleibt das ein außergewöhnliches Symptom und nichts anderes als Absonderung in bankartiger Bildung. Diese ist nun so entstanden, daß die im Löß befindlichen soliden, mergeligen Einschlußtheile, die sogenannten Lößmännchen, in wohl ungefähr geraden, aber nie völlig horizontalen Lagen situirt sind und dadurch die Continuität des Aufbaues von unten nach oben verhindern. Unregelmäßig, aber sehr häufig

[1]) Kreuner: Naturwissenschaftl. Zeitschrift (ung.), 1874, VI. 462. Koch: ebenda 1869, I. 111—112. Derselbe: Geologische Beschreibung der Donau-Trachytgruppe (ung.), 53. 132 ff. Szabó: Geolog. Beschreibung der Umgebung von Budapest (ung.), 1858, 20. Derselbe: Über eine continentalische Erhebung und Senkung im südöstlichen Europa (ung.), 1862. 35, 37 ff. Derselbe: Geologie (ung.), 1862. 35, 37 ff. György A.: Geogr. Mittheil. (ung.) 1884. XII. 9—10. Sueß: Der Boden der Stadt Wien, 1862. 72 f. Cotta: Katechism. der Geologie, 1877. 55—56 ff.

[2]) Peters hebt hervor, daß eine Schichtung in unserem Löß wiewohl er im Laufe der Donau an vielen Stellen die Dicke von 10 Meter hat, nur sehr selten merkbar ist. Die Donau und ihr Gebiet, 291. f. Sueß: Der Boden der Stadt Wien, 69, und Kornhuber: Beiträge zur naturg. Geografie des Preßburger Komitates, XVIII. betonen es ausdrücklich, daß der reine Löß bei vollständigem Mangel jeglicher Schichtung vorkomme.

sind in diesem Lößgebilde Glimmerschuppen eingestreut. Sie finden sich in jeder erdenklichen Lage und verweisen demnach durchaus nicht auf Schichten. Dasselbe gilt von den Muschelschalen.[1]) Wenn von einer Meeresablagerung die Rede sein könnte, so dürfte dies alles nicht vorkommen. Die Schichtung müßte denn eine durchgängige sein.

Gegen die Herkunft des Löß aus wässeriger Ablagerung spricht auch die Ausscheidung der Materialien im Löß. Überall da, wo nämlich der einstige Bestand eines Meeres zweifellos ist, gelangen wir bei der geologischen Classifikation der Becken auf die Ausscheidung der Materialien. In der Nähe des gewesenen Ufers liegt grobes Geröll. Je tiefer wir in das Becken und dessen Mitte hineinschreiten, desto delicater wird das Materialgemenge. Am feinsten ist es in der Mitte. An den Ufern des Oceans stoßen wir auch auf gröberes Geschiebe oder körnigeren Sand. Je weiter wir eindringen, desto zarter wird wieder das Materialgemenge. Inmitten des Ocean gibt es keinen Niederschlag. Unfehlbar zeigt diese Erscheinung die natürliche Ausscheidung der Materialien an und bildet unzweifelhaft bei jeder umfangreicheren Wassermenge ein gleichgeartetes Phänomen. Die Lößbildung zeigt weder bei uns, noch anderswo naturgemäße Ausscheidung der Materialien.[2]) Löß kommt da, wo das Meer einst seinen Rand hatte, in derselben Masse von gleich feiner Vertheilung vor wie dort, wo sich die Mitte dieses Meeres befand. Eben diese Gleichförmigkeit macht es glaubwürdig, daß der Löß sich aus dem Wasser nicht niedergeschlagen hat.

Die Ausscheidung erstreckt sich natürlich nicht allein auf die geologischen Bestandtheile der Materialien, sondern auch auf die organischen Einschlüsse. Da gröbere geologische Materialientheile bis in die Mitte des Meeresbeckens nicht vorzudringen vermochten, konnten auch die massiven Knochen der Ursäugethiere nicht dahin gelangen. Wenn das von den Gebirgen abstürzende Wasser derlei Knochen in das Meer geschwemmt hätte, dann wären sie gewiß nur am Rande

[1]) Richthofen: China. Ergebnisse eigener Reisen und darauf gegründeter Studien, 1877. I, 2. Abschn. Außerdem Verhandlungen der k. k. geolog. Reichsanstalt, 1872. 156, und Naturw. Zeitschrift (ung.) 1877, IX, 411–423. 444–451.

[2]) Sueß: Der Boden der Stadt Wien, 50.

dieses Meeres zu finden gewesen, während wir sie in Wirklichkeit in der Mitte des ungarischen Beckens in den Thälern der Donau, der Theiß und der March antreffen.

Die vorgebrachten organischen Einschlüsse sprechen aber auch in anderer Hinsicht noch gegen den Ursprung des Löß aus dem Meere. Die organischen Einschlüsse des Löß sind ausnahmslos keinerlei Meeresorganismen. Es gibt darin keine Muschel, keine Molluske, keine Schnecke, welche die Natur der Meeresthiere aufweist. In unserem Löß sind Muscheln, Schnecken und Knochen von Arten her, welche auf dem Festlande leben. Selbst Flußmuscheln bilden eine wahre Rarität gegenüber denen, welche an festes Land gebunden waren.[1]) Die Schnecken sind meistens solche Arten, welche heute noch in unseren Wäldern vorkommen oder sich auf kälterem Boden am Gletscherrand oder in Polargegenden aufhalten. Umgekehrt fehlen aber auch nicht unter ihnen die Xerophilen oder Trockenheit liebende Arten. Solche sind die verschiedenen Gattungen von Helix.[2]) Die versteinerten Knochen stammen von solchen Thiergeschlechtern her, welche das Festland entweder in horizontaler oder verticaler Richtung bewohnt haben und noch bewohnen. Solche sind der Urelephant, das Urnashorn, der Höhlenbär, die Höhlenhyäne, der Urhirsch und zahllose kleinere Säugethiere und Amphibien. Ja noch mehr. In den Knocheneinschlüssen spielen auch jüngere Thiergattungen eine Rolle z. B. Maulwürfe, Spitzmäuse und andere Mausarten, von den späteren Hausthieren das Pferd, das Rind, die Ziege, das Schwein. Durch diese Thatsachen wird offenbar, daß die diluvialen und jüngeren am Festlande lebenden Thierarten mit Überresten im Löß gar nicht vorkommen könnten, wenn derselbe ein Meeresgebilde wäre.

Wahr ist es, daß die Überbleibsel dieser diluvialen und jüngeren Thiergattungen von Außen her oder nachträglich in das Lößbecken hätten hineingerathen können. Wenn wir auch dies zugeständen, daß alle diese auf dem festen Lande lebenden Ur- und jüngeren Thiere

---

[1]) Szabó: Geologie (ung.) S. 432.

[2]) Aufgezählt bei Koch: Das Trachytlager der Donau. S. 50—227.

entweder durch Umsturz, durch Versinkung oder durch Abrutschung des Bodens, erst neuerlich in den Löß gelangten, so spricht gegen dessen Herkunft aus dem Meere immer der Umstand, daß darin alle Meeresthier- und Meerespflanzenorganismen fehlen.

Auf das gleiche Resultat führen auch die im Löß wahrnehmbaren botanischen Spuren. Diese bestehen wol nicht in directen Ueberresten von Pflanzen, sondern in Millionen und Millionen winziger Höhlungen, die uns die Form der Wurzeln und Abzweigungen der Pflanzengewächse aufbewahrt haben. Es ist gewiß, daß jeder kleine solche Kanal den Faden der Wurzel einer Pflanze umschloß, welche einst darüber gestanden hat. Wenn man daher eine Lößbank von mehreren hunderten Meter Dicke im senkrechten Schnitte offengelegt betrachtet, hat man als ganz richtig anzunehmen, daß deren dünnste Lage von unten bis oben einst eine Oberfläche gebildet hat, welche mit überreichem Pflanzenwuchs bedeckt war.[1]) Es kann daher von einem Herstammen des Löß aus dem Meere keine Rede sein.

Die Lößbildung führt uns demnach ein für alle Mal auf anderweitige Factoren zurück. Ihre Entstehung fällt in jene Zeit, in welcher das pannonische Becken, beziehungsweise dessen Bucht, das Preßburger Becken vom Wasser schon völlig frei war. Die Bildung des Löß ging der Entwicklung des Flußsystemes nicht voran, sondern folgte ihr d. h. sie entwickelte sich gleichzeitig mit diesem. Die im Löß vorgefundenen Knocheneinschlüsse kamen nicht später dahin, nein — der Löß lagerte sich über diese Überreste. In der Reihe nun, als die einzelnen Thierindividuen einander zuvorkamen oder folgten, bedeckte sie Löß. Im unteren Niveau der quaternären Schichten sind Ursäugethiere, in dem höheren Niveau deren jüngere Arten zu finden. Wo das untere Niveau in Folge der Bodenerhebung des Beckens plötzlich über die Oberfläche herausschießt, da zeigen sich auch die Knochenreste der Ursäugethiere und machen es klar, daß die Urthierwelt den horizontalen Bewohner des unteren Bodens im Becken gebildet hat. Sehr bedeutsam ist dabei der Umstand, daß die Reste von Urthieren bisher zumeist nahe bei den

[1]) Richthofen: Natur. Mitth. IX. 441. Koch ebenda I. 112. Peters 261.

Flüssen gefunden worden sind. Der prächtige Zahn eines Urelephanten, welcher sich zur Zeit im Besitze des Herrn Paul v. Burian befindet, stammt aus dem Marchbette.[1]) Das ist ein Zeichen davon, daß die großen dickhäutigen Wiederkäuer, die Vielhufer, die raubgierigen Fleischfresser, die flinken Rennthiere, sich in Flußgebieten aufhielten. Zugleich spricht es dafür, daß sie nicht von anderen Gegenden her in das Becken hineingeschwemmt wurden, sondern zu solcher Zeit in diesem Becken lebten, als dessen Meer- oder Seewasser bereits abgeflossen waren und das Flußsystem sich schon ausgebildet hatte. Das beweist wol auch die Thatsache, daß die urweltlichen Thierknochen, wie wir es an Exemplaren im städt. Museum sehen, nicht gleich allem Gerölle in Flüssen abgeschliffen und abgerundet sind. Dazu kommt noch, daß sie in vielen Fällen nicht in einzelnen Theilen, sondern in ganzen Gerippen vorkommen. Auf diese Weise wird es begreiflich, wie ihre Ueberreste unter die Decke von Löß kommen und warum die fossilen Reste in der ganzen Dicke des Löß angetroffen werden. Wir sehen es nun ein, es sei zur Erklärung des Vorkommens von jüngeren Thiergattungen im Löß durchaus nicht nötig, zu dem Mittel eines späteren Versinkens oder Abrutschens zu greifen. Auf verendete Thiere lagerte sich dieses Gebilde ab, indem es unter sich alles begrub. Die Fundstellen der begrabenen Thiere bildeten geradeso das obere Niveau des damaligen Territoriums wie die Pflanzen sich oben befanden, welche im Löß die Stätten ihrer Wurzeln zurückließen. Sie alle lebten gleichzeitig mit der Bildung des Löß, nicht am Rande des Wassers, sondern gerade da im Becken selbst, wo beim Beginn der Erdepoche ständiges Wasser ihre Niederlassung einfach verhindert hätte.

Zum Bildungsprocesse unseres Löß haben mit Ausschluß des Meeres verschiedene Factoren beigetragen. Es befindet sich darin Flußschlamm der sich auf den Urinundationsgebieten gerade so wie auf inundirtem Boden der Gegenwart ablagerte, ferner verwittertes Gestein, das von den unter Wasser stehenden Territorien unmittelbar in geeigneten Erdfurchen und Erdmulden abgesetzt wurde, endlich Gletscher-

[1]) Nach einer Angabe von weil. Stephan v. Burian.

Schlamm welcher von den Gebirgshöhen herabkam in die Bodenniederungen oder auf höherem Erdplateau hängen geblieben war. Eben deßhalb läßt sich auch nicht behaupten daß der Löß Ungarns ausschließlich von alpiner Herkunft ist. Der Umfang des Donauquellengebietes schneidet unläugbar tief in die Alpenregion ein und soweit erscheint es ganz zweifellos, daß auf dem Wege der Donau ganz gut eine bedeutende Masse von Gletscherschlamm in das Preßburger und pannonische Becken, gerade sowie in die bulgarischen und thracischen ebenen Flächen, gelangen konnte. Der Löß von Siebenbürgen kam durch die Donau aber dorthin nicht. Offenbar ebensowenig der oberungarische nach Ober-Ungarn, der galizische nach Galizien und der südrussische nach Südrußland. In Siebenbürgen wird der Löß kaum als etwas anderes erscheinen, als wie die Ablagerung der durch die Agentien der Athmosphäre bewirkten Gesteinsverwitterung. Regenwässer, geschmolzener Schnee, reißende Giesbäche, Flüsse und Flußüberschwemmungen trugen zur geographischen Verbreitung desselben bei. Am Bildungsprocesse des Löß der Karpathenniederung halfen außer den Agentien der Luft in großem Maße auch die Gletscher mit. Der Löß des ungarischen Tieflandes ist zum guten Theile solchen Ursprunges. Die Lößlager von Galizien, der Moldau nnd Südrußland bekommen eine große Zubuße an den Gletschern der nördlichen Karpathenseite durch Vermittlung des Dnjester, des Pruth und Szered, aber auch zum Theile von der Gletscherwelt des Nordens, deren südliche Grenze bis zu den Territorien sich herunterzog, wo sie mit dem Wasserquellengebiete des Dnjester und der Weichsel in Contakt traten. Zweifellos, daß im belgischen Löß nicht allein der durch den Rhein vermittelte alpine Gletscher-Schlamm erscheint. Der außerhalb des Rheinstromgebietes gelagerte südwestliche belgische Löß hat seine Materialien von jenen nördlich gelegenen Gletschern erhalten, deren Südgrenze sich von Calais bis Bonn ziehen läßt.

Wenn wir nun die Annahme, es habe sich Löß aus einem lößhältigen Meer zu Boden gesetzt, getrost verwerfen, so fällt auch damit alle Schwierigkeit für die Erklärung dieser Symptome, und nichts wird die Behauptung erschüttern können, daß in unserer Heimath und

namentlich im Preßburger Becken der Mensch bereits in der Quaternärzeit gelebt hat. Dies wird umso gewisser wahr werden, als sich die Funde mehren, welche diese Behauptung erhärten.

Angesichts der unendlichen Dauer der Quaternärzeit kann man jedoch die weitere Frage aufwerfen, in welcher Periode dieses großen Zeitraumes begann denn der Mensch in unserer Heimath zu leben. Die Archaeologie theilt nun die Zeit, in welcher der Mensch bei uns zuerst auftritt, in zwei Abschnitte: in die sogenannte ältere und jüngere Steinzeit. Die erstere charakterisiren rohe, die zweite geschliffene Steinwerkzeuge. Da nun die bei uns vorgefundenen Steinwerkzeuge geschliffen sind, hat man gefolgert, daß der Mensch hier erst in der jüngeren Steinzeit aufgetreten sei, während er in den westlichen Ländern, in Belgien, Frankreich und England, bereits in der älteren Steinzeit gelebt hat, weil dort ungeschliffene, rohe Steinwerkzeuge zu Tage gefördert wurden.

Wir halten jedoch diese Behauptung gleichfalls für irrig, weil die Steinwerkzeuge für den Zeitpunkt ihrer Herstellung keinerlei Beweiskraft beibringen.[1]) Die Bearbeitung des Gesteines zu Werkzeugen hat eine Technik von einförmiger Art beansprucht: bei Werkzeugen aus Kiesel und Obsidian Absprengen, bei allen anderen Steingattungen aber Schleifen und Glätten. Dafür gibt es keinen Beweis, daß die nicht geschliffenen rohen Steinwerkzeuge gänzlich fertige Exemplare wären. Das können auch aus dem Groben gehauene, nicht fertig gewordene Muster sein. Auch bleibt es ohnehin zweifellos, daß bei der Zeitbestimmung von in West-, Süd- und Nord-Europa gemachten fossilen Funden bezüglich einzelner derselben gewiß noch namhafte Reductionen eintreten müssen. Im Auslande, wo die Forschungen über die Urzeit den Anfang genommen haben, wurden viele Fehler, ja vorsätzlicher Betrug und absichtliche Irreführung begangen. Jedoch auch dort, wo die Absicht tadellos und ehrenhaft und dem Interesse der Wissenschaft entsprechend rein dastand, geschahen viele Versehen aus Unvertrautheit

[1]) Dieses habe ich in meiner in ungarischer Sprache verfaßten Abhandlung „Über die archäologischen Typen der prähistorischen Steinwerkzeuge“ (1886) des weiteren ausgeführt.

mit den leitenden Grundprincipien oder aus Einseitigkeit.[1]) In neuerer Zeit ist nun vieles richtig gestellt worden. Denn wie anderswo hat man auch in unserer Heimat auf Grund der Funde angenommen, daß das Erscheinen der Menschen bei uns nicht jünger sein könne, als in allen anderen Städten des Continentes. In Alvincz,[2]) in Kolozs-Monostor,[3]) in Alt-Ruzsin,[4]) in Nándor,[5]) in Groß-Sáp[6]) kommen Funde zu Tage, welche diese Behauptung erwiesen haben. Hauptsächlich hatte das Factum dafür Beweiskraft, daß bei Semlin im oberen Löß Alterthümer aus Thonerde ausgegraben wurden.[7])

Dem Vorgebrachten können wir umso stärkeren Glauben schenken, weil wir nun von einem allgemeinen Grundsatze aus zu folgern haben, daß die westlichen Länder erst später zu ihren Menschenbewohnern gekommen sind. Dieser Grundsatz lautet: Die ursprüngliche Racenwanderung nahm ihren Verlauf von einem südöstlich gelegenen Ursitze aus in nordwestlicher Richtung.

Es würde zu weit von unserem Vorhaben abführen, wenn wir

---

[1]) Das habe ich in meinem 1885 erschienen ungar. Werke: Vergleichende Untersuchungen über den Ursprung und das Alter der heimatlichen und nordeuropäischen prähistorischen Steinwerkzeuge (II. 45—50) mit zahllosen Beispielen belegt.

[2]) Jahrbücher der siebenbürg. Museum-Gesellschaft (ung.) V, 125. Goos: Chronik der arch. Funde in Siebenbürgen, 12.

[3]) Ebenda, V, 127. Goos: c. l. 38.

[4]) Naturwiss. Zeitschrift (ung.) 1871. XIII, 64—65.

[5]) Jahrbücher der siebenbürg. Museum-Gesellschaft IV, 8. — VI, 198. — VII, 149—160.

[6]) Hantken: Geograf. Zeitschrift, 1871 u. Mittheilungen der Wiener anthrop. Gesellschaft, 1871. I, 224. Luschan: Die Funde von Nagy-Sáp in den erwähnten Mittheilungen 1872, II, 301—306. Woldrich: Bemerkungen über den Schädel von Nagy-Sáp in deren Mittheilungen 1873. VII, 102—103. Derselbe: Über bearbeitete Thierknochen aus der Diluvialzeit. Ebenda, XI, 199. Petrino: Über Verwendbarkeit des Löß zur Alterbestimmung anthrop. Funde. Ebenda, III, 55—56. Majláth: Archäolog. Zeitschrift (ung.) IX, 19—22.

[7]) Cotta, der berühmte Geologe, behauptet auf Grund dieses Fundes, daß im großen ungarischen Becken ein großer Binnensee bestand, dessen Ufer und Inseln von Menschen bewohnt waren. Darauf wies der ausgezeichnete Gelehrte bei der Wiener großen Naturforscher-Versammlung des Jahres 1851 hin und brachte die Sache neuerdings wieder zur Sprache. Siehe Naturwiss. Zeitschrift 1874. VI, 156. Peters: Die Donau und ihr Gebiet, 227. Hauer: Mitth. der Wiener anthrop. Gesellschaft, 1871. I, 36.

es untersuchten, von welchem Ursitze aus und wie denn diese Racenwanderung vor sich gegangen ist. Möge nun dieser Ausgangspunkt entweder Indien, Iran, Turan, Mesopotamien oder das Nilthal oder der in der Tertiärzeit in das hinterindische Meer versunkene Erdtheil gewesen sein, für die Colonisation unseres Continentes — was die Thatsache dieser Colonisation anlangt — ist das ganz einerlei. Die Racenwanderung hat man sich für alle Fälle als eine nordwestliche vorzustellen, denn die geografischen Verhältnisse der Fauna und Flora bestätigen es in übereinstimmender Weise, daß unser Continent lediglich von Süden, beziehungsweise von Südosten und nicht wie viele behaupten zu können meinen, von Norden aus bevölkert worden ist. Die Thierwelt der Polarregion zeigt viel weniger Arten, als die Fauna des gemäßigten und südlichen Klimas.[1] In Belgien ist die Zahl der Amphibien doppelt so groß als in England und in England abermals doppelt so viel als in Irland. Die irischen Arten kommen alle in England und die englischen alle in Belgien vor. Ganz ähnlich sind die Pflanzen vertheilt. Die europäischen Pflanzenarten wanderten über oceanische Inselgruppen nach dem Norden, über Schottland zu den Orkney-Inseln und von da nach Shetland, die Far-Oerer, nach Island und Grönland. Die Anzahl der rein europäischen Pflanzenarten beträgt ein Vierttheil der gesammten Flora der Insel Shetland und bildet bereits auf den Far-Oerer-Inseln den vierten, auf Island absolut nur den siebenten Theil der vorkommenden Flora. Je höher wir von Europa aus gegen Norden zu gelangen, um so mehr nimmt die Anzahl der diesem Continente ureigenen Pflanzenwelt ab.[2] Darum konnte aus dieser Thatsache Forbes ganz mit Recht die Folgerung ziehen, daß in Europa das organische Leben sich von Südosten gegen Nordwesten zu hingezogen hat.[3] Das einstmals mit Dänemark

---

[1] Peschel-Leipold: Physische Erdkunde, 1885. 667—761. Schmarda: Die geogr. Verbreitung der Thiere, 1853. I—III. Band. A. Russel-Wallace: Die geogr. Verbreitung der Thiere, 1876. I. II. Bd. und R. Andrée: Allg. Handatlas, 1881. Nr. 8.

[2] Peschel-Leipold: Physische Erdkunde, II, 593—657. Außerdem Griesebach: Die Vegetation der Erde, 1872. sowie Engler: Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Pflanzenwesen, 1882.

[3] Fauna and Flora of British

und Deutschland vereint gewesene Schweden zeigt gerade so wie Island und England gleiche Verhältnisse mit dem Continente auf. Es ist aus diesem Gründe die Meinung Nilsson's und Hildebrand's richtig, laut welcher die Pflanzenwelt, die fleischfressenden Thiere und auf deren Spuren auch der Mensch von Süden nach dem Norden gewandert sind.[1])

Die Funde von Urthieren legen dies belehrend dar. Schottland, Irland, Wales, ja die schichtenreichen Triften des ganzen nördlichen Erdtheiles an beiden Seiten des Atlantischen Oceans sind gewöhnlich sehr arm an Versteinerungen.[2]) Der Höhlenbär, welcher in der Quaternärzeit auf unserem Gebiete sehr häufig ist, hat in Mittel-Europa und in den südlichen Theilen von Rußland zahlreiche Reste seiner Knochen hinterlassen. Aber es bleibt zweifelhaft, daß er nördlich von der Ostsee vorkommt. Auch in Spanien hat man ihn nicht gefunden. Das beweist ganz gleich, daß in Europa die Bewegung der Thier-Racen vom Pontus herwärts ausgegangen ist. Der fossile Höhlenbär kommt in Frankreich, Belgien, Sicilien, in einigen Theilen Deutschlands, sowie in Italien und den Karpathen vor. Doch hat man seine Spur in Schottland, Irland, Preußen, Schlesien, Skandinavien nicht finden können. Daß zu Zeiten der Kriegszüge des Xerxes in den Gebirgen Thessaliens sich Löwen aufhielten, berichten die Geschichten des Herodot. Diese Art machte also dieselbe Wanderung wie der Höhlenbär. Eine andere dem Leoparden ähnliche Löwenart kommt in den Höhlen von Italien, Spanien, Deutschland, Belgien, Frankreich und England, aber nicht in den skandinavischen Provinzen vor. Die geografische Verbreitung der Mammuth-Knochenfunde berechtigt zu ganz gleichen Annahmen. Sie kommen in Nord-Amerika vom Ufer des Atlantischen Oceans bis zum Meerbusen von Eschscholtz, von der Behringsstraße an bis Texas, in Europa von der nördlichen Gebirgsspitze Sibiriens bis zur südlichsten Gemarkung dieses Erdtheiles vor.

Isles. Memoirs of geolog. Survey 1846. I, 344. V. außerdem Falconer bei Dawkins: Die Höhlen, 356. u. Lyell: Das Alter des Menschengeschlechtes, 218.

[1]) Hildebrand: Das heidnische Zeitalter in Schweden, 59. Nilsson: Das Steinalter, 188.

[2]) Lyell wie oben 206.

In Irland hingegen sind sie schütter. In Neapel, sowie in den Pyrenäen gegen Süden zu, auf den Mittelmeer-Inseln und in Skandinavien stieß man auf Mammuthknochen-Funde gar nicht, während dieselben in Dänemark nur zu den Seltenheiten gehören. Diese Thatsachen beweisen nun, daß die großen Dickhäuter vom Pontus herwärts in Europa eine direct nordwestliche Richtung eingeschlagen und dabei einerseits eine Abzweigung nach dem Süden, anderseits eine Abbiegung dieser Richtung nach Norden und Westen gemacht haben. Bis zum Breitengrade von Rom constatiren Daten die vermöge der natürlichen Lage der Insel an sich untrügliche Thatsache, daß die Fauna und Flora Italiens von den Alpen weg in südlicher Richtung herabzog. Unbezweifelte Reste des heute noch lebenden afrikanischen Elefanten hat man wohl in Süd-Europa, aber nicht in dessen nördlichem Theile gefunden. Der Elephant der Urzeit wohnte in der Quaternär-Epoche sicher auch in Nord-Europa, in England, doch hat er in Skandinavien keine Spur zurückgelassen. Am Rhinoceros der Urzeit merkt man dasselbe Phänomen der Wanderung wie am Mammuth. Es hat sich über Mittel-Europa ausgebreitet, von wo es kreisförmig einerseits bis nach England, andrerseits bis in die allernördlichsten Gegenden von Sibirien gezogen ist. Diese Urart des Rhinoceros scheint jedoch die Alpen und Pyrenäen nicht überstiegen zu haben. Man hat es nicht im Süden, in Sicilien und Malta, noch im Norden wie Irland, Skandinavien und Amerika gefunden. Ganz gleich dem Mammuth ist es denselben Weg gewandert, nur hat es einerseits die in die neue Welt führende Erdzunge nicht durchschritten und kam andrerseits in einer Ausbiegung nach der Seite nicht nach Italien. Es ist nichtsdestoweniger eine hochinteressante Erscheinung, daß wir in Mittel-Asien die Knochen des Rhinoceros, dieses treuen Begleiters des Mammuth, vorgefunden, dieselben aber in unseren Höhlen niemals angetroffen haben, wohl aber im Norden von Deutschland auf solche gelangen. Da ist es nun klar, daß das Rhinoceros, als es mit dem Mammuth vereint gegen Norden zog, unseren Welttheil mit ihm auch verlassen hat. Das Rennthier widerlegt durchaus nicht die große Zeugenschaft der aufgezählten quaternären Thierarten. Wenn diese Hirschart heute noch in

Nord-Skandinavien lebt, aber in Mittel- und Süd-Europa nicht existirt, so beweist dieser Umstand nicht, es sei die Wanderung dieser Thierart etwa von Norden ausgegangen. Das fossile Rennthier kommt sehr oft in Mittel-Europa vor. Einst war es häufig in England, Schottland, Frankreich, Italien, in der Schweiz, in Ungarn und in anderen europäischen Ländern. Wo das Mammuth und das wollhaarige Rhinoceros lebt, da ist auch das Rennthier. Wie aber das erste von Süden nach Norden, beziehungsweise nach Nordosten zog, zog auch das Rennthier mit, welches diese quaternären Arten überlebt hat. Den Proceß, wieso es noch heute immer weiter hinaufzieht, kann man sichtlich verfolgen. In demselben Maße, mit welchem die Civilisation des Südens im Norden mehr vorrückt, in demselben Verhältnisse retirirt vor ihr der Lappe und mit ihm das Rennthier. Doch außer dem Rennthier und anderen Hirscharten zogen auch der Auerochse, die Antilope, die Wandermaus, die grönländische Schnee-Eule, das Schneehuhn der Alpen, das Murmelthier und unzählige andere Gras- und Fleischfresser gegen den Polarkreis. Der Moschusochse ist nur mehr in Nord-Amerika anzutreffen. Das Rennthier bewohnte zur Zeit Julius Cäsars den hercynischen Wald. Das Elennthier weidet nur noch an den südlichen Ufern des östlichen Oceans und hat doch noch in historischer Zeit in den Alpenthälern und Schluchten des Jura geäst.[1]) Vom Sperling ist es erwiesen, wie er während der Herrschaft Roms von den neuholländischen Inseln nach Deutschland und von da nach Norwegen bis zum 70. Grad nördlicher Breite und im XVIII. Jahrhundert sogar nach Sibirien gewandert ist.[2]) Mit kurzen Worten die Artenwanderung der Urthierwelt beweist klar und unwiderlegbar die südöstliche Strömung, welche auch für den Menschen zwingende Kraft hatte.[3])

---

[1]) Lubbock: Die vorgeschichtliche Zeit, II, 1—22. Dawkins: Pleistocene Mammalia in der Palaeont. Societ. XVIII. Bd. Reboux: Compte rendu 1876. I. Schaffhausen: Funde von Mammuthknochen in Niederösterreich in Mittheilungen der anthr. Gesellschaft, XII, 60—64. Much: Über die Zeit des Mammuth, 1881. Olfert: Die Überreste vorweltlicher Riesenthiere in den Mittheil. der Berliner Akademie, Sitzung vom 13. Juni 1839.

[2]) Peschel-Leipold: Phys. Erdkunde. II, 709.

[3]) Sehr treffend sagt daher Vogt: Es scheint als ob die Natur gebieten würde

Das Gesagte laßt sich nun auch von den Funden versteinerter Pflanzen behaupten. Wo man bisher die Pflanzenwelt der Tertiärzeit untersucht hat, dort haben derlei paläontologische Untersuchungen stets werthvollere Resultate beigebracht, welche entgegen einer Vielheit von Stammsitzen die organische Welt als aus einem Ursitze entwickelt hinstellen. Es kann jedoch nicht geläugnet werden, daß die geographische Vertheilung der Pflanzenwelt viele und große Probleme aufrollt. Das Aufhellen der Urwelt wird dieselben früher oder später ohne jedwede Gewaltsamkeit gerade so erklären können, wie es schon jetzt den größten Theil der Phänomene der Thiervertheilung klar dargelegt hat. Dieses Aufdecken wird den Schlüssel zum Verständniß dessen darreichen, wie die Oscorea pyrenaeica, deren einzelne Arten streng tropisch sind, von den Pyrenäen in das ewige Eis gekommen ist, wie des weiteren sich die Waldföhre (pinus excelsa) in Macedonien und dann in Afghanistan zeigt, aber an dazwischenliegenden Orten nicht finden läßt. Nur durch fortgesetztes Aufhellen der Urwelt wird man Klarheit darüber erlangen, wieso es kommt, daß man auf Hochgebirgen von Borneo, auf Tasmanien die Pflanzenwelt des Himalaya, auf dem Himalaya die Pflanzenarten und Pflanzengeschlechter der amerikanischen Anden und sonstigen Höhenzüge, auf den Alpen von Tasmanien und Australien aber die Pflanzenformen von Neu-Seeland, dem Feuerlande, den Anden und Europa findet. Da liegt eines der schwierigsten aller Räthsel. Wol ist das Vorkommen von fünfzig nördlichen Pflanzenarten im Feuerlande (Patagonien) jüngstens durch den Scharfsinn und die Kenntnisse eines deutschen Botanikers beseitiget worden.[1]) So werden sicherlich auch die übrigen Räthsel ihre Lösung finden, denn die Macht der Wissenschaft besteht im Erringen von Resultaten.

Wenn also nach dem Gesagten die Racenwanderung nur als eine nordwestliche denkbar ist, so kamen das Becken der mittleren Donau und das von Preßburg um 5—6 Breitegrade näher dem ursprünglichen

— jetzt wie vordem — daß alle Thiere gegen Norden wandern. Urgeschichte des Menschen in der in Budapest gehaltenen Vorlesung. Naturgeschichtl. Mitth. (ung.) 1870, II, 77.

[1]) Grisebach: Die Vegetation der Erde, II, 496. Peschel-Leipoldt: Phys. Erdkunde, II, 648—657. Peschel: Ausland, 1868, 146.

Stammsitze zu liegen, als die von uns mehr gegen Westen und Norden sich erstreckenden Länder. An sich betrachtet ist das ein Argument von Bedeutung dafür, daß die Colonisation der mittleren Donau wol jünger, aber durchwegs älter ist als die von West- und Nord-Europa. Die von Südosten ausgegangene, gegen Südwest sich hinziehende Racenströmung wäre nur dann keine zwingende, wenn man anzunehmen hätte, es sei die Wanderung des Menschengeschlechtes keine continentale gewesen, wie die Wanderung der Thiere und Pflanzen es gewesen ist. Nun hat es thatsächlich Gelehrte gegeben, welche die Behauptung aufgestellt haben, den Menschen habe bei seiner Wanderung nicht das feste Land (der Continent), sondern das Meer geleitet.[1]) In diesem Falle hätte demnach das mittlere Donaubecken, das weitab vom Meere liegt, um vieles später seine ersten Colonisatoren erblickt als Italien, Frankreich, die deutschen Lande, England, Dänemark, Schweden und Norwegen. Kurz gesagt, unsere Heimath erschiene in diesem Falle gerade als das letzte Niederlassungsland von ganz Europa, weil die Racenwanderung bei solcher Annahme sich zu Folge Vermittlung des Mittelmeeres, der apenninischen Halbinsel entlang, mit Beiseitelassung von Ungarn auf den westlichen Abhängen der Alpen in den Thälern der Rhone, Garonne, Loire, Seine, Saone und des Rheins verbreitet hätte. Von da wäre diese Wanderung sodann theils nach England, theils längs des Meeresufers in das Elbethal gekommen, wo sie den Weg nach Skandinavien eingeschlagen habe. Erst, nachdem dies alles vorüber war, hätte sich die Bewegung durch die Thäler des Rheines, der Oder und Weichsel gegen die Donau zu hingezogen, von welcher sie dann in die ungarische Tiefebene hinabgeführt worden sei.

[1]) Unter diese kann ich jedoch Kossuth nicht zählen, der gegen Baron Nyáry in Abrede gestellt hat, daß die Urcivilisation aus Asien über Ungarn nach Europa gekommen sei. (Studien (ung.) veröffentlicht vom archäol. Anzeiger (ung.) Neue Folge 1883. II, 176—180) Kossuth spricht wol von der Civilisation, hier ist aber von Colonisation die Rede. Die Civilisation der Metallzeit ging thatsächlich dem Meere entlang, die Colonisation der Urzeit aber konnte factisch am Meere nicht vorwärts kommen. Die Urcolonisation war einfache Völkerwanderung. Die Civilisation war keine Völkerwanderung. Der Mensch folgte den Wanderstraßen der Thiere und Pflanzen. In der Auseinandersetzung Kossuth's steckt jedenfalls der Irrthum, daß er Civilisation und Colonisation nicht streng voneinander getrennt hat.

Schade, daß die Racenwanderung auf dem Meere keine Wahrscheinlichkeit für sich hat und eigentlich ganz und gar unbegreiflich ist. Man kann es sich nämlich nicht vorstellen, daß eine Race, welche außer steinernen keine anderen wirkungsvolleren Werkzeuge besaß und im besten Falle nur über einen zum elendesten Fahrzeuge roh zugehauenen Baumstamm verfügen konnte, einen so weiten Wanderweg über das Meer unternommen hat, als die Hypothese in Anspruch nimmt. Der Mensch der Steinzeit war zu unvermögend, als daß er sich in seinem Triebe nach Vorwärts vom festem Lande zu trennen vermochte. Vor den ungeheueren Schwierigkeiten des Verkehres am Meere verschwinden fast die Hemmnisse der Communication am Lande mit ihren orographischen Hindernissen. Die Urweltthiere sind von den riesigen Bergketten nicht aufgehalten worden. Alpen, Karpathen, Pyrenäen haben die dickhäutigen Thiercolosse nicht still stehen gemacht. Der Mensch, welcher auf der Wanderstraße der festländischen Thierwelt einherzog und in mehr als einer Hinsicht ihr Erbe wurde, hat offenbar Schwierigkeiten und Hemmnisse leichter überwunden. Das Meer war aber immerdar für ihn ein solches Hinderniß, über welches er sich nicht hinwegsetzen konnte.[1])

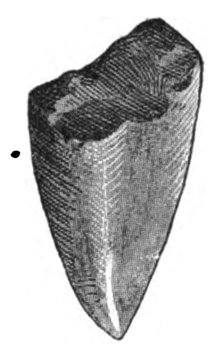
Wenn wir nun nach dem Gesagten erwägen, daß in den von uns aus westlich liegenden Ländern, wie Belgien, Frankreich, der Schweiz, Spanien, Deutschland, Österreich, Mähren und Steiermark der diluviale Mensch oder die Gleichzeitigkeit des Urmenschen mit dem Mammuth constatirt worden ist, so können wir darob nicht im Zweifel sein, daß zuerst das der Racenwanderung viel näher gelegene Ungarn und besonders auch dessen Preßburger Becken dem Menschen des Diluvium als Niederlassungsstätte gedient hat. Wir legen daher angesichts dieser allgemeinen Folgerung gar kein Gewicht auf die Ansichten der Schriftsteller, daß der Urmensch in Ungarn aus jüngerer Zeitperiode stamme als das Mammuth.

Bis jetzt hat man im Preßburger Becken — wir verschweigen es nicht — keine solchen Funde gemacht, welche hier das Nebeneinander-

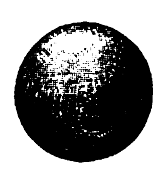
---

[1]) Peschel hat es interessant erwiesen, daß die Wanderungsfähigkeit der Völker auf dem Meere sich am spätesten entwickelt hat. Völkerkunde, 201—214.

sein der Menschen mit dem Mammuth bestätigen. Doch ist das noch kein Beweis dafür, daß sie nicht zusammen gelebt haben. Am Eingange haben wir erwähnt, daß die jüngste geologische Bildung: das Alluvium in ungeheuren Massen das Diluvium bedeckt. Als man vor mehr als zwanzig Jahren in Preßburg das Primatialzinshaus in der Lorenzerthorgasse gebaut hat, fand man die Reste einer römischen Straße in einer Tiefe von neun Fuß unter dem heutigen Gassenniveau. Als vor zwei Jahren die Pfeiler der König-Franz-Joseph-Brücke in der Donau fundirt wurden, kam man in einer Tiefe von vielen Metern auf Bronzegegenstände, welche die nebenstehende Tafel darstellt.[1]) Wie im jüngst verflossenen Herbst die Canalisirung der Stadt bis in die Klarissergasse fortgesetzt wurde, lagen die römischen Bronzefibeln zwei Meter tief unter dem Boden der Straße. Das Niveau unseres Beckens lag demnach zu jener Zeit, als die Urbewohner schon Metalle zu mischen verstanden oder zum mindesten aus gemischten Metallen verfertigte Geräthe gebrauchten, und auch noch zu römischer Zeit so tief unter dem gegenwärtigen, als sich die Bronzfunde und Mauerreste vorgefunden haben. Wir können daher sicher annehmen, daß die Geräthe und Werkzeuge der Steinzeit, welche der Bronzezeit vorangeht, viel tiefer verborgen liegen.



3. Steinaxt.



4. Steinkeulenkopf.

Wir wundern uns daher auch nicht, daß in Preßburg und seiner Umgebung an prähistorischen Funden so wenig zu Tage gekommen ist. Was wir an Steinwerkzeugen kennen, ist das Fragment einer Steinaxt, welches im Preßburger Hotter in der Ried Fuchsleuthen gefunden wurde.[2]) Gleichfalls aus dem Preßburger Hotter stammt der prachtvolle Keulenkopf aus Basalt, welcher sich im Besitze des Prof. Joseph Könyöki befindet und wegen seines durch Bohrung hergestellten Stielloches von

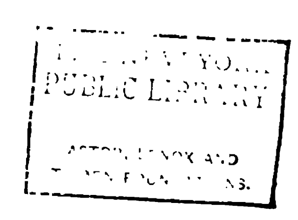
[1]) Diese Bronzegegenstände befinden sich jetzt im Besitze der Frau Rosa Döhner und verdanke ich deren Zeichnung der Freundlichkeit des Frl. Fried. Droßy.

[2]) Zur Zeit im Besitze des Hr. M. Spitzer, durch dessen Güte ich davon die gelungene Zeichnung von der Hand des Hr. R. Boros reproduziren kann.





In der Tiefe des Flußbettes bei Preßburg aufgefundene Bronce-Meißel.



Bedeutung ist. Auch macht eine ältere Aufzeichnung[1]) davon Erwähnung, daß hier sogar ein Meißel aus Kupfer gefunden wurde, wiewol schon die Funde von prähistorischen Steinwerkzeugen in von Preßburg etwas entfernter aber dennoch im Preßburger Becken liegenden Ortschaften wie Darno, Frauendorf, Remete, Lipold, Stampfen, St. Georgen auf gleiche Weise an sich das Bewohntsein unseres Beckens zur Steinzeit bezeugen.[2]) In dem Terrain zwischen Rohrbach und Blassenstein ist man gleichfalls auf eine Steinaxt mit Durchbohrung gestoßen.[3])

---

[1]) Pulßky: Die Kupferzeit in Ungarn (ung.), 27.

[2]) Arch. Anz. (ung.) VII, 402. Archäol. Führer (ung.) I, 118 und das Protocoll der arch. Classe des ung National-museums 1876, S. 413—427 Nr. 1—486.

[3]) Zur Zeit in der Sammlung des Preßburger evangelischen Lyceums in Aufbewahrung, wo Prof. Martin Györik die Güte hatte, mich darauf aufmerksam zu machen.



II.

Das Alterthum. Die Gegend zur Zeit der Herrschaft Roms und der Völkerwanderung. Die Herkunft des Stadtnamens.

Sowie wir bis jetzt bei der Bestimmung der Geschehnisse keine Jahreszahlen anzugeben vermochten, so können wir auch nicht die Frage aufwerfen, wie viel Jahre zogen dahin, bis nach dem Erscheinen des Menschen der Stein- oder Bronzezeit die historische Zeit, das Zeitalter der Geschichte, eintrat? So viel ist sicher, daß man auch da mit Jahrhunderten und Jahrhunderten zu rechnen hat.

Die historische Zeit, das Zeitalter der Geschichte, beginnt in unserem Lande mit der Periode der Herrschaft Roms. Vor dieser römischen Periode wissen wir so gut wie nichts über die Gegend der mittleren Donau. Die griechischen Schriftsteller, welche ihr Wissen von Kaufleuten aus dem Pontusgebiete hatten, haben uns gar spärliche Daten aufbewahrt. Die dämmernden Kenntnisse des ungefähr ein halbes Jahrtausend vor Christus lebenden Historikers Herodot reichen nicht über die Theiß. Vom ethnographischen Gesichtspunkte können wir nur seine Mittheilung als werthvoll herausheben, daß am Ursprunge der Donau Kelten wohnten.[1]) Wol liegt das nordwestliche Landgebiet unserer Heimath gar weit vom Ursprunge der Donau, aber dennoch ist die Behauptung, daß es die Kelten gewesen seien, welche von dem

[1]) **Musarum Lib. IV. c. 49.**

Grenzsaume Galliens nach Brittanien, Italien und Böhmen ausschwärmten und sich auch in den Gegenden der mittleren Donau seßhaft machten, mehr als eine bloße Ahnung. Böhmen wurde thatsächlich keltischer Boden. Diese Volksart voll Lebenskraft ließ sich ständig in das böhmische Becken nicht einzwängen. Daß sie mährischen Boden betrat und nach Nord-West-Ungarn kam, ist zweifellos, denn in den Geschichtsbüchern des Tacitus erscheinen die Kelten als Nachbarn der Jazygen.[1])

Diese Kelten sind auch über die Donau in größeren oder kleineren Schwärmen herübergekommen und haben alles Donaugebiet bis zur Drau besetzt. Man unterschied sie nur nach den Namen. Die oberungarischen Kelten hießen Bojer, die jenseits der Donau wohnenden Skordisker.

Nirgends hat man gelesen, daß die Bojer mit den Skordiskern je Streit geführt hätten. Es ist daher gestattet daraus zu folgern, daß sie längs der mittleren Donau freundschaftlich verkehrten. Wenn nun dies der Fall war, so konnte der am stärksten typisch ausgeprägte Platz an der Donau, die Umgebung von Preßburg, nicht ohne jegliche Rolle geblieben sein. Die Kelten waren ein solcher Volksstamm, welcher trotz aller Rohheit sich durch Sinn für Civilisation von den übrigen gleichzeitigen Völkern hervorthat. Keltische Münzen beweisen das zur Genüge.[2]) Die Bojer begannen schon zeitlich die Ausbeutung der oberungarischen metallreichen Bergwerke. Die Skordisker zeichneten

---

[1]) Annales II, 63.

[2]) Diese Münzen sind in unserer heimischen Literatur als barbarische Münzen erwähnt und werden bald den Kelten, bald den Quaden, bald den Markomannen zugeschrieben. Mommsen (Geschichte des röm. Münzwesens 698) eignet sie den Quaden oder den Markomannen zu, die derzeitigen Wiener Numismatiker erklären sie als von keltischer Herkunft. Wir neigen uns aus mehrfachen Gründen zur letzteren Ansicht und erwähnen, daß sie in West-Ungarn im Neutraer, Trencsiner und besonders im Preßburger Komitate häufig vorkommen. Die auf der nächsten Seite mitgetheilten vier Münzen sind Funde aus dem Preßburger Komitate. Der eine BIATECVS wurde in Breitenbrunn, der andere in Wartberg gefunden, der NONOS in Malaczka. Die Münzen selbst sind jetzt im Besitze der Herren M. Spitzer und Dr. Moritz Wertner. Auch wurde ein Biatecus bei der Kanalisation der Michaelergasse zu Tage gefördert, welcher im Besitze Sr. k. u. k. Hoheit des Erzherzog Friedrich sich befindet, der durch den Erwerb desselben sein edles reges Interesse für Alterthümer bekundet hat.

sich mehr durch Landwirthschaft und Thierzucht aus. Die Erzeugnisse ihrer Arbeitsamkeit und ihres Fleißes tauschten die zwei verwandten Stämme gewiß an der Donau aus und wieder steigt die Ahnung vor uns auf, daß das Gefilde von Preßburg schon in diesen grauen Vorzeiten lebhafte Menschenzusammenkünfte und Naturalienmärkte gesehen habe.



5. a—d. Barbarische Münzenfunde aus der Umgebung von Preßburg.

In dem Momente als die Römer im Donaugebiete auftraten, veränderten sich sofort dessen ethnographische Verhältnisse. Der Name Kelten begann zu verschwinden. Die Schriftsteller sprechen im jenseitigen Donaugebiete nur mehr von den Pannoniern. Der harte und entschiedene Widerstand aber, welchen diese Pannonier den sie unterjochenden Römern entgegensetzten, spricht sehr laut dafür, daß man es mit keltischen Stämmen zu thun hat. Möge nun ihr Muth, ihre Tapferkeit und ihre Geschicklichkeit noch so groß gewesen sein, das eine vermochten sie doch nicht, der Kriegstechnik und dem Kriegsglücke der Römer auf die Dauer zu widerstehen. Pannonien wurde eine römische Provinz und nun wanderte die Cultur Rom's in diese Gegenden ein. Zufolge dieser Cultur und schon im Allgemeinen zufolge der römischen Einrichtungen zeigt sich ein auffallender Unterschied zwischen den Gegenden am rechten und am linken Donauufer. Das römische Reich erstreckte sich nur bis zur Donau. Das jenseits der Donau liegende

Gebiet, — das heutige nordwestliche Ungarn, blieb auch fernerhin keltisch. Immerhin bleibt es doch seltsam, daß die Römer bei der Donau als Grenze stehen geblieben sind. Kaiser Augustus bezeichnete die Donau ausdrücklich als Ummarkung des Reiches und dabei ist es auch bis zur Eroberung Daciens verblieben. Unbedingt muß Trajan eine sehr schwer ins Gewicht fallende Veranlassung gehabt haben, als er die Donau überschritt und daranging, Dacien zu unterwerfen.

Wir können nicht annehmen, daß die römische Staatspolitik der Folgerichtigkeit entbehrt hätte, wornach sie an der unteren Donau eine ganz andere gewesen wäre als an der mittleren Donau, wiewol es so den Anschein hat. Die Verhältnisse an der unteren Donau lagen anders als an der mittleren und sie brachten es mit sich, daß die Römer ganz anders mit den Daciern als mit den Kelten verfuhren. Die in den Gebirgen Siebenbürgens seßhaften Dacier bildeten ein unter einem entschlossenen Fürsten stehendes, im Kriege gestähltes Volk. Der Fürst dieses Volkes war weit davon entfernt, sein Volk dem Joche Roms entgegen zu führen und sein Land unter römischen Schutz zu stellen. Er trat vielmehr selbst als Eroberer auf, im Anfange mit so viel Glück, daß die Römer vor ihm zurückweichen mußten. Diese Vorfälle machten es immer mehr zweifellos, daß das dacische Volk mit seiner ganz unmittelbaren Nachbarschaft am Römerreiche dasselbe mit ständiger Gefahr bedrohe. Die Römer mußten daher nothwendigerweise trachten, Dacien zu unterwerfen und thaten dies um so mehr, als diese Unterwerfung auch sonst einen doppelten Gewinn einbrachte. Einerseits hörte mit der Vernichtung der dacischen Macht die stets drohende Gefahr für das Reich auf und andererseits konnten die Römer durch die Eroberung dieses Landes in den ungestörten und völligen Besitz aller jener Schätze der Natur gelangen, welche in den Gebirgen Siebenbürgens angehäuft sind. Siebenbürgens Salz und Gold reizte die Römer mächtig zur Eroberung an. Sie haben diesen Trieb befriediget, mit dem Beginn der ersten Jahrhunderte Dacien thatsächlich erobert und als Provinz ihrem Weltreiche einverleibt.

Nicht auf diese Weise ereigneten sich die Dinge vor Unterwerfung des dacischen Bodens in den nordwestlichen Gegenden unserer Heimath.

Hier überschritt Rom nicht als erobernde Macht die Donau. Der nordwestliche Theil unserer Heimath wurde ebensowenig auf gleiche Art dem Reiche einverleibt wie der zwischen der Theiß und der Donau liegende weite Boden des ungarischen Tieflandes. Wol war dieses Territorium reich an fruchtbarem Boden und saftigen Triften, aber die Römer hatten keines von beiden so nötig wie das Salz und das Gold Siebenbürgens. Der römische Hirt fand gräserreiche Weideplätze genug auch innerhalb der Donau. Reiche Ernte gewährende Fruchtfelder gab es in Fülle in Pannonien und schon darum waren die Römer nach unserem an Holz, Bausteinen und Metallen armen Tieflande gar nicht begierig. Das hätten sie mit leichter geringer Mühe in ihre Hand bekommen können, um vieles leichter als Dacien, welches ein heldenmütiger Fürst und ein waffenkundiges Volk vertheidigte. Die zwischen der Theiß und der Donau lebenden Jazygen bildeten gewiß ein tapferes Volk, aber es suchte seinen vornehmsten Beruf mehr in der Thierzucht, als in kriegerischen Unternehmungen. Wenn es auch an den Grenzscheiden das römische Volk beunruhigen wollte, so war doch der römische Militärgrenzcordon stark genug, die Unruhestifter mit blutigen Köpfen heimzujagen.

Eben darum, weil Rom nur aus Berechnung unterjochte, glauben wir, daß seine Begier, die westliche Gegend unserer Heimath, wie sie sich unten an den Karpathen hinstreckt, ebenfalls zu unterwerfen oder diese zum mindesten seinem unmittelbaren politischen Einfluß zu unterstellen, gleichfalls auf wichtigen Beweggründen beruht hat.

Den Besitz der ausgiebigen Eisen-, Kupfer-, Silber- und Goldbergwerke Oberungarns wünschte Rom hier eben so heftig wie in Siebenbürgen. Weil nun die in diesen Gegenden seßhaften Kelten später die Quadenstämme, der Habgier des römischen Volkes keinen namhaften Widerstand entgegenstellten, wie die Dacier an der untern Donau, so hielt man es in Rom für gar nicht nöthig mit Kriegsgewalt gegen diese Stämme vorzugehen und diesen Theil unserer Heimath zu unterwerfen. Die Kelten und die Quaden wurden Schutzvölker Roms. Sie standen unter römischer Oberhoheit und überbrachten gemäß Abmachungen die Schätze ihres Landes.

Das ist der Grund, warum in den nordwestlichen Comitaten (Gespanschaften) Ungarns die römische Cultur zu keiner solchen Blüthe kam wie in Siebenbürgen. Es wäre aber wieder ein arger Irrthum zu glauben, daß die Spuren der römischen Niederlassung in dieser Gegend nicht über die Donau hinüberreichen.

Gerade in jüngster und allerjüngster Zeit kamen in der Nähe von Preßburg solche Spuren zu Tage, die es unzweifelhaft machen, daß die Römer sich auch hier niedergelassen haben, wenn auch das Land aus mehrfachen Gründen nicht zum Reiche geschlagen worden ist.



6. Metallgegenstände aus der Bronze-Werkstätte Stampfen.

Die Spuren einer solchen ständigen Niederlassung, so weit wir sie bis jetzt kennen, finden sich in Theben-Neudorf, in Maaßt und in Stampfen. Bei Theben-Neudorf antike, den Römern zugeschriebene Grundmauern.[1]) Bei Maaßt außer römischen Lampen Aschenkrüge,

[1]) Von einem Castell auf dem Hügel bei dem Dorfe Ungarisch-Neudorf an der March glaubt Herr Honz die Spuren gefunden zu haben, indem sich dort ein altes massives Mauerwerk, nicht unähnlich dem Wandreste einer Scheune darstellt; bei näherer Besichtigung finde man zugleich die Spuren eines alten Festungswerkes mit Bastionen und Eckronbells über die ganze Anhöhe ausgebreitet. Nach der Ansicht Kenner's tragen diese Reste, wenn auch die Localität der Existenz eines römischen Castrums nicht widerspräche, die Spuren römischen Ursprunges. Doch wären früher die Qualität des Mörtels und die römischen Ziegelmarken genauer zu bestimmen. (Beiträge zu einer Chronik der archäolog. Funde in der österr. Monarchie. IX. Fortsetzung. Archiv für österr. Geschichte, Wien 1870. 38. Bd. 273.)

Opfergefäße, Münzen und die Reste eines Castelles.[1]) In Stampfen, welches als eine Ur-Bronzewerkstätte in unserer archäologischen Literatur auftritt,[2]) mit der Marke „Leg. X." versehene römische Ziegel und Wasserleitungsröhren,[3]) sowie sogar Überreste eines römischen Bades,[4]) das wohl auf mehr als ein bloßes Castrum deutet, weil ein Castrum (Lagerplatz) nur das Denkmal einer vorwiegend militärischen, dabei veränderlichen, zu zeitweiligen Kriegsoperationen verwendeten Haltestelle ist, wo hingegen ein Bad auf eine mehr civile, daher ständige Niederlassung hinweist.[5])

Nach diesen Funden verbleibt es unzweifelhaft, daß das von

---

[1]) Bei dem Dorfe Máßt wurden schon öfter römische Alterthümer (Lampen, Aschenkrüge, Libationsgefäße nebst Münzen von Hadrianus, Antoninus P. und Faustina also aus der Mitte des II. Jahrhunderts nach Christ. gefunden, welche den Verfasser des „rudus Másztense" in Belii Notitia Hungariae II, 274, auf die Vermuthung brachten, „daß Máßt auf den Trümmern einer uralten Römerstadt oder eines Castelles stehe." Diese Vermuthung wird durch neuere Funde und Nachgrabungen bestärkt. Herr Honz untersuchte zunächst den Máßter Hügel genauer und fand einige Klafter von der Kirche an der Mittagsseite „deutliche Spuren der Wandlänge des Castells, zumal im vorderen Eckfundamente aus größeren Steinen mit noch dazwischen haftendem Mörtel." Auch auf der andern Seite der Kirche fanden sich einige wenige Spuren, welche hinreichen, die Breite des Castelles auf 16 Klafter anzugeben. Kenner, ebenda 273.

[2]) Hampel: Denkmale der Bronzezeit (ung.) I 1. Tafel. Von daher stammt auch unsere Illustration.

[3]) Bei einer Kellergrabung vor dreißig Jahren in dem Grunde eines der Häuser der Neugasse in Stampfen, stieß man auf einen unter der Anhöhe fortlaufenden gemauerten Canal und förderte mehrere Stücke von Wasserleitungs-Röhren aus Thon und von quadratförmigen Ziegeln zu Tage, die den Stempel der X. Legion führten. Auch finden sich in Stampfen außergewöhnliche Steine und Ziegelstücke am Raine der Höhenäcker. Man fand hier ferner „verwitterte" Grundmauern, mehrere Hohlziegeltrümmer mit dem Stempel der X. Legion, eine rothe Marmorplatte von 4 Fuß Länge und 3 Fuß Breite und eine große Menge von Ziegeltrümmern, als Spuren eines Castelles, zu dem die in der Neugasse vorauszusetzende Wasserleitung das Wasser des vorbeifließenden Baches geleitet haben dürfte. Kenner, ebenda 273—274.

[4]) Arch. Anz. (ung.) Neue Folge, 1889. IX, 440.

[5]) Von mehreren Seiten wird mit aller Bestimmtheit behauptet, daß auch in Sct.-Georgen ein römisches Castrum zu finden sei. Auch ich habe mit Dr. Michaelis dahin einen Sommerausflug unternommen. Wir überzeugten uns, daß die schon in den Neustift-Hotter fallende Schanzwehr kein römisches, sondern ein barbarisches, vermutlich quadisches Werk ist. Hier wäre wohl eine sachverständige Aufdeckung zu empfehlen, denn die Wehr ist sowohl durch ihre Position am Gipfel des Hügels, als durch ihre große Ausdehnung sehr bemerkenswerth.

Preßburg gegen Norden zu liegende Gebiet den Raum für Ansiedlungen geboten hat und man kann daher mit aller Gewißheit annehmen, daß auch die Stätte, auf welcher heute Preßburg steht, während der Römerherrschaft von Rom aus besiedelt war.

Faßt man die topographischen Vortheile in's Auge, welche der Umkreis von Preßburg gewährt, so ist es bald begriffen, warum für die Römer das Gebiet von Preßburg eine größere Bedeutung gehabt hat als das von Theben. Die geographische Lage Thebens an der Marchmündung und am Rande der weiten Marchebene scheint für den ersten Moment auszudrücken, daß die in Carnuntum ihre Fülle concentrirende römische Streitmacht Theben eine größere strategische Bedeutung zuerkannt hat, als dem weit unterhalb der Marchmündung gelegenen Preßburg. Thatsächlich lag dies anders. Der Bergzug der Kleinen Karpathen steigt zwischen dem March- und Waagthal so empor, daß die Besiedlung von Preßburg die römischen Interessen mehr zu schützen vermochte, als eine Niederlassung in Theben. Auch war das Ziel der römischen Besiedelung in Ober-Ungarn in den Augen der Römer weit weniger ein strategisches als gerade ein wirthschaftliches. Die Straße, welche in die oberungarischen Bergwerksgegenden führte, ging das Waagthal entlang parallel mit dem Wege, welcher von der Oder und der Weichsel jenseits der Kleinen Karpathen durch's Marchthal zur Donau lief. Auf diesen Wegen stiegen die Barbaren, die sich da, in den an Bergwerken reichen nordwestlichen Gegenden Ungarns, mit dem Gewinne von Metallen und Edelgestein beschäftigten, von ihren Gebirgsgegenden hernieder. Der keltische Stamm that sich durch verhältnißmäßige Gesittung, wie bereits erwähnt, vor den anderen Barbarenvölkern hervor und ein inzwischen erwachsenes internationales Einvernehmen mit Rom war ganz anders zu Stande gekommen, als das Verhältniß zwischen den Römern und Daciern. Wir haben gesehen, daß die Dacier ein kriegerisches, waffengewohntes und für seine politische Unabhängigkeit erglühendes Volk waren. Ein so absolutes Kriegervolk mußte in Betracht gezogen werden und darnach hat Rom auch wirklich gehandelt. Darum wurde die Unterwerfung desselben und die Einfügung seines Landstriches in's römische Reich beschlossen. Mit den

Kelten verfuhr Rom anders. Wenn auch der Kelte sich auf's Waffentragen verstand, so war er ebenso wenig Soldat wie der Jazyge, aber er hatte den großen Vorzug vor dem Jazygen voraus, daß er für Cultur einen ausgesprocheneren Sinn hatte und als Culturträger unter den Barbaren in Rechnung kam. Den Römern widerstand der Kelte deshalb nicht mit bewaffneter Hand und Rom hatte daher auch keinen Grund seinen Landbesitz so zu occupiren wie den dacischen. Das Hauptstreben Roms war, in den Besitz der keltischen Bergwerke und jener Waffen zu gelangen, welche der Kelte nicht als Soldat trug, sondern aus Industrie und kaufmännischer Speculation verfertigte.

7. Preßburg zur Römerzeit. (Ideale Ansicht.)

Anstatt nun die westliche Berggegend militärisch zu occupiren, besiedelte Rom dieselbe in civiler Form und der offenbar lebhafteste Punkt dieser Besiedelung war da, wo jetzt Preßburg steht.

Der Schloßberg von Preßburg erschien sicherlich als sehr geeignet, daß eine auf seiner Höhe lagernde Militärgarnison die entfernt gelegenen Wohnsitze der Ansiedler im Nothfalle gegen alle Angriffe ganz gut vertheidigen konnte. Wir können wohl nimmer den Ort angeben, wo die Befestigung war, aber glauben unzweifelhaft, daß auf der Spitze des Schloßberges eine römische Veste stand, von welcher aus wachsame Augen weit über die Donau blicken und die nächtlichen Wachtfeuer sowie die Tagessignale der Garnisonen in den Waag- und Kleinen Karpathengebirgen ununterbrochen mit scharfem Blicke verfolgen konnten.

Unter dem Abhange der Festung, wo jetzt der westliche Theil von Preßburg liegt und wo schon damals ein ordentlicher Flußübergang sich befand, mußte ein sehr lebhafter Handels- und Marktplatz

mit der Zeit zur Blüthe gelangen. Das war keine barbarische Stadt oder eine unansehnliche Ortschaft. Eine solche hätten die Römer in ihrer Nähe nimmermehr geduldet, sondern ein Handelsplatz, wo sich Käufer und Verkäufer zusammenfanden und wo man mit Baargeld um den Preis der zu verkaufenden Waare gehandelt hat. Der Barbare brachte seine Erzeugnisse hieher: Waffen, Schmucksachen, Rauhwaaren und namentlich zwei solche Gesteinsarten, welche der Römer mit Freuden an sich brachte zur Befriedigung seiner Luxusbedürfnisse. Von diesen Gesteinsarten war die eine der Opal, die andere der Granat.

Unter den Edelsteinen dritten Ranges spielt der Granat seit Urzeiten her eine große Rolle bei der Bevölkerung unserer Heimath. Dieser hier dunkle, dort mehr lichtrothe Stein wußte das Interesse der Barbaren so gut wie das Verlangen der römischen Welt zu erwecken, weil er den Einflüssen der Athmosphäre viel leichter widersteht als die meisten ähnlichen Gesteinsmengungen. Seine Farbe und seinen Glanz behält er andauernder als verwandte Gesteinsgattungen. Das gab Grund genug für Römer und Barbaren diesen Stein lieb zu gewinnen. Die Schmucksachen der Völkerwanderungsperiode, zumeist die der Avaren, sind außer durch ihre eigenthümliche Form und Technik durch ihren Besatz mit diesen röthlichen Steinen aufgefallen. Einige Zeit hindurch hielt und erklärte man einige dieser Einsätze für rothes Glas, bis eine sorgfältige Untersuchung es erwies, daß es lediglich Granatsteine seien.[1]) Viele Anzeichen deuten darauf hin, daß die Granatschmucksachen zum größten Theil aus heimischen Granatgestein hergestellt sind, gerade so wie das Material der blaßgelben Goldarbeiten Gold aus Siebenbürgen ist. Diese Steine kommen sehr häufig in verschiedenen Gegenden unserer Heimath so auch im Nordwesten vor: in der Matra, in der Tatra, in den Bergen von Börzsöny und in dem Trachytstocke der Donau. Die im Nordwesten Ungarns wohnenden Barbaren konnten leicht auf diese Steine schürfen und gestalteten sie zum gewinnreichen Handelsartikel.

[1]) Pulszky: Einige ungarländische und altungarische Funde (ung.) in den Mittheilungen der ungar. Academie der Wissenschaften VI. III. 63. Anmerkung.

Wenn wir es auch nicht beweisen können, so vermögen wir doch nicht völlig zu bezweifeln, daß in der antiken Zeit auch der Opal eine gesuchte Handelswaare gebildet hat. Das ist nun unser Edelstein, dessen Qualität, Schönheit und Größe weit die australischen und amerikanischen Opalgattungen übertrifft und mit welchem sich weder der Opal von Queensland und Honduras noch der Edelopal von Esperanza messen können. Wahrscheinlich nahm er als Handelsgut seinen Weg durch das Waagthal an die Donau und ging am ehesten in der Gegend von Preßburg aus der Hand des Barbaren in den Besitz der civilisirten Römer und Griechen über.

Das Waagthal brachte auch einige nicht heimische Produkte zur Donau. Der Bernstein der Nordsee kam bald durch die Thäler der Weichsel bald durch die der Oder nach dem Süden. Nach einer sehr werthvollen Mittheilung des Plinius standen das Bernstein liefernde germanische Meeresufer und Carnuntum durch eine directe Handelslinie in Verbindung.[1]) Jede etwas verläßliche Landkarte zeigt, daß diese beiden großen Flüsse zwischen den Karpathen und Sudeten einander nahekommen. Von Ortsverhältnissen hing es ab, ob der Bernsteinhändler vom Quellgebiete dieser beiden Ströme aus sich durch das March- oder Waagthal auf die Reise machte. Bernstein ist in Carnuntum kein ungekannter Fundgegenstand.[2]) Dorthin konnte derselbe über Theben und auch über Preßburg gelangen. Das Zusammenströmen von Leuten an diesen Orten mag daher in römischer Zeit recht lebhaft gewesen sein, wie kaum wo anders an der Donau von Carnuntum bis Aquincum (Ofen).

Zur Belebung des Preßburger Marktplatzes trug auf alle Fälle die Nähe Carnuntums bedeutend bei. Carnuntum, das heutige Petronell, liegt in schräger Richtung gegen Preßburg zu und war bekanntlich römische Provinzhauptstadt, in deren Donauhafen die römische Flotille ankerte.[3]) Wenn wir mit dem Schiff einen Ausflug nach Deutsch-

[1]) Nach der Berechnung eines römischen Ritters, welcher die Bernsteinverfrachtung als Unternehmen betrieb, war Carnuntum von dem Bernstein liefernden germanischen Meere etwa 600 Meilen = 887 Kilometer entfernt.

[2]) Kubitschek u. Frankfurter: Führer durch Carnuntum, Wien 1891. 13.

[3]) Über die Stadt siehe Sacken: Die röm. Stadt Carnuntum, Wien 1852. Mommsen: Corpus Inscript. latin. Berlin 1873. Bd. III. I, 550—561. Kubitschek und

Altenburg unternehmen und von da den Gang bis zum Schloß von Petronell machen, so ermüden wir ganz ordentlich, bis wir hingelangen. Damit wollen wir nur sagen, daß die römische Stadt, deren Ruinen-Besichtigung zu Liebe wir uns auf den Weg machten, einst eine große Ausdehnung hatte. Während des Wanderns bemerken wir überall Trümmer. Es sind Ruinen eines Castells, eines Bades, eines Amphitheaters. Wir sehen den mit Gras bewachsenen Straßendamm der via strata, die von Carnuntum nach Sabaria (Stein am Anger) führte. Einst marschirten auf ihr Roms siegreiche Legionen und die kaiserliche Post flog darauf dahin. Das so vielfältig wellenförmige und hügelreiche Terrain erinnert, daß hier ein Friedhof, da eine Häuserzeile gestanden ist. Wenn wir aber jenseits des Schlosses der Grafen Traun die thorähnliche riesige Ruine erreicht haben, so können wir uns davon überzeugen, daß es weder ein Thor, noch ein Triumphbogen, sondern die Reste irgend eines Heiligthumes sind. Hier ist zugleich der richtige Ort, um nach Deutsch-Altenburg zurückzublicken. Nun nehmen wir wahr, wie die Häuser von Deutsch-Altenburg weit in der Ferne vor uns auftauchen, und gewinnen damit auch den wahren Begriff von dem großen Umfange Carnuntums. Wir können uns aber auch die Überzeugung von ganz etwas anderem bei dieser Gelegenheit verschaffen. Davon nämlich, daß der Schloßberg von Preßburg unbedingt eine Rolle in der römischen Taktik gespielt hat. Carnuntum liegt derart, daß die Römer von da aus in's Waagthal nicht sehen konnten. Nicht wegen der weiten Entfernung, sondern weil eben der Thebner Kogel mit seiner ganzen Länge die Aussicht verstellt. Von dem Castrum in Carnuntum konnte man tief ins Marchfeld hineinsehen und es war kaum anzunehmen, daß von dieser Seite ein unvorgesehener Angriff auf die Stadt erfolgen konnte. Die Gefahr konnte nur von dem verdeckten Waagthal aus herkommen. Die Gestaltung des Terrains ist in dieser Gegend eine solche, daß sich vom Schloßhügel in Hainburg

Frankfurter ebenda. Zahlreiche Mittheilungen sind über die dortigen Ausgrabungen veröffentlicht von Benndorf, Bormann, Hirschfeld, Hauser, Schmidel, Schneider, Domaßewski, Studniczki und anderen in den Mitth. der Centralcommission in Wien und in den Arch. Epigr. Mittheilungen aus Österr.-Ungarn.

aus eine prächtige Aussicht auf den Schloßberg von Preßburg aufthut. Vom Hainburger Schloßberge aus kann man ganz gut auf die Hochebene von Carnuntum blicken. Ein auf der Spitze des Preßburger Schloßberges gegebenes Signal konnte ohne Schwierigkeit durch Vermittlung des Hainburger Wachtpostens in Carnuntum ganz gut verstanden werden. Das ist der sprechendste Beweis dafür, daß sowol der Hainburger als der Preßburger Schloßberg sehr namhafte Punkte im römischen Grenzcordone waren.

Das Castell von Preßburg entstand als Contra-Fort. Daß wir den Grundplan davon nicht angeben können, beweist noch nicht, daß es nicht existirt hat. Unser Schloßberg hat zu den verschiedensten Zeiten so gründliche Umgestaltungen erfahren, daß die älteren und allerältesten Grundfesten ganz verschwunden sein müssen. Es ist aber nicht unmöglich, daß einzelne im heutigen Mauerwerk des Schlosses gefundene römische Steine noch von dem antiken Fort herstammen, denn daß man dieselben aus Carnuntum als Baumaterial hergeschleppt hat, ist kaum zu glauben. Steinmaterial fanden alle, welche zu verschiedenen Zeiten am Preßburger Schloß zu bauen hatten, hier überall. Man hat im Mittelalter und auch in der jüngsten Zeit Steine von Carnuntum nach Preßburg herabgebracht, doch waren dies Steine mit Inschriften, mit Votivtafeln und Altäre, welche man von Carnuntum durchaus nicht als Baumaterial, sondern zur Verzierung der Häusereingänge und Gärten hergeholt hat. So ist auch der Votivaltar hiehergekommen, der jetzt im Preßburger Rathhause in einer Nische der Hauptstiege steht und früher in einem Hausgarten der Donaugasse sich befand.[1])

Nach dem Vorgebrachten ist die Bedeutung Preßburgs während der römischen Herrschaft außer allem Zweifel. Hiezu bieten überdies die

[1]) Seine Inschrift lautet:

DIS PATRIBS MA
ALPHO ET THEAN
DRIO PRO SAL
DD NN
CLAVD VORINS
EQ COH D CANPRG
ET CL MAXIMVS FIL
DOM CAN. V. S. L. L.

d. i. Diis Patribus Manalpho et Theandrio pro salute Dominorum nostrorum Claudius Victorinus eques cohortis domus Canpreg et Claudius Maximus filius domus Can. Votum solverunt lubenter libenter.

auf dem Gebiete der Stadt vorgefundenen antiken Funde erläuternde Daten. Als man in der Lorenzerthorgasse die Erde für die Anlage der Grundmauern zu dem Primatialzinshause aushob, gelangte man auf römische Grundfesten, welche von so hartem Gefüge waren, daß man sie auseinander sprengen mußte. Der also gewonnene Schutt wurde wagenweise in die Donau geführt. Die mit Stempel versehenen Ziegel sandte man nach Gran an den Fürst Primas. Auch das städtische Museum besitzt, sowie Herr Ignaz Feigler und Herr Enea Lanfranconi, von daher derlei mit Stempel versehene Ziegel. Auf diesen Ziegeln ist



8. In Preßburg gefundener römischer Ziegel.

der Stempel der XV. Legion Ap(olinaris) und der Atilia firma zu lesen. Hier kam man auch auf ein Grab, das ein Frauenskelett enthielt. Bei demselben lag ein Glasperlenschmuck. Bei der Untermauerung des dem Primatialzinshause auf bloße Straßenweite gegenüber liegenden Moteschitzky'schen Hauses kam man ebenfalls auf römische Grundfesten und römische Münzen. Vor den beiden Häusern fand man in einer Tiefe von neun Schuh die antike römische Straße auf. Aus der Donaugasse stammen die auf Seite 43 dargestellten römischen und barbarischen Thongefäße, welche jetzt im städt. Museum aufbewahrt werden. Unlängst hat man bei der Canalisirung der Klarissergasse drei römische Bronzefibeln in einer Tiefe von zwei Metern gefunden, welche jetzt Herrn Hollitzer und Herrn Lanfranconi gehören. Als die Canalisation gegen das Michaelerthor hingeführt

wurde, traf man auf mehrere römische Silbermünzen, welche wir bei dem Antiquitätenhändler Samuel Bernauer gesehen haben.

Wenn nun auf Grund dieser Daten unumstößlich gewiß ist, daß auf dem Stadtgebiete von Preßburg Römer gewohnt haben, so haben doch alle weit geirrt, die die Behauptung wagten, hier sei eine große Römerstadt gestanden [1]) und die sind weit fehlgegangen, welche den heutigen Namen unserer Stadt als römischen Ursprunges erachten. Die läppische Wortbildungssucht der mittelaltrigen Schrift-



9. In Preßburg gefundener römischer Ziegel.

steller, die ihre Glaubwürdigkeit so sehr in Frage stellt, hat herausklügeln wollen, daß der Name Preßburgs ursprünglich eigentlich Pisonium war, da es ein bekanntes Geschlecht, die Pisonen [2]) gab.

[1]) Unter unseren heimischen (ung.) Schriftstellern sind viele der Ansicht, daß auf der Stelle von Preßburg eine römische Colonie stand. (Czobor: Századok (die Jahrhunderte) XI, 610. Kerékgyártó: Entwicklung der Civilisation, I, 34. (ung.) Wenn wir das Wort Colonie in römischem Sinne nehmen wollen, wo es eine mit Ausnahmsrechten bedachte Colonialstadt bedeutet, ist die Behauptung falsch. Die Irrigkeit dieser Annahme hat auch Pauler erläutert. Századok, XV. 72.

[2]) Diese Namenableitung bleibt der Ruhm des zur Zeit Mathias Corvinus lebenden Bonfinius. (Rerum Ungaricar. Decades. Dec. II. lib. IV. 222) Ihm folgten Ranzan (Epitome rer. hung. Index. I.), Bonbardi (Topographia magni regni Hung. 385. l.), Munster (Cosmographiae universalis Libr. VI. 808. l.), Braun (Libri IV. urbium praecipuarum totius mundi. 441. l.) und andere. Die Grundlosigkeit dieser Annahme hat im vorigen Jahrhundert bereits unser Alterthumskenner, der berühmte Schoenwiesner erwiesen. (In Romanorum iter commentarius geographicus, II, 215). Zehn Jahre später

Ohne uns etwa weiter damit zu beschäftigen, erklären wir einfach, daß diese Art den Namen der Stadt abzuleiten gänzlich zufällig ist und jedweden Grundes ganz und gar entbehrt.

Die Meinung jener hat auch keinen Werth, die den Stadtnamen als durch den See Peiso entstanden hinstellen. Wir wissen, daß alte Schriftsteller mit dem Namen Pelissa, Pelso, Pelsois



10. In Preßburg gefundene römische und barbarische Gefäße.

beziehungsweise Pelzois bald den Plattensee, bald den Neusiedlersee, bald beide zusammen bezeichnet[1]) haben, wo dann einige die Ausdehnung

schrieb Mathias Bél folgendes: Creditur fuisse veterum Romanorum colonia a Pisone collocata (Comp. 42.) In neuester Zeit hat Floris Rómer aber sehr richtig bemerkt: „Ich halte das Erzeugniß des XV. Jahrhunderts: das Pisonium, mit allen seinen römischen Schlußfolgerungen als eine affectirte Schmeichelei der am Hofe König Mathias Corvinus lebenden italischen Gelehrten und für die kindische Nachahmung des Classicismus, weil man vermöge des Anklanges aus dem uralten Poson zu Gunsten des in den Classikern vorkommenden Piso das Wort Pisonium ebenso fabricirt hat, wie zur Ehre des Sempronius Sopron in Sempronium, und nach Caesar Császár in Caesarea, Marczali nach Marcellus, Kurta-Keßi nach Curta umgetauft wurde." (Preßburg und seine Umgebung, 447—448.)

[1]) Plinius: Historia nat. III, 24. Jornandes: De rebus geticis. Cap. LII. und LIII. Migne: Patrologiae cursus completus. Tom. LXIX. pp. 1289. 1290. Ravenatis Anonymi Cosmographia. IV, 19. Parthey und Pin-

des Neusiedlersees bis nach Bösing annehmen mußten.[1]) Da sich nun der ursprüngliche Name Pelso in der Schreibweise des Mittelalters in Peiso umwandelte, war man gleich fertig mit der Schlußfolgerung, daß von diesem Peiso Preßburg (in ungarischer Sprache: Pozsony[2]) seinen lateinischen Namen Peisonium, Pisonium erhalten habe. Schon die Meinung, daß der Neusiedlersee bis Bösing gereicht hat, ist so kindisch, daß wir auf Widerlegung nicht eingehen wollen.

Wie der Name des Handelsplatzes der Barbaren und beziehungsweise des auf dem Preßburger Schloßberg gestandenen römischen Forts gelautet haben mag, davon haben wir keine Ahnung. Jene Werke, welche darüber Aufschluß zu geben vermöchten: römische Itinerarien (Reisenotizen) und geografische Bücher schweigen darüber ganz. Eine Steininschrift, welche uns den Namen aufbewahrt hat, ist nicht erhalten. Wir haben daher sehr wenig Hoffnung, daß wir je diese Benennung erfahren werden.

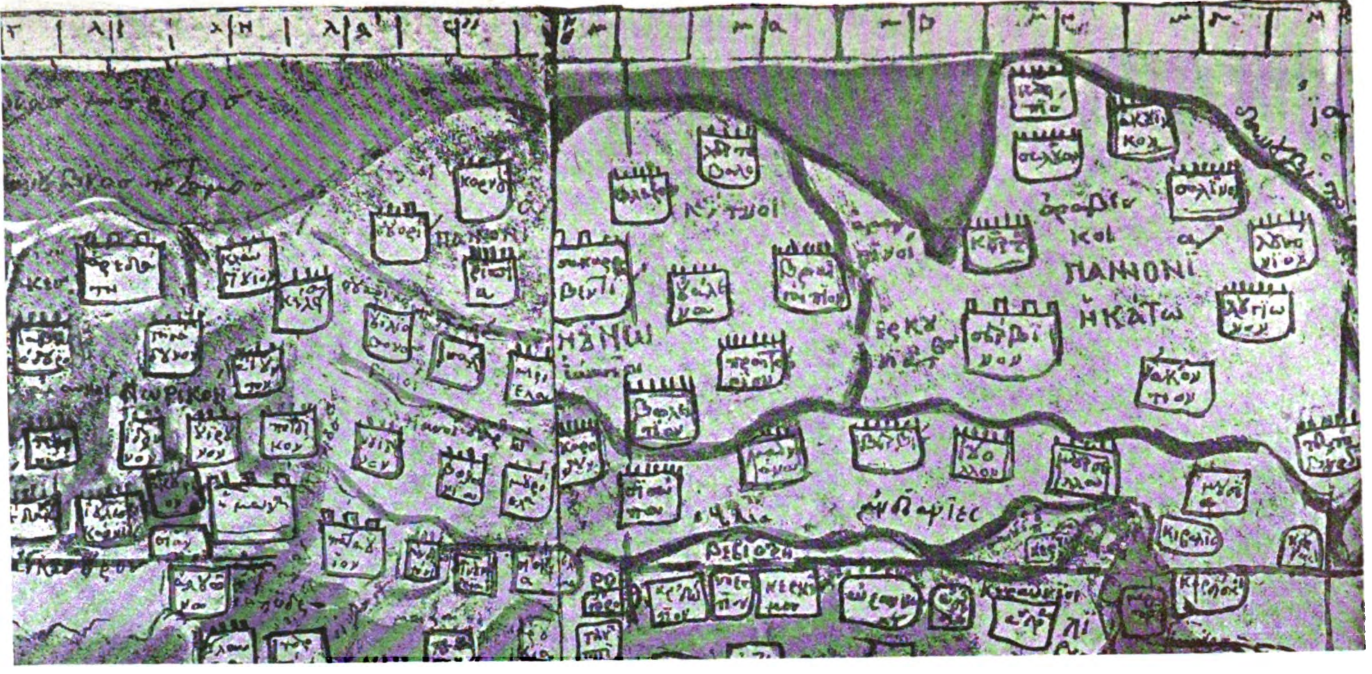
Nach dem Zusammenbruche des römischen Weltreiches, kamen über unsere Heimath sehr bewegte Zeiten. Die Einbrüche östlicher Völker mischten die alte Bewohnerschaft des Landes durcheinander. Unter diesen neuen Völkern ragten besonders die Gothen, aber noch mehr die Hunen und Avaren durch Zahl und Kraft hervor. Durch sie ward das ethnografische Bild unserer Heimath gänzlich verändert. Die Quaden und Markomanen, welche sich im Nordwesten von Ungarn niedergelaßen hatten, verschwinden auf einmal ganz. Es ist wahrscheinlich, daß sie in ihre Stammesverwandten, die Vandalen und Gepiden, aufgegangen sind. Die Hunen besetzten großentheis die Ebene des ungarischen Tieflandes. Obwohl wir nun aus den byzantinischen Schriftstellern viel über ihre Kriegszüge und ihre Berührung mit den Griechen wissen, so sind uns denn doch zu wenig Kenntnisse erhalten geblieben, um ein ausreichendes Bild über die topografischen Verhältnisse unserer Heimath von damals zu gewinnen. Wenn wir schon nach dem Gesandtschaftsberichte des Priscus,

---

der 218. Außerdem der Verfasser der Conversio Bagoariorum IX. seculi bei Pertz: Mon. Germ. hist. Scriptores XI. Bd.

[1]) Bonbardi: Topogr. Magni Regni Hung. 7. 340.

[2]) Sprich: Poschonj mit weicher Aussprache des „sch" Der Übersetzer.

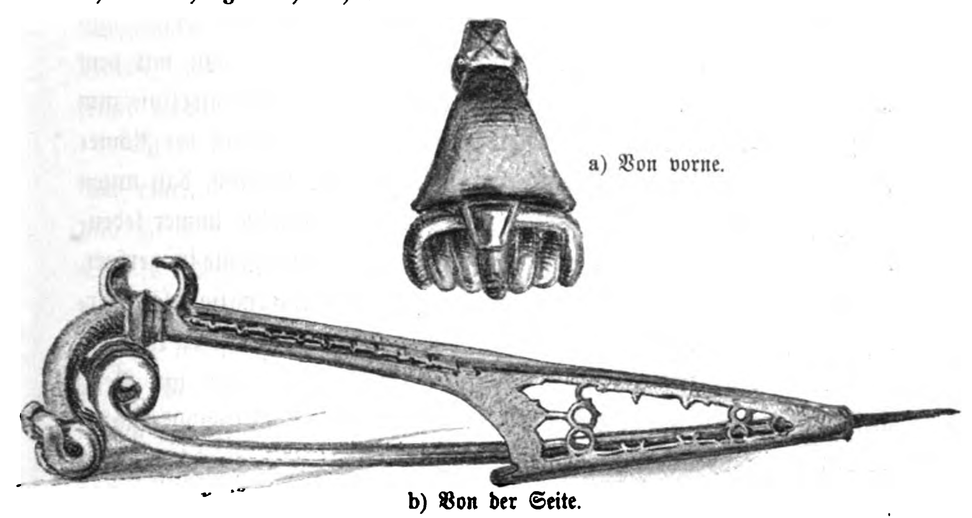


Karten-Fragment des Cl. Ptolemaeus aus dem II. Jahrhundert.

Nach dem im Kloster zu Batopédi auf dem Athos-Berge befindlichen Originale photo-lithographirt und herausgegeben von V. Langlois in Paris 1867.

Auf diesem Karten-Fragmente bildet die nördliche Grenze die Donau. Von links nach rechts entspricht der vierte Ort der Stadt Carnuntum, dem heutigen Petronell in der Nähe von Preßburg.

wiewol derselbe ziemlich umständlich und eingehend verfaßt ist, es nicht vermögen den Ort des Generalkriegsquartiers Attilas sicher anzugeben, um wieviel weniger kann dann erst die Rede sein von einer Bestimmung anderwärtiger damaliger geografischer Verhältnisse unseres Landes. Die Avaren treten mehr in den bergigen Gegenden unserer Heimath auf. Ihr Landgebiet erstreckte sich bis zur Enns und sie hielten die Gegend von Preßburg so lange in ihrem festen Besitz, bis die Franken ihre Macht gebrochen hatten.



a) Von vorne.

b) Von der Seite.

11. (a—b) In Preßburg gefundene Bronzefibel. (Nat. Größe.)

Diese **Franken**, namentlich Karl der Große und sein Sohn Pipin, zertrümmerten das Reich der Avaren. Der ganze jenseitige Donaukreis bis zur Drau- und Savemündung kam in fränkische Hand. Eine neue Provinz entstand: Francochorion. Karl der Große ging aber über die Donau nicht hinüber. Die Grenzen seines, des vorgenannten Karolingischen Weltreiches setzte auch er an der Donau fest und so blieben die jenseits der Donau liegenden und die Preßburger Gegend umfassenden Theile avarisch. Das dauerte auch an als Pipin über die Donau zog und sein siegreiches Heer bis an die Theiß führte.

Wie sich das Frankenreich bis an die Donau vorschob, fühlten die innerhalb der Donau wohnenden barbarischen Völker immer mehr

und mehr die Nothwendigkeit, den christlichen Glauben anzunehmen. So wurden auch die Avaren Christen und vermengten sich als solche mit jüngeren Volkselementen. Noch bevor die Karolinger ihre großen Kriegserfolge ernteten, betraten Nordwest-Ungarn die Slaven, welche von Böhmen und Mähren herab an die Donau kamen. Allmälig entstand das mährisch-slavische Reich.

Welches Schicksal bei dem Eintritte und dem Austoben dieser Ereignisse die Gegend traf, auf welcher Preßburg sich erhebt, wissen wir durchaus nicht zu sagen. Es gibt leider keine Kunde, welche uns irgend einen Aufschluß reicht. Nur so viel ist sicher, daß mit dem Verschwinden der römischen Herrschaft die nördliche Donauuferlinie zum Aufblühen von Uferortschaften stets tauglicher wurde. Was der Römer nicht duldete, duldete der Franke. Es ist somit wahrscheinlich, daß unten am Fuße der Schloßfeste von Preßburg das Gemeindeleben immer lebendiger ins Blühen kam. Carnuntum stand noch und verursachte immerfort, daß ihm gegenüber bei Theben und bei Preßburg internationaler Verkehr und ständige Niederlassung immer mehr Festigkeit gewinnen konnten.

Wir vermögen es uns nicht vorzustellen, daß der im Besitz christianisirter Avaren oder aber in der Gewalt des nach Unabhängigkeit strebenden Slaventhums befindliche Schloßberg von Preßburg kein solcher Punkt gewesen wäre, der nicht ganz außerordentlich geeignet war, die eigene Niederlassung des einen und des anderen Elementes zu sichern. Den Franken bedrohte das Avarenthum nicht und darum hatten auch die östlichen Grenzgaugrafen keinen Vorwand die Entstehung nördlicher Donauortschaften und deren Aufblühen zu hindern. Unter den Slaven konnten aber Ortschaften am Strome umsomehr zur Blüthe gelangen, je mehr es diesen gelang, auch drüben über der Donau Fuß zu fassen. Das Reich des Swatopluk hatte auch factisch seine Ausdehnung bis zur Drau und darum meinen wir, daß Preßburg gerade wegen der Verbreitung des Slaventhums in dieser Gegend und in Folge seiner Consolidirung einer größeren Entwicklung entgegenging als früher.

Ja wir sind sogar der Meinung, daß Preßburg damals zu seinem slavischen Namen gekommeu ist, aus welchem sich sein heutiger heraus-

gebildet hat. In einer Mittheilung, welche sich auf ein Treffen mit den Magyaren des X. Jahrhunderts bezieht, ist die Rede von Wratislavia[1]) Der Name an sich genommen, sagt aus, daß darunter wol ein solcher Ort zu verstehen ist, den ein Wratislaus entweder gegründet oder zu erhöhterer Bedeutung gebracht hat. Ein solcher Wratislaus kommt wirklich im Dynastengeschlechte der mährischen Slaven vor. Das seinen Namen tragende Wratislavia läßt sich daher nur auf eine Ortschaft beziehen, welche dieser Fürst vornehmlich gefördert hat, von deren topographischer Lage wir wieder keine Kunde hätten, wenn uns die Quelle, worin wir den Namen der Ortschaft verzeichnet fanden, nicht selbst zufällig die Aufklärung bieten möchte.

Der zu Anfang des XVI. Jahrhunderts lebende Aventinus spricht von einem Kriegszuge der Magyaren gegen die Bajovaren (Baiern) und ihrem während desselben erfochtenen Siege. In seiner lateinischen Schrift nennt er den Ort, in dessen Nähe die entscheidende Hauptschlacht vor sich ging, Wratislavia[2]), aber in der deutschen Ausgabe seines Werkes bereits Bresburg.[3])

Aventinus bringt auch an einem andern Orte vor, daß der deutsche Kaiser Heinrich III. das unterhalb der Leitha befindliche Land seinem Schwager, dem h. Stephan, mit der Hand seiner Schwester Gisella als Morgengabe gegeben habe. Als solche, als Hochzeitgabe geschenkte Orte, nennt er nun Posonium, Wratislaburgium, Sempronium Ödenburgium und andere derlei Städte.[4]) Es ist klar, daß hier lediglich nur von Pozsony und Sopron[5]) die Rede sein kann. Dem einen entspricht Wratislaburg, dem anderen Ödenburg.

Aventinus schöpfte im XVI. Jahrhunderte seine Daten aus einer Quelle des X. Jahrhunderts, daher konnte er es recht gut wissen, daß

[1]) Davon wird weiter unten ausführlicher die Sprache sein.

[2]) Joannis Aventini Annalium Boiorum libri VII. Lipsiae 1710. Lib. IV. cap. 11. pag. 313.

[3]) Karl Szabó verweist darauf, daß man in der 1580 erschienenen deutschen Ausgabe des Aventinus den Namen Wratislavia mit Preßburg übersetzt vorfinde. Die Zeit der magyarischen Herzoge (ung.) 149. Anm. [2])

[4]) Aventinus ebenda. Lib. IV. c. 34. pag 306.

[5]) Sprich Schopron mit scharfer Betonung des Sch. d. Ü.

Posonium und Wratislaburgum identisch seien. Die von ihm benützten Jahrbücher von Altaich sind uns nur in Fragmenten erhalten geblieben. Daß aber Aventinus die Identität der beiden Ortsnamen wirklich in dem genannten Quellenwerke lesen konnte, geht aus einer aufbewahrt gebliebenen anderen Stelle dieser Jahrbücher hervor, in welcher eine Stadt Preslawaburgh erwähnt wird.[1])

Es ist daher unzweifelhaft, daß der deutsche Name unserer Stadt Preßburg und das slavische Wratislavia ebenfalls identisch, d. h. eines Stammes sind. Die beiden Namen sind auch nicht derart, daß wir ihre gegenseitige Beziehung auf einander nicht einsehen könnten. Die Umwechslunng des W in V ist allgemein. In unseren Urkunden wird Veszprém[2]) (lies: Weßprém) sehr oft Beßprém geschrieben, und wie aus **Vasil Wasil** wurde, konnte aus **Wratislavia** auch **Bratislavia** werden.

Wer die Umgestaltung von Ortsnamen mit Aufmerksamkeit verfolgt, der muß es zur Genüge wissen, wie dieselben durch Auslassung von Vokalen und Wegbleiben von Sylben zu Stande gekommen sind. Aus dem hier schon mit der lateinischen Flexion auftretenden Bratislavia konnte später leicht Bra(ti)slavia d. i. Braslavia werden. So ist es unzweifelhaft, daß das heutige Breslau aus dem slavischen Wratislavia entstanden ist.[3]) Das Deutschthum, welches später in Preßburg das Übergewicht erhielt, änderte seiner Sprache gemäß wie bei Breslau das Wratislavia in Bresburc[4]), Brezisburg[5]), Breziburg[6]), Brezesburg[7]), Bresburch[8]), Bresburh[9]), Bresburg[10]) um, welches wir heute mit härterer Aussprache als Preßburg aussprechen.

---

[1]) Annales Altahenses ad an. 1052. bei Pertz: Mon. Germ. hist. Scriptores XX. 806.

[2]) Wenzel: Diplom. d. Arpádenzeit (ung.) VI, 163. Der sog. Anonymus Belae regis schreibt auch Besprim. Cap. XLVIII.

[3]) Szabó ebenda 149. Anm. 2. Bei Pertz: Mon. Germ. hist. Script. III. 856.

[4]) Annales Augustani ad an. 1052 bei Pertz wie oben III, 126. Bischof Otto Gesta Friderici I. Imp. bei Pertz XX, 368. Cap. 30.

[5]) Hermanni Augiensis Chronicon ad an. 1052 bei Pertz V, 131.

[6]) Ebenda.

[7]) Ebenda. V, 134.

[8]) Ekkehardi Chronikon ad 1108 bei Pertz VI, 242.

[9]) Annalista Saxo bei Pertz VI, 747.

[10]) Ekkehardi Chronikon wie oben.

Wenn nun einige Etymologen den Stadtnamen dahin erklären, als ob Preßburg von dem Worte „Pressen" in dem Sinne herstamme, als sei dessen Schloß eine sogenannte Zwingburg an der Donau gewesen, so kann man derlei nicht ernst nehmen. Und auch die Ansicht steht nicht, nach welcher der Stadtname von dem altdeutschen „preß" herzuleiten sei, als wie wenn die Stadt ihren Namen von der stark an die Donau gepreßten Lage ihrer Burg erhalten hätte. Auch die Meinung jener hat keinerlei Werth, welche den Stadtnamen von „Weinpressen" her erklären wollen, wozu ein Wappenschmuck auf einem hiesigen Hause offenbar den Anlaß gegeben hat.[1]) Der Name ist leicht und ohne Zwang, wie wir sahen, aus dem Slavischen zu erklären.



12. In Preßburg gefundene Bronzefibel mit Schlangenkopf.

Der ungarische Name Pozsony, der lateinisch Posonium heißt, ist seiner Bildung nach unbedingt magyarischer und nicht, wie einige meinen, avarischer Herkunft.[2]) Das on, ony (lies: onj) ist als Ortsnamen bildendes Suffix sehr häufig; wie z. B. die magyarischen Stadtnamen Mosony (Wieselburg), Sopron (Ödenburg), Adony, Várkony, Taksony, Váhony, Ajtony u. s. w. es erweisen.

---

[1]) In der sog. Grünstübelgasse befindet sich an der Ecke der Deákgasse ein Haus, welches der Volksmund für das älteste der Stadt hält. Auf dessen Dachfirste sind als Zierschmuck im bemalten Relief die Gestalten von Josua und Kaleb zu sehen, welche die aus dem Lande der Verheißung gebrachte Traube tragen. Diese Darstellung (Römer: Arch. Anzeiger (ung.) 134) hat die Etymologie hervorgerufen. In dem Hause schenkte die Stadt im Mittelalter ihre Weine aus und hielt sogenanntes „Bergrecht". Wie ungeschickt die Herleitung des Namens von dem offenbar im vorigen Jahrhundert neuhergestellten Schilde des Hauses ist, geht daraus hervor, daß an Stelle dieses Hauses, viel früher noch als die Stadt zu ihrem Namen gekommen ist, eine der Stadt gehörige Weinpresse gestanden wäre.

[2]) So Ivánfi in den 1879—1885. Jahrb. der Land. arch. Com. 171.

Bezüglich seiner Wurzel aber ist das Wort kein magyarisches. Die Silbe „Pozs" hat in der ungarischen Sprache gar keine Bedeutung.[1]) Sie hat slavischen Klang in sich und ist auch wirklich nichts anderes als eine erneuerte Veränderung des slavischen Wraslawia, Braslavia, Bresburg. Das „Pozs" ist das nach dem Sprachgebrauche umgeformte „Bras." So wurde durch den Sprachgebrauch Misburg (Wieselburg) in Mosony umgewandelt, denn daß der deutsche urspüngliche Name von Mosony Misburg, Misenburg, Meusenburg war, vermögen wir durch glaubwürdige Daten zu bezeigen.[2]) An dieser Namenumformung ersehen wir klar, daß, als die erste Silbe des Namens „Mis" „Meus" sich in „Mos" (lies: Mosch) umgewandelt hatte, auch die Nachsilbe „burg" bis dahin zu „ony" geworden war. Im Namen Bresburg bildete sich die Nachsilbe „burg" gleichfalls zu „ony" um. Die Vorsilbe des Namens „Bres" wurde mittelst Buchstabenauslassung zu „Bes" und dies mit Ablautung „Bos", woraus die härtere Aussprache die Silbe Pos beziehungsweise „Pozs" gemacht hat.

Der Name „Pozsony" erscheint auch wirklich ursprünglich als „Bozsony." Otto, der Bischof von Freisingen, welcher bei Gelegenheit des Kreuzzuges Kaiser Konrads mit diesem durch Ungarn zog, erwähnt das „Castrum Bosan, welches ist Bresburc." [3]) Das spricht wesentlich dafür, daß wir das Wort Pozsony nicht von einem Personennamen [nomen proprium] herzuleiten haben, wenn auch dieses Wort als Personenname thatsächlich in unseren Urkunden vorkommt.[4])

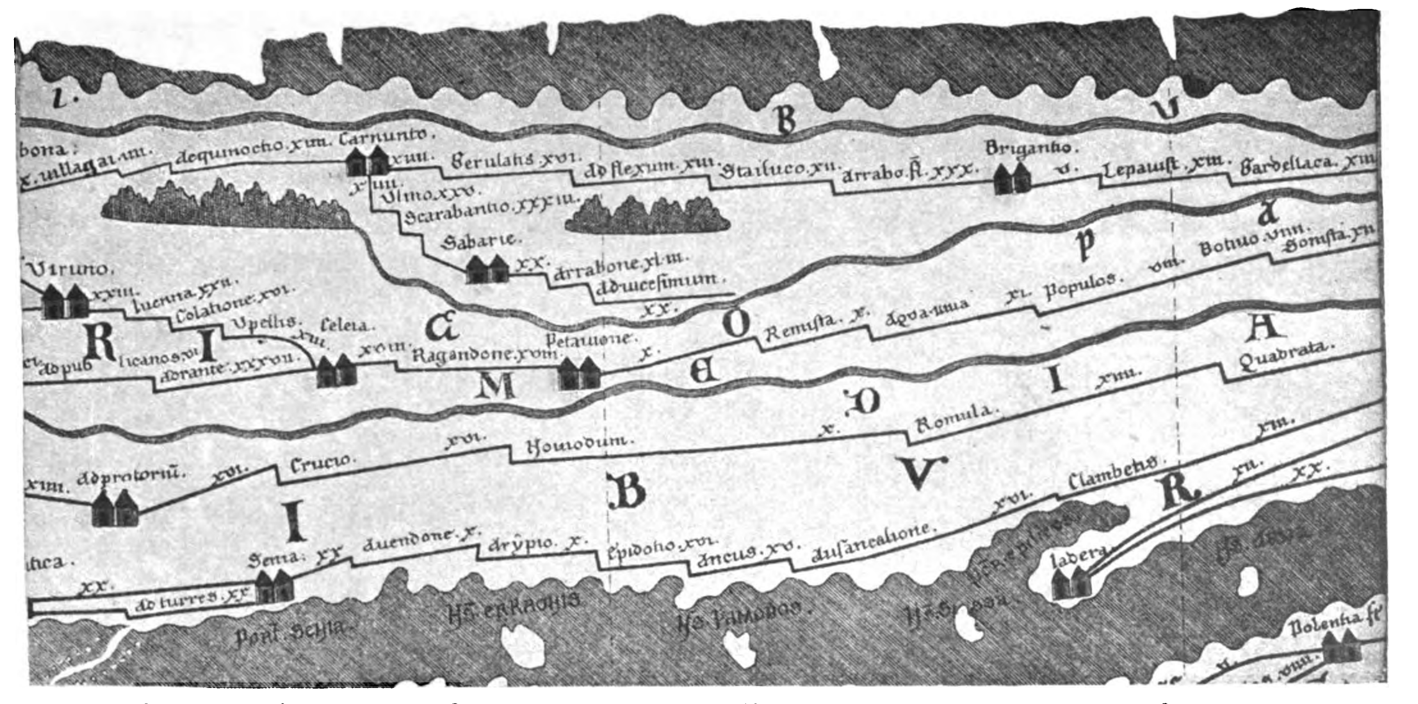
---

[1]) Als ich mich wegen der Etymologie des Wortes bei unserem berühmten Sprachforscher Paul Hunfalvy erkundigte, erhielt ich die Antwort, daß er über die Herkunft desselben nicht die geringste Ahnung habe.

[2]) Annales Altahenses ad annum 1063, bei Giesebrecht in der Berliner Ausgabe von 1841. S. 103. Chronic. Arnoldi Lubicensis bei Leibnitz: Script. rer. Brunsv. II, 631.

[3]) Chronicon. Lib. 7. cap. 13. bei Pertz XX, 254.

[4]) So 1138 in villa Enderedi: Poson cum filio suo (bei Knauz: Mon. Eccles. Strig. I, 95.); 1221 der Leibeigene Poson (bei Wenzel: Diplom. der Arp.-Zeit (ung.) I, 173.); 1323 Meister Posonius Mitglied des Ofner Kapitels (Géresi: Dipl. Károlyi (ung.) I, 54.); 1333 Jakob Hodi und sein Bruder Poson (Zichy-Codex I, 417.) Übrigens im Regestrum von Großwardein kommt ein Herold Poson vor. (Endlicher: Rer. Hung. Mon. Arpad. 685.) Stephan Horvát ist in seiner ungarischen



Weltkarten-Fragment des Castorius, der sogenannten Peutinger'schen Tafel, aus dem IV. Jahrhundert.

In den Farben des Originals herausgegeben von Dr. Konrad Müller in Ravensburg 1888

Die Gegend Preßburgs hat man sich von Carnuntum nordöstlich zu denken.

Die Etymologie des Personennamens Poson ist jedenfalls eine andere, als wie die des ähnlich lautenden Ortsnamens, bezüglich dessen wir mit Entschiedenheit zu behaupten meinen, daß er nichts anderes als eine derartige Magyarisirung des slavischen Wortes Wratislavia ist, wie der Name Preßburg als die Germanisirung desselben slavischen Namens erscheint.

Schrift „Über die Stammgeschlechter Ungarns“ 572. in der Ableitung des Ortsnamens von einem Personennamen noch weiter gegangen, indem er den Namen Pozsony von dem unter dem Herzog Geysa eingewanderten durch Meister Simon v. Keza erwähnten (Chronica. Append. c. I. §. 3.) Ritter Pázmán ableitet. Es ist wahr, daß das Geschlecht Pázmán's in Westungarn sich große Besitzungen erworben hat, aber unzweifelhaft ist es, daß Pozsony seinen Namen von ihm nicht hat ableiten können. Das darf nach den Regeln der Wortbildung nicht angenommen werden und überdies war bei Hereinkunft Pázmán's der Name Pozsony schon im Schwunge. Die Ansicht Horvát's wurde auch von Karl Szabó als nicht annehmbar erklärt. (Anmerk. Szabó's zur ung. Ausgabe der Kézai-Chronik.)



III.

Die Periode der ungarischen Herzoge. Preßburg um die Zeit der Einnahme des Landes durch die Ungarn. Die große Schlacht bei Preßburg im Jahre 907.

Das mährische Reich, zu dessen Gebiete auch Preßburg, das einstige Wratislavia, gehörte, bestand bis zum letzten Jahrzehent des 9. Jahrhunderts. Da machte ein ebenso unerwartetes als plötzlich eingetretenes Ereigniß von großer Tragweite seiner Existenz ein jähes Ende. Die Magyaren, aufgestört in ihren Sitzen in Etelköz d. i. in der Moldau und Walachei durch die Petschenegen, machten sich auf, das heutige Ungarn zu erobern. Sie umgingen die östlichen Karpathen und drangen durch die nördlichen Engpässe der Bergkette in das Innere des Landes ein. Vielleicht weiß keine Nation so ausführlich als die magyarische die Besitznahme ihres eigenen Landes. Eine alte Chronik, von welcher wir nur wissen, daß sie von einem ungenannten Schriftsteller — man bezeichnet ihn als den anonymen Schreiber König Bela's — verfaßt worden sei, erzählt Schritt für Schritt das Werk des Landerwerbes durch die eroberungslustigen Urväter.[1]) Gegen diese Erzählung haben in jüngerer Zeit sowol ausländische als heimische

[1]) Anonymi Belae regis notarii de gestis Hungarorum liber. Nach dem Pergamentcodex des 14. Jahrhunderts in der Wiener Hofbibliothek herausgegeben von Endlicher: Rer. Hungaricar. Monumenta Arpadiana. Sangalli. 1849. 1—54.

Schriftsteller heftige Einsprache erhoben. Unter unseren Historikern sonderbarerweise gerade die hervorragendsten. Wenn wir aber nach den Gründen forschen, vermöge welcher diese Schriftsteller die Glaubwürdigkeit des von dem Schreiber des Königs verfaßten Buches verwerfen, so gelangen wir zu der Überzeugung, daß ihre Einwendungen nur zum Theile gerechtfertigt sind. Auch wir läugnen durchaus nicht, daß die Wortableitungen des Anonymus auf Unwissenheit beruhen. Auch ist es wahr, daß die Jahresdaten der Geschehnisse gewöhnlich falsch angegeben sind. Es steht, daß er seine Schilderungen von Persönlichkeiten ganz willkürlich entwirft. Es ist ausgemacht, daß er die älteren Jahrhunderte mit der Brille seines Zeitalters sieht, weßwegen er von Bodenschenkungen spricht, wo doch zur Zeit der Landeseinnahme lediglich von Bodeneroberung zum Zwecke der Heimstätte die Rede sein konnte; soviel ist aber auch anderseits wieder richtig, daß der Anonymus bei der Erzählung der historischen Ereignisse uns eine vom Vater auf den Sohn übergegangene nationale Tradition vermitteln will. Zweidrittel seines Buches sind unbedingt derart, daß wir sie als sehr werthvoll und annehmbar erachten können. Die Erzählung der Landeseinnahme an sich muß zu diesen werthvollen Zweidritteln des Buches gerechnet werden.

Aus der allgemeinen Geschichte der Landeseinnahme wissen wir, daß Preßburg und seine Umgebung erst nach der Eroberung Ober-Ungarns, Siebenbürgens und des weiten Tieflandes unter die Botmäßigkeit der Ungarn kam. Der Ungar zog als Eroberer mit vielem Bedacht und großer kriegerischer Einsicht den Flüssen entlang und vorwärts im Operationsplan der Erwerbung seiner Heimath. Vom Zagyva-Thale aus gingen die Heerführer Szoárd, Kadocsa und Huba nach Gömör und von da über den Rücken der Baloger Berge in das Thal des Rima und nach Neograd. Im Thale der Eipel (Ipoly) herabsteigend hielten sie sich gegen die Donau zu. Nachdem sie die Eipel und die Gran (Garam) übersetzt hatten, zogen sie über die waldreichen Bergketten des Barser Comitates zu dem Flusse Seiden (Zsitva). Von da kamen sie zum Ufer der Neutra und bald zur Waag, an deren Gestaden die Burgen von Schintau, Freistadtl, Trencsin, Bolondócz (Beczko)

und Baan schnell in ihre Gewalt gelangten. Nachdem sie diese Burgen militärisch besetzt hatten, führten sie die siegreichen Schaaren gegen den Marchfluß, wo sie die Grenze des Reiches feststellten.

Dieser siegreiche Eroberungszug machte dem mährisch-slavischen Reiche ein Ende, weil Swatopluk außer durch die Ungarn auch gleichzeitig durch den deutschen König Arnulf von Westen her angegriffen wurde. Daß die Ungarn eigentlich aus Anlaß ihres Kriegszuges mit König Arnulf im Bündnisse standen, versichern gleichzeitige deutsche Chronisten.[1]) Den Heereszug selbst bestimmen dieselben für das Jahr 892.

Auffallend ist in der Erzählung des Anonymus jedenfalls, daß er die Unterwerfung des von der Waag bis an die March sich ausdehnenden Gebietes nicht näher berührt. Wenn nun die Ungarn auch auf diesem Gebiete Schritt für Schritt vorgedrungen sind, so zählte die thatsächliche Eroberung desselben nicht gerade zu den leichtesten Unternehmungen. Hier werfen nämlich die Karpathen zwischen der March und der Waag ein zusammenhängendes Hinderniß auf, dessen Bewältigung in diesen Zeiten einer berittenen Schaar keine geringe Mühe verursachte. Der Anonymus erwähnt nichts davon und aus seinem Schweigen folgern wir, daß die nationale Tradition die Erinnerung an die Eroberung dieses Landstriches nicht verewigt hatte. Und das kann man nur so erklären, wenn man annimmt, daß die Ungarschaar die Kleinen Karpathen thatsächlich nicht überstiegen hat. Eben durch den Umstand, daß die Mährer von Westen aus durch die Truppen Arnulfs bedrängt wurden, wird es erklärlich, daß die Ungarn es nicht nötig hatten, über die Kleinen Karpathen zu gehen. Auch die Bestimmung der March als Landesgrenze war mehr das Ergebniß der gegenseitigen Übereinkunft der beiden kriegführenden Parteien. Daraus erklären wir es uns völlig, daß bei der Eroberung des nordwestlichen Hochlandes kein Wort von Preßburg vorkommt, welche Eroberung die nationale Tradition gewiß ebenso auf

[1]) Annales Fuldenses bei Pertz wie oben I, 408. Annales Sangallenses majores ebenda I, 77. Luitprandi Antapodosis ebenda III, 276. 279. Annales Alamannici ebenda I, 52.

immer festgehalten hätte wie die der Burgen entlang der Gran, der Neutra und des Waagflusses.

Unsere Annahme wird überdies auch durch einen andern augenfälligen Umstand gerechtfertigt. Nicht nur das bloße Gebiet von Preßburg, sonden auch seine weitere Umgebung, man kann sagen das ganze Preßburger Comitat weist keinerlei Spur der Besetzung auf. Treu erzählt es der Anonymus, daß auf der Burg und dem Gebiete von Neutra sich der Heerführer Huba niedergelassen habe, welcher entlang der Zsitva ausgedehnte Ländereien besetzt hatte. An der Mündung der Waag nahm Ketel mit seinen Kumaniern Heimstatt. An den oberen Gegenden der Waag um Freistadtl herum nahm Lél die Strecken für seine Krieger in Besitz.[1]) Daß derlei Besitzergreifungen auch in der Umgebung von Preßburg geschehen seien, davon ist gar keine Kunde bis auf uns herabgekommen. Es ist daher auch keineswegs überraschend, daß spätere Urkunden das Schweigen des Chronisten nicht ergänzen. In dem Preßburger Comitate bei seiner großen Ausdehnung sind nur drei Stamm-Geschlechter bekannt: Salamon, Magyar und Etre. Gerade dieses Fehlen solcher stammagyarischer Geschlechter deutet am zuverlässigsten den Mangel an ursprünglich hier in Besitz genommenem Boden an. Im Preßburger Comitate gibt es gewiß der Grundbesitzer viel, aber wenig Großgrundbesitzer, weil es ursprünglich da an Heimstatt fehlte. Das kann nur darin seine Erklärung finden, daß unsere magyarischen Vorfahren zur Zeit der Landesbesitzergreifung nicht bis an die Kleinen Karpathen gekommen sind, wenn auch als Landesgrenze thatsächlich die March angesetzt war.

Daß Preßburg während der ganzen Periode der Herzoge nicht in den Vordergund tritt, ist zum Theile auf den früher erwähnten Umstand zurückzuführen, zum Theile aber darauf, daß für die rein nur als Reitervolk kämpfenden Ungarn der Schloßberg von Preßburg nicht die Bedeutung hatte, welche er in den Augen der Römer und Quaden besaß. Erst mit der Gründung des Königreiches tritt die Bedeutung

[1]) De gestis Hungarorum libr. XV. XXXIII—XXXV.

Preßburgs wieder in den Vordergrund, da es der Hauptort einer solchen Institution wurde, welche vermöge ihrer militärischen und civilen Natur diesem Orte notwendigerweise eine große Bedeutung gab.

Aber noch bevor das Königreich Ungarn und mit ihm die nationale Bedeutung Preßburgs erstand, hat ein goßes Ereigniß ganz zufällig unserer Stadt einen weltgeschichtlichen Namen verliehen. Dieses große Ereigniß war die Schlacht zwischen den Deutschen und Ungarn im Jahre 907.

Schon beim Eingange haben wir gesagt, daß Aventinus Wratislavia beziehungsweise Bresburg erwähnt. Diese Erwähnung geschieht aus Anlaß der Erzählung der im Jahre 907 zwischen Deutschen und Ungarn ausgefochtenen großen Schlacht. Ihre Ursachen und Consequenzen sind folgende.[1])

Nach dem Tode des Herzogs Árpád wählten die Häupter der ungarischen Nation dessen minderjährigen Sohn Zsolt zum Herzoge.

[1]) Ludovicus rex Germaniae, atque Boiorum ex omni Boiaria peracto delectu, Anassiburgium novam Boiorum coloniam se confert. Adsunt episcopi monachorum antistites, proceres Boiorum, quinto decimo Calendas Julii anno Christianae salutis noningentesimo super septimum. Ibi decretum omnium sententia Vgros Boiariae regno eliminandos esse. Vires igitur ex universis Boiariae provinciis ex Nariscis, Boethis, Chamabis, Vindelicis, Noricis, Vennonibus, Athesinis, Stiriis, Venedis, Charinis, Carnis contrahuntur: bellum Vgris indicitur, intento infestoque exercitu utraque Danubii ripa, proceres Boiorum in hostes contendunt. Ludovicus cum Burckardo Bathavensi episcopo, Arabone praefecto, Anassiburgii substitit. Belli deinde periti, omnes copias in tria agmina partiuntur. Luitpoldus Austriaci limitis dux, ripa Aquilonari, Meridionali vero in parte Theodomarus archimysta Juvavensis, Zacharias Sabonensis, Otto Fruxinensis, cum monachorum praesulibus, Gumpoldo, Hartvico, Helmprechto *Vratislaviam* usque procedunt, ibique castra faciunt. Eodem in Danubio navibus copias Sighardus Senonum princeps cognatus regis, Ratholdus, Hattochus, Meginuvardus et Eysengrinus dynastae Boiorum perducunt.

Nec Vgri segniciei atque socordiae, ubi se tantis apparatibus peti vident, se dedunt. Cuncta antea, que necessaria forent, arma, viros, equos comparant, iamque non pro gloria, sed salute pugnaturi, acriter resistunt. Interim aliquot equites, caeteras Boiorum legiones lacessere iubent. Regesque utrique infinito equitatu, quo plurimum tum valebant, agmen episcoporum incessunt: quasi perrupturi aciem pernicibus equis magna vi impetunt: ingentem sagittarum imbrem infundunt, Boios spiculis, quae corneis arcubus iaculabantur, obruunt, rursusque cedunt. Velociores erant, quam exercitus noster gravi

Ludwig, König der Deutschen, wollte nun den günstigen Zeitpunkt benützen und entschloß sich zum Angriff auf die Ungarn in der Hoffnung, daß er die unter der Herrschaft eines fürstlichen Kindes stehenden gefährlichen heidnischen Nachbaren nun unschädlich machen könne. Zu diesem Zwecke sammelte er eine große Kriegsmacht im Juni des Jahres 907. Am 17. dieses genannten Monates stellte er sich selbst an die Spitze seines Kriegsvolkes, welches jenseits der Enns zwischen der Ennsburg und dem Kloster St. Florian lagerte. Nach dem Feldzugsplane sollte die zumeist aus schwerem Fußvolk bestehende Kriegsmacht in drei Heeressäulen im Donauthale vordringen: am rechten und am linken Ufer der Donau sowie auf dieser selbst. In der am rechten Donauufer vorrückenden Heeressäule befanden sich die Fähnlein der Bischöfe Dietmar von Salzburg, Otto von Freisingen, Zacharias von Säben, der Äbte Gumpold, Hartwich, und Helmprecht unter dem Commando der ge-

---

armatura instructus. Rursus cum procul abesse credebantur, et fugiebant. Dum te vicisse putares, in discrimine maximo eras. Eminus sagitta gri inimicos petebant. Nec enim aperto Marte, pedestri praelio, acie congredi, ense cominus pugnare, vrbes obsidere, oppida oppugnare, castella expugnare tum noverant: sed nunc cedendo, nunc vrgendo, insidiisque dimicare soliti erant. Et tantus in illis dolus, tanta velocitas, tanta peritia militiae inerat, ut absentes, an praesentes, fugitantes, an instantes, pacem simulantes, an bellum gerentes, perniciosiores essent, in incerto haberetur. Dum igitur vasto impetu aduolant, rursus verso equo instant: utroque modo spicula spargunt, leta ingerunt, dextra, laeva, a fronte, a tergo incursant: nostros defatigant: tandem vndique ingruunt, vndique Boios fessos invadunt, superant, sternunt, caedunt, quinto Idus Augusti, Noctuque clanculum Danubium tranant, Luitpoldum legatum Ludovici, Eysengrinum epularum magistrum, cum omnibus copiis, cum quindecim dynastis in castris trucidant. Postridie, hoc est tertio Idus Augusti, eos, qui ad naves erant, facile absque labore, metu perterritos, simile strage adficiunt.

Tres dies continenter irato caelo pugnatum. Maxima pars nobilitatis Boiariae perit, vulgus promiscuum sine numero occisum. Luitpoldus dux orientalis Boiariae, author generis regulorum Boiariae, praefectorumque praetorio Rheni, cum vndeviginti Boiorum dynastis, quorum haec sunt nomina, caesus est, Piligrinus, Dietpoldus, Hebbo, Eysengrinus, Hatechus, Bero, Rudmundus, Leitfridus, Waltherus, Arebertus, Babo, Iringus, Gündboldus, Eysengrinus, Hathochus, Meginuvardus, Ratholdus, Albertus, Luitpoldus, hunc nostrorum principum progenitorem Nariscum, Boethumque, ex prosapia Imperatorum, et regum nostrorum oriundum esse, in diplomatibus vetustis reperio. (Joannis Aventini *Annalium Boiorum Lib. IV.* 19—21. cc. 449—451 pp.)

nannten Herren. Am linken Donauufer befehligte Luitpold, der Gaugraf der Ostmark. Die Kriegsflotille auf der Donau rückte mit dem Herzoge Sieghardt, einem Verwandten des Königs, und den bairischen Bannerherren Ratholb, Hatto, Meinhard und Eisengrin vorwärts. Dieses Donaugeschwader war durch die zwei Ufercolonnen zu decken. Der König selbst verblieb mit der Reserve in Ennsburg und mit ihm Burghard, der Bischof von Passau, und Graf Aribo.

Der Operationsplan war unverkennbar ganz derselbe, welchen Kaiser Karl der Große im Jahre 791. gegen die Avaren befolgt hatte. Der Kaiser selbst hatte damals die Heeresabtheilung am rechten Donauufer angeführt, die linke vertraute er Befehlshabern an, während die Baiern auf Schiffen Kriegsgeräth und Lebensmittel nachzuführen hatten. Damals war schon Ennsburg der Sammelplatz gewesen, von wo aus Kaiser Karl binnen 52 Tagen bis zur Mündung der Raab vordrang, die Avaren niederwarf und als Sieger heimkehrte.[1])

Was der große Kaiser nur mit Besorgniß begonnen hatte, weil er sich und sein Heer in Ennsburg mit dreitägigem Fasten und Gebet auf den Feldzug vorbereitete, gedachten König Ludwig und sein Volk mit größerem, mit gar zu hohem Selbstgefühl durchzuführen. Zweifellos ist auf diese hohe Selbstüberschätzung der Ausfall eines Annalisten zu beziehen, welcher den Übermuth [superbia] des Königs erwähnt. Wie schon die ganze Zurüstung nicht eine gleiche war, so war auch der Erfolg nicht derselbe, trotzdem der Feldzugsplan und so ziemlich auch der Feind der nämliche blieb, weil sowol die Avaren, als auch die Ungarn nur Reiter waren.

Die innerwärts der Enns campirenden Ungarn zogen sich, wie sie diese Übermacht sahen, sofort zurück. Hierauf marschirten die Deutschen anstandslos in drei Heereszügen bis nach Wratislavia d. i. bis in die Umgegend von Preßburg vor. Die Ungarn hatten im Ganzen bis daher nur mit geringeren Reiterschwadronen das deutsche Heer beunruhiget, so daß der Erzbischof von Salzburg es gefährlich erachtete, weiter vorzubringen und in der Richtung von Preßburg Halt machte,

[1]) Epistola Caroli Magni ad Fastradam an. 791.

wo er gegen die Scharmützel der leichten ungarischen Reiterei nur in einem zweckmäßig angelegten Lager sicheren Schutz finden konnte. Als aber alle Mannschaften der Geschlechter an Ort und Stelle waren, so begann die gesammte ungarische Heeresmacht die feindlichen Truppenkörper, einen nach dem andern und zwar zuerst das Lager der Kirchenfürsten anzugreifen. Furchtbar war der einem Sturme gleich einbrechende Angriff der ungarischen Reiterei. Ihr Pfeilregen rief in den dichten Reihen der Baiern sehr erhebliche Verluste hervor, aber der kurze heftige Ansturm vermochte den Massenwiderstand des starkbefestigten Lagers nicht mit einem Male zu brechen. Die Ungarn schlugen nun eine langsamere, aber mehr sichere Methode ein, um ihr Ziel zu erreichen. In einzelnen, kleinen Schwärmen überfielen sie den Feind, galoppirten dann flink in ihr Lager zurück und beschossen sowol im Ansturme das deutsche Lager, als auch bei ihrem Zurückreiten die Verfolger unaufhörlich mit Pfeilen. Bei Tag und Nacht, von Rechts und Links, unablässig wurden diese plänkelnden Angriffe fortgesetzt, bis nicht der Feind zufolge dieser fortwährenden Vexation Kraft und Muth verloren hatte. Da begannen die Ungarn von allen Seiten einen Massensturm auf die ermatteten Baiern und zerstörten das erstürmte Lager am 9. August bis in Grund und Boden. Erzbischof Dietmar, die Bischöfe Zacharias und Otto und viele Geistliche blieben todt auf der Wahlstatt und in die Schätze des deutschen Lagers theilten sich die siegreichen Ungarn.

Noch in derselben Nacht durchschwamm das Heer der Ungarn in aller Stille die Donau und allarmirte zeitlich Morgens, bevor Luitpold von dem Unglück auf der anderen Donauseite Kunde erhalten konnte, dessen Lager, brachte es in Verwirrung und vernichtete es fast ganz. Außer dem Oberbefehlshaber und dem königlichen Obertruchseß Eisengrin fielen neunzehn bairische Großen im Gefechte und nach Tausenden bedeckten die Leichen der niedergemetzelten Deutschen das Schlachtfeld. Nur wenigen gelang es sich nach Ennsburg zu König Ludwig zu flüchten. Der Adel Baierns war dort umgekommen.

Am dritten Tage kam nun die Reihe an die Flotille. Nach der Vernichtung der sie deckenden Kriegsschaaren ergriff ihre Mannschaften

Desperation und der Sieg wurde von den Ungarn an diesem Tage viel leichter errungen, als an den vorhergehenden. Herzog Sieghard konnte sein Leben nur durch Flucht retten. Ratholb, Hatto und Meinhard waren gefallen. So erfochten die Ungarn binnen drei Tagen über die drei deutschen Heeressäulen einen vollständigen Sieg.

Das Blatt wendete sich. Die Angegriffenen wurden nun selbst zu Angreifern und jagten vor sich her die Reißaus nehmenden Reste der zersprengten deutschen Kriegsschaaren, mit denen sie fast gleichzeitig nach Ennsburg kamen. Auf dem Wege hatten sie das Kloster von St. Pölten in Flammen aufgehen lassen. König Ludwig zog ihnen mit ausgeruhten Truppen entgegen. Das Feld, wo die zwei feindlichen Heere aneinander zu gelangen hatten, war seitwärts von Wäldern umsäumt. Diese besetzten die Ungarn nach ihrer Gewohnheit vorher mit starken Haufen. Nach dem ersten Angriffe des königlichen Heeres begann die ungarische Reiterei bald zu fliehen. Die Deutschen, schon den Sieg erhoffend, setzten ihnen hitzig nach. Wie sie jedoch in die Nähe des Waldes kamen, so stürmten die im Hinterhalt liegenden Haufen der Ungarn mit schrecklichem Kriegslärm heraus und griffen die Deutschen im Rücken an. In diesem Momente wendeten die anscheinend fliehenden ungarischen Reiter ihre Pferde und empfingen mit einem dichten Pfeilregen ihre Verfolger, welche zwischen zwei Schußlinien hineingedrängt und einige Zeit davon umschlossen unter den Streichen der feindlichen Waffen untergingen. Der König konnte sich und wenige Mannen nur mit großer Mühe nach Passau retten.[1])

[1]) Siehe Szabó wie oben 148—154. Daß die Niederlage der Deutschen eine völlige war, leugnen weder die gleichzeitigen noch an Zeit nahestehende Quellen. Die Annales Alamannici ad an. 907 schreiben: Baiovariorum omnis exercitus ab Ungaris occiditur. (Pertz I, 54.) Die Annales Laubacenses ad an. 907: item bellum Baugauriorum cum Ungaris insuperabile atque Liutpoldus dux et eorum superstitiosa superbia (crudeliter) occisa paucique christianorum evaserunt interemptis multis episcopis comitibusque. (Pertz a. g. O. I, 54). So auch die Annales Einsiedlenses. (Pertz III, 141.) Die Annales Augienses ad an. 907: Baiovarii ab Ungaribus interficiuntur (Pertz I, 68.) Die Annales Salisburgenses ad an. 907: Bellum pessimum fuit. (Pertz I, 89.) Die Annales S. Emmerammi ad an. 907: exercitus Baiowariorum occisus fuit. (Pertz I, 94.) Der Fortsetzer Regino's ad an. 907: Bawarii cum Ungariis congressi multa caede prostrati sunt,

Die Schlacht bei Preßburg.

Ein berühmter deutscher Historiker, Dümmler, hält die Beschreibung der Schlacht bei Preßburg nicht glaubwürdig[1]), wiewol er sich bemüssiget sieht, den verderblichen Ausgang des Kriegszuges für das deutsche Heer anzuerkennen.[2]) Nun ist es wahr, daß Aventinus, welcher diese Schlacht um 1500 beschreibt, kein gleichzeitiger Schriftsteller ist. Daß aber die einzelnen Phasen der Schlacht von ihm nicht erdichtet sind, ist zweifellos. Die neueren Forschungen haben es ins Reine gebracht, daß Aventinus seine speciellen Daten aus den Annalen der bairischen Klöster, namentlich aber aus

---

in qua congressione Liutpoldus dux occisus est. (Pertz I, 614.) Die Annales Corbeienses ad an 907: Baioariorum gens ab Ungariis pene deleta est. (Pertz III, 4.) Die Annales Hildesheimenses ad an. 908: Liudboldus dux cum aliis multis interfectus est ab Ungariis. (Pertz III, 52.) Das Chronicon Herimanni Augiensis ad an. 907: Baioarii cum Ungariis commissa pugna victi sunt. (Pertz V, 112.) Die Annales Admuntenses sowie Auctar. Garstense ad an 907: Dietmarus Salzburgensis archiepiscopus occiditur ab Ungaris cum Utone et Zacharia aliis duobus episcopis. (Pertz IX, 565. 573. 771.) Die Annales Ratisbonenses minores ad an. 907: interfectio Baioriorum. (Pertz XIII, 47.) Die Annales Altahenses ad an. 907: occisio Bawariorum in gentili gladio. (Pertz XVII, 583.) Was die Todtenbücher anlangt, so bestätigen sie nur mit einzelnen Angaben die Annalen und ergänzen sie in dieser Beziehung. So das Necrologium Merseburgense: Thietmarus archiepiscopus, Zacharias episcopus, Udo episcopus, et alii multi ab Ungariis occisi sunt. (Neue Mittheilungen XI, 236.) Das Necrologium Wizenburgense: Uodo episcopus obiit cum aliis multis apud Ungros occisis. (Archiv v. Unterfranken XIII, 24.) Ein Martirologium aus Freisingen des X. Jahrhunderts: III. Non. (Julii) bellum Baioariorum cum Ungariis in Oriente. (Annalen zur bayr. Gesch. VII, 451. 479. und Forschung. zur deutsch. Gesch. XV, 164.) Das Kalendarium Laureshamense: III. Non. Julii: Pessimum bellum de gentilibus. (Martirolog. Adonis II, 691.) Das Necrologium Frisingense: II. Non. Jul. Outo episcopus Frisingensis obiit und das Necrologium Scheftlarense ad Jul. 6: Otto episcop. Friz. (Hundt: Urkunden des Bisthums Freising aus d. Zeit d. Karolinger S. 49.)

[1]) Mit diesem gewaltigen Siege war das Bestreben der Ungarn als einer selbstständigen Nation in den von ihnen eingenommenen Sitzen für die kommenden Jahrhunderte gesichert. Geschichte des ostfränkischen Reiches. Zweite Ausgabe. 1888. III, 549.

[2]) Über die Unglaubwürdigkeit der Schlachtbeschreibung Aventins habe ich mich schon früher ausgesprochen; nicht einmal den Namen der neunzehn gefallenen Grafen (unter denen mehrere doppelt) möchte Wert beizulegen sein, da wenn sie aus einem Todtenbuche stammten, der Schlachttag doch wenigstens richtig angegeben sein müßte. Ebenda, III, 548.

den gleichzeitigen heute nicht mehr ganz vorfindigen Jahrbüchern von Altaich geschöpft hat.[1]) Auch sonst entbehren diese Phasen durchaus nicht der Wahrscheinlichkeit. Sie entsprechen ganz getreu der Kriegskunst und Gefechtstaktik der Ungarn. Nur wer von dieser Kriegskunst und Gefechtstaktik keine Kenntniß hat, der wird sie für unwahr halten.

Im XVI. Jahrhunderte, als Aventinus seine Chronik schrieb, besaßen die Deutschen gar keinen richtigen Begriff von der Kriegstaktik der Ungarn. Bei Aventinus läßt es sich daher nicht voraussetzen, daß er sich solche Einzelnheiten erdacht haben könnte, welche der alten Taktik der Ungarn vollkommen entsprechen. Seit die Werke[2]) der Byzantiner, namentlich des Kaisers Leo VI. und seines Sohnes Konstantin Porphyrogenetus Jedermann zugänglich geworden, sind wir über die Art, wie die Ungarn (Magyaren) im X. Jahrhunderte gewohnt waren, Krieg zu führen vollständig unterrichtet. Im ureigensten Interesse des Kaisers Leo lag es, sich über diese Kriegstaktik die rechten Kenntnisse zu erwerben und diese mitzutheilen. Der Kaiser schrieb sein Buch über die Taktik zu keinem anderen Zweck, als um seinen Befehlshabern für den Fall eines etwa eintretenden griechisch-magyarischen Krieges verläßliche Unterweisungen zu geben. Unrichtiges mittheilen, hätte so viel geheißen, als die eigenen Feldherrn irreführen. Die Art und Weise ihrer Kriegskunst den Ungarn richtig abzulauschen war ihm, der mit Ungarn ständig in Berührung war, sehr gelegen.

Wenn wir nun die Mittheilungen des Kaisers Leo in Betracht ziehen, so dürfen wir nicht einen Augenblick zweifeln, daß die Schlacht bei Preßburg, geradeso wie sie Aventin beschreibt, nach der Art und

[1]) Szabó: Ebenda. 153. Marczali: Ungarns Geschichtsquellen im Zeitalter der Árpáden (ung.) S. 147.

[2]) Die Taktik des Kaisers Leo erschien in lateinischer Übersetzung 1554. von Jakob Schegk. Sie wurde mit griech. und lat. Text von Meursius in Leyden 1612 herausgegeben. Eine neuere Ausgabe besorgte Arcerius Sixtus im Jahre 1613. Eine verbesserte Ausgabe erfolgte 1747 von Joh. Lami in Florenz. In deutscher Sprache erschien sie 1781. Die auf die Magyaren bezugnehmenden Stellen hat Karl Szabó im Neuen ung. Museum in ungarischer Sprache vollendet wiedergegeben 1851. I. Th. und in seinen Kleineren historischen Schriften (ung.) I, 76—95. Die Schriften Kaiser Konstantins De administrando imperio und De Ceremoniis erschienen in der Bonner Ausgabe des Corpus Hist. Byzant.

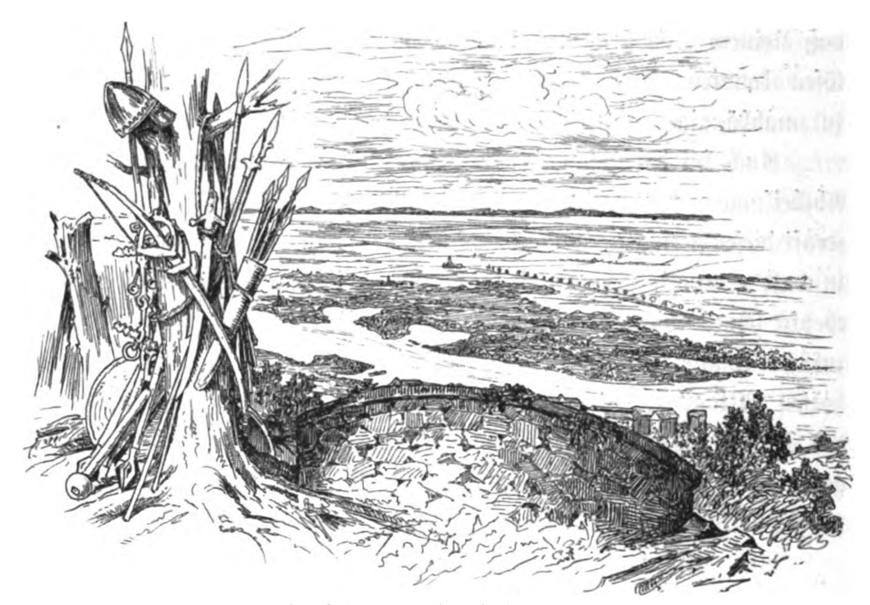
Weise der ungarischen Kriegstaktik vor sich gegangen ist. Die Ungarn als Linienreiterei schrieben dem Umstande einen besonderen Vortheil zu, daß ihre die Attaque ausführenden Schlachtreihen keine ununterbrochen zusammenhängende Linie bildeten. In diesen ihren Schlachtreihen gab es immer Intervalle, weil sie dadurch Terrainhindernisse leichter nehmen konnten und weil so ihr Ansturm im Galopp auf den Feind um so vehementer auszuführen war. Ein natürlicher Vortheil solcher von Intervallen unterbrochenen Reiterlinien lag auch darin, daß kleinere Schwärme sich leichter von den großen Schwadronen loslösen konnten. Das brachte es mit sich, daß die kleineren Schwärme zu unabhängigem Operiren viel geeigneter erschienen.

Auch bei der Schlacht vom Jahre 907 sehen wir, daß die kleinere Abtheilungen die vordringenden Deutschen umschwärmt hatten, deren Kraft diesen geringen, aber unaufhörlichen Behelligungen gegenüber nur zu bald erlahmte. Ohne daß man den unvermuthet überfallenden und ebenso schnell wieder weggaloppirenden Reiterschwärmen einen Schaden zufügen konnte, litt man unaufhörlich in Folge ihrer unablässig wiederholten Attaquen. Diese kein Ende findenden Angriffe entkräfteten in der Schlacht von 907 derart den rechten Flügel der Deutschen, daß sie gezwungen waren ein Lager zu beziehen. Die Verschanzung war gegenüber den Ungarn das einzige Mittel, sich ihrer Heimsuchung zu erwehren.

Als Reitervolk waren unsere Altvordern nicht sehr geeignet Burgen und ummauerte Plätze zu belagern. Ihre Bewaffnung reichte nicht aus, um eine solche Belagerung mit Erfolg zu Ende zu führen. Wenn sie dennoch gezwungen waren befestigte Plätze anzugreifen, so thaten sie dies derart, daß sie die anzugreifenden Orte fest umschlossen hielten und ihnen die Zufuhr an Lebensmitteln abschnitten. Auf diese Weise konnte freilich nicht der Erfolg sofort errungen werden, denn ihre Taktik und Strategik war auf Raschheit und Flinkheit begründet.

Wir verstehen es daher leicht, daß sie den rechten Flügel des deutschen Heeres nur nach mehrtägigem wiederholten Ansturme in Verwirrung zu bringen vermochten. Somit trägt die Mittheilung des Aventinus den völligen Stempel der Glaubwürdigkeit. Das Gesagte gilt außerdem auch für jene Mittheilung, daß die Ungarn nach der

Niederwerfung des rechten Flügels der Deutschen die Donau durchgeschwommen hätten und daß sie dann, bevor noch eine Kunde ihres Sieges an das andere Ufer gekommen war, auf die dortige Feindesschaar losgeritten wären. Für unsere Ahnen, die Ungarn, war eben das Durchschwimmen eines Stromes mit ihren Pferden eine gewohnte Sache. Die Byzantiner erwähnen auch Luftschläuche, die zum Übersetzen der Ströme von den Ungarn verwendet wurden.



13. Die Marchebene von der Hainburg aus gesehen.

Wenn ferner Aventinus vorbringt, daß sie in die bei Ennsburg sich rechts und links hinziehenden Wälder Hinterhalte verlegten, so ist auch dies eine solche Disposition, die der Taktik der Ungarn ganz und gar entsprach. Im Aventinus findet sich daher keine Angabe, welche durch uns als unwahrscheinlich zu verwerfen wäre. Seine Angaben schieben nur solche Forscher bei Seite, die es nicht wissen oder zugeben wollen, daß es eine Nation gegeben, welche die Deutschen sowohl in Ausübung der Kunst des Krieges als der politischen Organisation übertroffen habe. Und daß selbst Dümmler dazugehört, ist jedenfalls charakteristisch für die deutsche Historik.

Was nun den Zeitpunkt der Schlacht anbelangt, so weichen die Quellen von einander ab, indem einige das Jahr 907, andere das Jahr 908 angeben.[1]) Vermöge kritischer Vergleichung ist es jedoch ganz zweifellos, daß dieses große Kriegsereigniß am 5. oder 6. Juli des Jahres 907 stattgefunden hat.[2])

Viel schwieriger läßt sich das Terrain bestimmen, auf welchem in der Nähe von Preßburg diese berühmte Schlacht des Jahres 907 geschlagen worden ist. Alles spricht dafür, daß das Schlachtfeld oberhalb Preßburg zu suchen ist. Die rechte Heeressäule der Deutschen bewegte sich offenbar auf jenem Wege vorwärts, der schon im X. Jahrhunderte an der Stelle hinlief, wo sich heute die Straße von Preßburg nach Wien zieht. Diese Straße folgt so ziemlich strenge dem Laufe der Donau. Die Marschlinie der linken deutschen Heeressäule identificiren wir mit jener Straße, welche von Wien aus über Enzersdorf, Orth, Wagram, Kopfstetten und Engelhartstetten an die March führt. Sie weicht wegen des großen Inundationsgebietes der Donau etwas vom Strome ab und ist wegen den zwischen ihr und der Donau liegenden vielen Inseln vom rechten Stromufer aus mit dem Auge nicht zu verfolgen. Dieses Terrain entspricht für alle Fälle dem Schauplatze der Schlacht mehr, als die unterhalb Preßburg sich fortziehende Fläche, worin sich die Donau, sowie sie Preßburg verläßt, sofort in viele die Insel Schütt bildende Arme zertheilt. Die Annahme, daß die berittenen Ungarn hier die Donau übersetzt hätten, ist unwahrscheinlich weil da von einem zweimaligen Übersetzen die Rede sein müßte, indem die Donau unter Preßburg in zwei Hauptarme zerfällt. Dieser Übergang über die Donau hat hingegen oberhalb Preßburg leicht stattfinden können und noch immer waren die Entfernungen solche, daß der rechtsseitige deutsche Heereszug von den Vorfällen am linken Ufer nichts erfahren oder hören konnte. Wir meinen daher, daß die Heeresmacht der deutschen Bischöfe südwestlich von Preßburg auf der Ebene von Petronell, die linksseitige deutsche Heeressäule

[1]) Auf das Jahr 908 verlegen der Forstetzer des Regino und nach ihm die Chroniken von Hildesheim und Weissemburg die Schlacht. Dasselbe Jahr verzeichnen die größeren Annalen von St. Gallen sowie Lambert von Aschaffenburg.

aber auf der Marchebene, die auch später noch der Schauplatz mörderischer Schlachten war, von ihrem schlimmen Schicksale ereilt worden sei.[1])

Was nun die Folgen des großen Völkertreffens vom Jahre 907 betrifft, so geben die deutschen Chroniken hierüber genügend verständlichen Bescheid. Die zum Bewußtsein ihrer Kraft gelangten Ungarn stoben seit diesem Momente wie im Sturme über West-Europa unaufhaltsam dahin. Blühende Gaue, reiche Städte und Klöster wurden Opfer ihrer Verheerungen. Ganz Baiern war unrettbar verloren. St. Florian, Mattinghofen, Mondsee, Öttingen, Chiemsee, Tegernsee, Schliersee, Schäftlarn, Benedikt-Beuren, Kochelsee, Schlehdorf, Staffelsee, Polling, Diessen, Sandau, Siwerstat, Thierhaupten, Wessobrunn, Freising, die Vorstadt von Regensburg, Osterhofen, Ober- und Nieder-Altaich waren verwüstete Brandstädten. Königspaläste, Königsgruften und Klöster wurden durchwühlt. König Ludwig wagte nicht mehr auf bairischer Erde sich aufzuhalten und zog sich nach den ungefährdeten westlichen Theile von Deutschland zurück. Die schöne Gegend unterhalb der Enns kam gänzlich in den Besitz der Ungarn und blieb auch nach der großen Niederlage von Augsburg bis zu den Zeiten des Herzogs Geisa im Besitze der Ungarn.[2])

Angesichts solcher ungeheurer Verwüstung durfte ein österreichischer Geschichtsschreiber — wir geben es zu — wol in die Worte ausbrechen „daß die Ungarn nur um den Preis der deutschen Cultur ihren Platz in Europa behauptet haben"[3]), andererseits hingegen wäre es diesem Historiker wohl angestanden, auch jene Thatsache der späteren Geschichte nicht zu vergessen, daß angesichts der Tartaren- und Türkenbedrohung eben diese Ungarn die Erretter der deutschen, ja sogar der gesammten westeuropäischen Cultur geworden sind.

---

[1]) Dies erklären wir auch denen gegenüber, welche als Schauplatz der Schlacht die Gegend von Raab betrachten oder wie z. B. Weiß (Geschichte der Stadt Wien, 1882. I, 55.) zwischen Preßburg und Ménfö schwanken. Von Raab und Ménfö kann nicht die Rede sein und die ganze Behauptung ist nichts anderes, als eine Verwechslung der Schlacht bei Preßburg mit einigen späteren Treffen in der Raaber Gegend.

[2]) Szabó: Das Zeitalter der Herzoge (ung.) 154. 155.

[3]) Weiß: Geschichte der Stadt Wien, I, 55.

IV.

Die Gründung des Königreiches Ungarn. Der heilige Stephan organisirt die Comitate. Preßburg wird Centralpunkt der Schloßgespanschaft und des Comitates. Bild, Gutsbesitz und Bewohner des Schlosses von Preßburg. Die Schloß- und Obergespäne unter den Königen der drei ersten Jahrhunderte.

Von der Schlacht des Jahres 907 angefangen bis zur Gründung des Königreiches Ungarn, haben wir keinerlei Kunde über Preßburg. Diese Periode war ohnehin für das Gedeihen von Städten in unserer Heimat nicht sehr günstig. Die Ungarn Árpád's setzten durch ein halbes Jahrhundert ihre Kriegszüge im Auslande fort. Die ausländischen Chroniken sind übervoll von Jammer und Klage über die Drangsale und Übel, die man vom übermüthigen Feinde zu erdulden hatte. Es fällt uns wol nicht ein, diese Streifzüge unserer Vorfahren mit Lob zu überschütten, aber andererseits haben wir auch das nicht zu verkennen, daß diese Streifzüge sogar gute Folgen hatten. Hält man sich den damals in Westeuropa herrschenden Feudalismus vor Augen, wie will man sich dann eine Vorstellung davon machen, daß ein vom Orient in Mittel-Europa einbrechendes, nicht einmal sehr zahlreiches, heidnisches Reitervolk sich in der von ihm eroberten Heimath dauernd hätte consolidiren können, wenn die Völker West-Europas nicht die Gewalt seiner Waffen verspürt hätten? Durch diese Kriegszüge wurde der Name: Ungar ein gefürchteter. Die westlichen Völker dachten an Nothwehr und Selbstvertheidigung, keines aber

daran, die neuen Ankömmlinge anzugreifen oder aus dem durch sie eroberten Lande zu vertreiben.

Aber auch in anderer Beziehung brachten diese Kriegszüge den Ungarn Vortheil. Vom Osten kommend, waren sie bislang mit keiner nachahmenswerthen Cultur zusammengetroffen. Die Völker, mit denen sie bis jetzt Berührung hatten, waren Kozaren, Petschenegen und Kumanier. Diesen konnten sie wol an Verwegenheit es gleichthun, aber bürgerliche und gesellschaftliche Cultur haben sie sich nicht von diesen Nationen, sondern von Westeuropa und seinen christlichen Völkern angeeignet. Indem sie auf ihren feurigen Steppenpferden Italien, Deutschland und Frankreich durchstreiften, lernten sie die vorwärts geschrittene europäische Cultur kennen. Das brachte den Sinn der Ungarn für Gesittung zur Entwicklung, ließ deren Lebensansprüche wachsen und erweckte in ihnen die Begierde diese besseren Zustände auch in ihrer Heimath dauernd zu machen.

Es war ein großes Glück, daß diese Lernezeit nicht zu lange gedauert hat. Bereits die Niederlage von Augsburg im Jahre 950 machte den Herumstreifereien der Nation im Auslande ein Ende. Das aus seiner Thatenlosigkeit erwachte Ausland schaarte sich zusammen und drängte die Ungarn in ihre Heimath zurück. So wurden nun diese gezwungen sich an den heimischen Boden mehr zu gewöhnen und ihre Zeit anstatt Kriegen den Werken des Friedens zu widmen. Ja, was als noch höher erscheint, die Ungarn waren gezwungen, den christlichen Glauben anzunehmen, ohne welchen sie zwischen den christlichen Völkern niemals eine politisch zur Geltung gelangende Nation und niemals einen politisch sich bethätigenden Staat hätten bilden können.

Um die Verbreitung des Christenthumes hatte sich bereits Herzog Geisa Verdienste erworben. Der wahre Apostel seiner Nation wurde jedoch sein Sohn, Stephan I., den die Kirche später unter ihre Heiligen versetzt hat. Mit Stephan beginnt in unserer Heimath eine neue Periode, welche die christlich-sociale Basis der ungarischen Nation geschaffen hat. An die Stelle der alten Stammesorganisation trat die Monarchie. Das äußere Leben und die Staatsinstitutionen, der Hof und die Familie trugen von nun an das Gepräge des Christenthumes an sich.

Außer der Einführung der Monarchie und der Kirche hat vielleicht keine Institution des Königs Stephan so vielseitige Folgen nach sich gezogen, als die durch ihn geschehene Gründung der Comitate (Gespanschaften). Da unsere gesammten geschichtlichen Denkmäler von keinem einzigen König sprechen, der Comitate gegründet hätte, so müssen wir annehmen, daß diese sämmtlich von St. Stephan organisirt worden sind. Damals ist somit auch das Comitat Preßburg entstanden und damit erstieg die Bedeutung der Stadt Preßburg eine solche Höhe, auf welcher sie bis dahin nicht gestanden war.

Wir gehen an dieser Stelle nicht darauf ein, ob Stephan, der Heilige, die Comitate aus eigener Idee geschaffen und selbständig organisirt hat. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er, der das Inslebenrufen der staatlichen und höfischen Institutionen so sehr nachgeahmt hat, gerade bei der Organisirung der Comitate ganz selbstständig und ureigen vorgegangen ist. Wenn auch die Comitate nicht die getreuen Copien der griechischen Themen oder deutschen Gaue und Pfalzgrafschaften waren, so konnten diese dennoch in ihm die Idee wachgerufen haben, diesen ähnliche Institutionen ins Leben zu rufen. Übrigens hat er für seine Schöpfung auch viel näher gelegene Muster vorgefunden. Die slavischen Županate lagen ihm örtlich und zeitlich offenbar näher und daß er die von ihm geschaffenen Comitate Gespanschaften und den an die Spitze ihrer Leitung gestellten Vertrauensmann Gespan benannt hat, weist klar darauf hin, daß er mit der Benennung zugleich das Wesen von der slavischen Institution entlehnt hat.

Um seine Comitate zu organisiren, bedurfte St. Stephan centraler Burgen, zu deren Bevölkerung Burgmilizen, zur Erhaltung der Letzteren aber zur Burg gehörige Liegenschaften. Für diesen Zweck verwandte er theils bestehende Burgen und erbaute, je nach Bedarf, auch neue. Die Burgmiliz brachte er aus der älteren unterworfenen Einwohnerschaft oder aus den nichtadeligen Classen der Nation selbst zusammen. Die Güter (Liegenschaften) der Burg hingegen schied er aus dem von seinem Stammgeschlechte in Besitz genommenen ungemein umfangreichen Boden oder aus den gar nicht in Besitz genommenen und auf diese Weise zum Staatsgute gewordenen Latifundien aus.

Daß solche Ländereien in größerer oder kleinerer Entfernung vom Preßburger Schlosse in sehr reicher Anzahl vorhanden waren, das erweisen am besten die Urkunden, nach welchen wir die Güter oder Ländereien des Preßburger Schlosses, wenn auch nicht vollständig, so doch ihrem größeren Theile nach zusammenstellen können. Einst waren diese Schloßgüter in der Legende des h. Stephan wie in einem Grundbuche verzeichnet. Diese Legende stand unter der Hut des Domkapitels von Stuhlweißenburg und ging zu Zeiten Karl Robert's von Anjou zum unersetzlichen Verluste unserer Kenntnisse verloren. Doch auch auf Befehl des Königs Béla IV. wurden die Güter des Preßburger Schlosses zusammengeschrieben, wie wir dies aus einer seiner Urkunden erfahren.[1]) Auch dieses Regestrum ist leider nicht auf uns herabgelangt. Wir können daher nur aus Urkunden die Güter erfahren, welche zum Preßburger Schlosse gehört haben.

In dem die Güter der Abtei von Zobor bestättigenden Diplome des Königs Koloman vom Jahre 1112 werden die Schloßpflichtigen des Ortes Vedröd [castrenses de villa Wedrad[2]) d. i. Vedröd] erwähnt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieselben zur Preßburger und nicht zu einer anderen Schloßgespanschaft gehörten, weil Vedröd in späterer Zeit als Liegenschaft des Preßburger Schlosses vorkommt.[3])

In einer Urkunde des Jahres 1138 wird des Grundes der Preßburger Hörigen im Orte Taksony [terra ciuilium posoniensium de villa Tocsun (bei Fejér Toscun d. i. Taksony)], ferner des Grundes der Hörigen von dem Orte Jenö [terra ciuilium de villa Jeneu] sowie des Grundes der Hörigen von Thatta auf derselben Insel [terra ciuilium de Thatta in eadem insula d. i. die

[1]) Der durch König Béla IV. mit der Zusammenschreibung der Schloßgüter betraute Palatin Roland und Vincenz, Bischof von Neutra, sagen in einer Urkunde vom Jahre 1255: Dominus Rex tempore revocationis perpetuitatum omnia jura et statum castri Posoniensis ordinasset personaliter et renovasset, nomina omnium Jobagionum ac aliorum cujuscunque conditionis hominum ad id castrum pertinentium in tenorem registri regalis concludendo. Bartal: Commentaria, II. V. Mantissa.

[2]) Fejér: Cod. Dipl. VII. V, 82.

[3]) Pesty: Geschichte der Schloßgespanschaften (ung.) 363.

Schütt] und des Ortes der Preßburger Hörigen Udvari [villa ciuilium posoniensium Vduory d. i. Udvari] gedacht. Nach einer Urkunde aus demselben Jahre griffen die Unterthanen und Dienstmannen, welche zu dem Schlosse von Preßburg gehören [jobbagiones et populi, qui pertinent ad ipsum castrum posonium] einige Besitzantheile der St. Martinsberger Abtei in Deáki an und usurpirten dieselben. Béla II. gab sie aber im Jahre 1138[1]), Béla IV. im Jahre 1260 wieder der Abtei zurück.[2])

Im Jahre 1165 befreite Stephan III. einige Schloßmannen aus Nyék von der Preßburger Schloßfrohne [Stephanus Rex quosdam homines suburbanos Posoniensis castri existentes, quorum nomina sunt Omboul, Chalow, Cwzen, Pethew, Wokud, Nyekw, Numsa, Endre, Zerechun, Penteky, Juna, Kesuol, Naca, Ceba, Nurolat, Cotar, Nonka, Pethew, Juna, Fonsal, Nychw et Arytely a castrensi seruitio subtraxisset.][3]) Daß diese Mannen zu Nyék in der Schütt wohnten, geht aus einem Diplome Ludwig I. vom Jahre 1349 hervor.[4])

Der Erzbischof Job von Gran citirte im Jahre 1186 „gewisse Leute aus der Provinz (Comitat) Preßburg Namens Marchus und Petrus" [quosdam homines de Posoniensi prouincia, Marchum et Petrum] vor den König, indem er ihren Adel in Zweifel zog und behauptete, sie seien Hörige [jobbagiones] der Kirche. Nachdem nun viele Adelige und Nichtadelige, Herren und Diener, sowie Hörige, mit denen Marchus und Peter von Jugend an zusammengelebt hatten, für ihre adelige Abstammung Zeugenschaft gaben, bestättigte König Béla IV. ihre Freiheit unter der Bedingung, diese ihre Freiheit durch einen Eid in der Kapelle von Bajka zu erhärten.[5]) Daß die hier erwähnten

---

[1]) Schmitth: Episcopi Agriens. I, 65. Katona: Hist. Crit. III, 519. Fejér: Cod. Dipl. II, 111—112. Knauz: Mon. Eccl. Strig. I, 98—99.

[2]) Fejér: Cod. Dipl. II, 111. Wenzel: Neues Diplom. d. Árpádenzeit (ung.), XI, 473. Knauz: Magy. Sion, I, 57 und Mon. Eccl. Strig. I, 97—99.

[3]) Fejér: Cod. Dipl. II, 172.

[4]) Aus dem Archive der Familie Nyék in der Schütt bei Kaprinay. M. S. S. XXXIX, 121.

[5]) Knauz: Magy. Sion, I, 129. Wenzel: Ebenda, VI, 162.

Hörigen in Bajka wohnten, ist nach dem ganzen Inhalte der Urkunde unzweifelhaft.

Im Jahre 1197 verleiht König Emerich dem „Hörigen des Schlosses von Preßburg" Namens Zerzowoy, dem Sohn des Sbima, [iobbagyonem de castro Posony] den Adel für dessen um die Krone erworbenen Verdienste.[1]) Der also Geadelte ward der Ahnherr derer von Ilka. Daß in Wirklichkeit von einer Ilkaer (heute Jókaer) Schloßunterthänigkeit die Rede war, geht klar aus einer Urkunde des Palatin Nikolaus Konth vom Jahre 1359 hervor. Der Palatin sagt nämlich in dieser Urkunde, daß aus Anlaß der durch ihn zu Preßburg abgehaltenen Palatinalversammlung einige behauptet hätten, daß „die Bewohner von Ilka Dienstpflichtige des Preßburger Schlosses" seien [populos de Ilka esse populos Castrenses Castri Posoniensis], was die Ilkaer aber mit dem ihnen von König Emerich im Jahre 1197 verliehenen Diplome widerlegt haben.[2])

Andreas II. schenkt im Jahre 1208 dem Thomas, Obergespan von Neutra, ein gewisses Stück Land Namens Bozyn (Bösing), welches „zum Schlosse von Preßburg gehörte" [quae ad castrum Posoniense pertinebat.][3])

Im Jahre 1214 wird erwähnt, daß zwischen Urias, dem Abte von St. Martinsberg und zwischen „den Hörigen und Dienstpflichtigen von Preßburg und vornehmlich einem gewissen Khucar" ein Prozeß lief betreff der Ländereien zweier Dörfer nämlich Stara und Klein-Oduory und deren Verwüstung [super terra de Sala duarum villarum, Stara scilicet et minoris Oduory et destruccione earundem]. Andreas II. wollte diesen Prozeß entscheiden. Da ihn aber sein Kreuzzug daran hinderte, so übertrug er die Entscheidung der Sache der Königin Gertrud, welche nach Anhörung der Friedensrichter zu Recht erkannte, daß die zwei Dörfer Eigenthum des Abtes seien und daß demnach die Hörigen [jobbagiones] von Preßburg und vornehmlich Khucar (Csukár) für den von ihnen durch die Verwüstung der beiden

[1]) Fejér: Cod. Dipl. II, 308. Katona: Hist. Crit. IV, 466.
[2]) Teleki: Das Zeitalter der Hunyady, (ung.), X, 441.
[3]) Fejér: Cod. Dipl. III. II, 466.

Dörfer verursachten Schaden dem Abt 35 Mark zu bezahlen haben. Hingegen habe der Abt, damit er als Mann der Kirche nicht zu habgierig erscheine, von den ihm zuerkannten zwei Dörfern den Preßburger Hörigen und dem Csukár zwei Ackerhufen zu überlassen.[1])

Andreas II. befreit im Jahre 1215 auf die Bitte des Erzbischofs von Gran „gewisse Männer, den Zida, Alg und ihre Blutsverwandten Bucha und Paulus von der Gerichtsbarkeit des Preßburger Schlosses, wiewol dieselben sammt ihren Vorfahren Dienstpflichtige waren" [quosdam homines Zida, Alg et eorum consanguineos Bucha et Paulum a Jurisdictione castri Posoniensis, qui editi suis progenitoribus castrenses fuerant]. Der König erhebt sie zu Adeligen der Graner Kirche und gestattet zugleich, daß „sie ihre Ländereien, die zu ihrem Dorfe Namens Karcsa gehören, mit allem Zubehör auch fernerhin in Besitz halten können" [suas terras, ad eorundem villam, nomine Corcha (d. i. Karcsa) pertinentes.][2])

Andreas II. erwähnt im Jahre 1217 in einem Mandate das Dorf Nek d. i. Nyék als den Schloßhörigen zustehend.[3])

Dem Grafen Paul und Jakob sowie ihren Erben verleiht Andreas II. im Jahre 1217 die Ländereien des Dorfes Berény, welches früher zum Schlosse von Preßburg gehört hat mit Ausnahme der Schloßpflichtigen [terram ville bvrin (d. i. Berény), que ad castrum posoniense prius pertinebat, exceptis castrensibus] tauschweise für Turdos.[4])

Im demselben Jahre gibt Andreas II. der Kirche von Veßprim, — „nachdem in einem gewissen Dorfe Tolvoy, welches gelegen ist zwischen dem Uferorte Apostog und Földvár, beständig bis zu diesen Zeiten unter den dienstpflichtigen Leuten des Veßprimer Bischofs auch einige verpflichtete Männer des Preßburger Schlosses gewohnt haben," [cum in quadam villa nomine Tolvoy, que est sita intra portum

---

[1]) Wenzel: Ebenda, I, 132—133.
[2]) Fejér: Cod. Dipl. III. I, 169.
[3]) Wenzel: Ebenda, VI, 391. Tkalčic: Mon. Eppat. Zagrab. I, 47. Knauz: Mon. Eccl. Strig. I, 215.
[4]) Tkalčic: Mon. hist. Eppatus Zagrab. I, 47. Wenzel: Ebenda, VII, 391. Knauz: Mon. Eccl. Strig. I, 214.

Apostog et felduar, usque ad hec tempora semper inter homines Episcopi Vesprimiensis habitauerint quidam Castri Posoniensis homines condicionales], — eben diese Schloßhörigen zu Eigen,[1]) auf daß es nicht zum Schaden der Veßprimer Kirche zwischen diesen Leuten von verschiedenen Rechten zu Verwirrungen komme.

Aus der Urkunde, mittelst welcher Andreas II. im Jahre 1223 den alten Besitzstand der St. Martinsberger Abtei neuerdings bekräftiget, wissen wir, daß betreffs „eines Theiles, der da liegt außer der Insel gegen Preßburg zu zwischen den Hörigen und Dienstpflichtigen von Preßburg" [super partem, que est extra insulam versus Posonium inter jobagiones et castrenses Posonienses] und zwischen der genannten Abtei ein Streit ausgebrochen war. Béla IV. erkannte den in Frage stehenden Grund der Abtei zu.[2])

In demselben Jahre (1223) verleiht König Andreas II. seinem Getreuen Sazlov (Ladislaus?) vornehmlich für die Dienste, welche dieser „im Umkreise des Preßburger Schlosses durch That geleistet habe... einen Theil der Ländereien von Tewel (bei Födémes an der Dudwaag) im Umfange von drei Ackerhufen, welche Ländereien zum Schlosse von Preßburg gehört hatten" [in confinio Posoniensis Castri manifeste ostendit . . . partem terrae Teuel (d. i. Tewel) subiacentem tribus aratris, quae terra Castro Posoniensi pertinebat,] als königliche Schenkung.[3])

Im Jahre 1231 begehrten die Hörigen des Preßburger Schlosses Bacha, Kotov und Jakob für sich und andere Hörige dieses Schlosses hundertundsechzig Joch Land im Dorfe Geßt und Land bis zu einer Ackerhufe im Dorfe Korosa auf Grund des Schloßrechtes und ebenso Land bis zu einer Ackerhufe im Dorfe Tejed [iobagiones Castri Posoniensis pro se et pro aliis iobagionibus eiusdem Castri . . . centum et sexaginta iugera terre in villa Gezt (d. i. Geßt) et terram ad unum aratrum in villa Korosa, nomine iuris Castri . . . . et terram ad unum aratrum in villa Teyed (d. i. Tejed)]

[1]) Vaterl. Diplomat. (ung.) V, 7.
[2]) Wenzel: Ebenda, VI, 363.
[3]) Fejér: Cod. Dipl. III I, 322. Wenzel: Ebenda, XI, 172.

vom Grafen Sebös zurück. Ihr Begehren wird zurückgewiesen, weil Graf Sebös unter Eid diese als ererbte Ländereien erklärte.[1]) Da aber, wie Pesty richtig bemerkt hat,[2]) in dem Orte Korosa wirklich Hörige wohnten, ist es wahrscheinlich, daß sie auch in den zwei anderen Ortschaften gewisse Antheile besaßen.

Aus einer Urkunde des hiesigen Domkapitels vom Jahre 1236 geht hervor, daß auf dem Landbesitz Monar [predium Monar] in der Nähe von Lanschütz Preßburger Hörige wohnten. In einem wegen einer Besitzfrage angestrengten Prozesse werden nämlich die hiesigen Schloßhörigen [castri jobagiones] Kotov, Geel, Fyle, Bodo, Bochk und Cosmas ebenfalls verhört.[3])

Im Jahre 1238 wird der Besitz des Preßburger Schlosses an Land zwischen Csöleztö und Korosduna, ferner die Schloßpflichtigen von dem nicht mehr existirenden, im Gebiete von Somerein gelegen gewesenen Marcsa-Magyar [castrenses de Mager], ferner von Sámót [de villa Samud] und endlich von Doborgaz [de Dobrogoz] erwähnt.[4])

Das Geschlecht der Salamon trat im Jahre 1239 gegen gewisse Hörige des Schlosses Preßburg und Dienstpflichtige, welche hiezu gehörten, in Sachen eines Landbesitzes Namens Altalut auf [quosdam Jobbagyones scilicet Castri et Castrenses ad Posonium pertinentes]. Die Urkunde erwähnt Andreas, Sohn des Forkos, Chal, Bank, Benedul, Kerén, Endreus, Bros, Chekend, Chiba und andere de villa Magor d. i. der Dörfer Groß- und Klein-Magyar, Söhne der Hörigen des Preßburger Schlosses [filii Jobbagionum Castri Posoniensis], ferner andere von einem zweiten und dritten Mogor [de tertia Mogor], vom Dorfe Vata (Votha), einem zweiten Vata (Votha), von vier Dörfern Namens Jóka (Ilka), endlich von Zas-Város (Szász) und Légh (Legh)[5]), sowie schließlich die Hörigen des Schlosses Preßburg, [jobagiones Castri Posoniensis] Rodoman und andere von dem Dorfe Hegyi (Hegvi). Dieser Besitzprozeß ging für die Hörigen verloren.

---

[1]) Wenzel: Ebenda, VI, 500. Fejér: Cod. Dipl. III. II, 262.
[2]) Pesty: Geschichte der Schloßgespanschaften (ung.) 366.
[3]) Wenzel: Ebenda, VII, 25.
[4]) Wenzel: Ebenda, XI, 304–305.
[5]) Fejér: Cod. Dipl. IV. I, 149—151. Wenzel: Ebenda, VII, 83—85.

Die Schloßpflichtigen in den drei Dörfern, welche Klein-, Groß- und Csukár-Abony [castrenses trium villarum, que uocantur Oboni] hießen, und die Schloßpflichtigen in den drei Dörfern, welche Karcsa genannt werden, wovon es heute noch eilf dieses Namens in der Schütt gibt [castrenses trium villarum, que vocantur Caracha], verlangten von Remigius von Karcsa im Jahre 1240 Schloßgut, welches an „die von ihm ererbten Gründe angrenzte“ [terram Castri terre sue hereditarie adiacentem]. Der Obergespan von Preßburg sprach es ihnen auch zu.[1])

Béla IV. verlieh im Jahre 1243 den Grafen Simon und Bertram, welche sich bei dem Tartareneinbruch und sonst auch Verdienste erworben hatten, das „Land von Szalonta in einer Größe von vier Ackerhufen, welches dem Preßburger Schlosse nicht mehr unterthan ist und im Ödenburger Comitate liegt,“ als königliche Schenkung [terram Zolonta (d. i. Szalonta) ad quatuor aratra, a Castro Posoniensi exemtam, que est in Comitatu Supruniensi.][2])

Im Jahre 1243 schenkte König Béla IV. mittelst Diplom einem Bürger von Preßburg Namens Woch wegen seiner großen Verdienste während des Tartareneinbruches das Schloßgut in Schintau Namens Ablincs. In dessen Weichbilde werden die Gründe Szilincs der Gäste des Preßburger Schlosses [terra Seelench hospitum Castri posoniensis], sodann das Gut Vedröd [terra Wedered, que est terra Jobagionum eiusdem Castrj], welches den Dienstpflichtigen dieses Schlosses zugehöre, ferner das Gut des anderen Körtvélyes, welches ebenfalls den Unterthanen des obengenannten Schlosses zugehörig sei [terra alterius Curtuelus (d. i. Körtvélyes) que est Jobagionum castri supradicti] sowie das dritte Dorf Körtvélyes, welches als Gut dem Unterthan Cosmas des vorerwähnten Schlosses zu eigen sei [tertia villa Cvrtuelus, que est terra Cozme, Jobagionis Castrj antedicti], und schließlich das Gut Páty der Gäste dieses oft erwähnten Schosses angeführt, dessen „Gemarkung sich bis zur Gemarkung des Grundes Seelench der Dienst-

[1]) Wenzel: Ebenda, XI, 316.

[2]) Fejér: Cod. Dipl. IV. I, 275.

pflichtigen dieses Schlosses erstrecke" [terra Pachv (d. i. Páty) Hospitum Castri sepedicti, per cuius metas protenditur usque ad metas terre Scelench Castrensium].[1])

In einer Urkunde Béla IV. vom Jahre 1244 wird das Dorf Kapusd berührt „als unseren Pförtnern vom Schlosse zu Preßburg gehörig" [villa Kapusd portariorum nostrorum Castri Posoniensis.][2]) Der Ort existirt heute nicht mehr und lag einst in der Nähe von Igrám und Csata.

In demselben Jahre spricht eine Urkunde von eben diesem Igrám, am Flusse Barzanch gelegen, als Dorf der Spielleute des Preßburger Schlosses [Igrech villa Joculatorum eiusdem Castri nostri sc. Posoniensis.] [3])

Im gleichen Jahre kommen die adeligen Schloßunterthanen [nobiles Jobagiones Castri] David und andere, ferner Ikran, Zous und Mortun, Dienstpflichtige des Schlosses Preßburg [populi Castri Posoniensis][4]) vor. Diese hielten sich in der Nachbarschaft der vorgenannten dem Preßburger Schlosse unterthänigen Dörfer auf.

Einem gewissen Lekv, dem Sohn des Moch, mit seinen Brüdern und dem Petrus, Sohn des Chuegh, sowie dessen Brüdern, sämmtlich Hörigen des Preßburger Schlosses, verlieh Béla IV. im Jahre 1245 aus dem Grunde, weil dieselben zur Befestigung des Schlosses einen Thurm erbaut hatten „das Land der Söhne von Unterthanen des Schlosses Preßburg, welche im Volksmunde Szállásadó heißen, Namens Nyék mit allen Giebigkeiten und dem ganzen Weichbilde, mit welchem es bis zu den genannten Szállásadó hinreichte," als königliche Schenkung [Lekv, filio Moch, cum fratribus suis et Petrus, filio Chueg, cum suis fratribus Jobbagiones Castri Posoniensis . . . terram filiorum Jobbagionum Castri Posoniensis, qui vulgo Galaseadov (d. i. Salaseadov, d. i. Szállásadó) nuncupantur, nomine Neku (d. i. Nyék) quibus ad dictos filios Iobbagionum pertinebat] [5]).

Im Jahre 1248 klagt ein Erthuru, Unterthan des Preßburger

[1]) Knauz: Mon. Eccl. Strig. I, 346—347.
[2]) Vaterl. Diplom. (ung.) 11.
[3]) Vaterl. Diplom. (ung.) 11.
[4]) Vaterl. Diplom. (ung.) 11.
[5]) Fejér: Cod Dipl. IV I, 380—381.

Schlosses [jobagio castri Posoniensis] mit seinen Söhnen Simon, Seraphin und Peter beim Palatin Dionysius, daß die Hochfluth ihre Gründe überschwemmt habe und sie daher nicht so, wie sie sollten, dem Schlosse „diensthaft sein" könnten. Der Palatin verlieh ihm und seinen Söhnen [1]) mit Geheiß des Königs Béla die zum Schlosse gehörenden Gründe von Etre-Karcsa (Karchan) und diese königliche Schenkung bestätigte hernach auch im Jahre 1249 der Palatin Roland [terram castri Carchan vocatam].[2])

Die Unterthanen des Schlosses zu Preßburg [iobagiones castri Posoniensis] als Nicolaus, Andreas und Andurnuc, ein Priester, und mit diesem die Söhne von Unterthanen, welche im Volksmunde Szállás-adó heißen, Namens Petrus, Sohn des Tupus, Banalc, Dubas, Balugd, Chama und Mochov erschienen im Jahre 1251 in einer gewissen Rechtssache wegen eines im Weichbilde von Olgya gelegenen Besitzes vor dem hiesigen Domkapitel.[3])

Im nämlichen Jahre wird das „an der Waag liegende Dorf Own der Gäste von Preßburg" erwähnt [villa Own hospitum de Posonio iuxta fluuium Wag.] [4])

Béla IV. verleiht im Jahre 1252 im Tauschwege dem Sohne des Grafen Marcel Namens Alexander, die Durug (d. i. Dörög im Raaber Comitate) benannten Preßburger und Wieselburger Schloßgründe für dessen Besitz Marton. Aus der Grenzbeschreibung geht hervor, daß Dörög in der Gegend von Alap und Mezö-Örs lag.[5]) Einer im Jahre 1361 geschehenen Grenzbegehung nach grenzte es an die Orte Groß- und Klein-Pér, Örkény und Juren.[6])

Das im Jahre 1252 wieder vorkommende, bereits obenerwähnte Own am Flusse Waag[7]) lag östlich von Gány. Im weiteren Texte der Urkunde steht: „Die erste Grenze ist die des Abtes von Zubur, die zweite das Dorf Radvany, im Raaber Comitate, der Dienstpflichtigen

[1]) Wenzel: Ebenda, II, 206. Bartal: Commentariorum libri XV. II. XI.

[2]) Wenzel: Ebenda, II, 209. Bartal: Ebenda: XIII.

[3]) Wenzel: Ebenda, II, 222.

[4]) Vaterl. Dipl. (ung.) 20.

[5]) Wenzel: Ebenda, II, 223. Fejér: Cod. Dipl. VII. IV, 105.

[6]) Vaterl. Dipl. (ung.) I, 238.

[7]) Vaterl. Dipl. (ung.) VI, 68.

des Schlosses von Preßburg, die dritte Kulcsod im Raaber Comitate" [prima meta est Abbatis de Zubur, secunda villa Roduan (d. i. Radvány) populorum castri Posoniensis, tercia villa Kulchud (d. i. Kulcsod)[1]). Ferner ist zu lesen: das Dorf Medve im Raaber Comitat, dem Schlosse von Preßburg gehörig [Medwe (d. i. Medve) castri Posoniensis].[2])

Im Jahre 1253 werden Verweynus, weiland Oberherold des Preßburger Schlosses, [quondam Mayor preconum posoniensis] sowie Buda und Bojta genannt, welche letztere von sich behaupten, sie stammten aus dem Dorfe Monar, als Schloßhörige, die ihre Abkunft von Nicolaus, dem Sohne des Terpuz und Bacha, dem Sohne des Grafen Bacha, sämmtlich Schloßhörigen von Preßburg, herzuleiten meinen [Bwd et Buhta, qui se dicebant fuisse de villa Monar, castrenses, qui descensum dantes dicuntur Nicolao filio Terpuz, et Bacha filio Bache Comitis, jobagionibus Castri]. Buda und Bojta beschuldigten den Verweyn, daß er unrechtmäßig in Monar einen zum Preßburger Schlosse gehörigen Grund in Besitz genommen habe, welcher zwischen dem Grunde des Dechant Monek und dem des Schloßhörigen Musk gelegen war.[3])

Ethuruh und Seraphin, der Sohn des Vorigen, Arazag und viele andere namentlich Angeführte kommen im Jahre 1253 als Hörige des Schlosses zu Preßburg vor. [Ethuruh et Seraphin filius eiusdem, Arazag filius Sylvestri, Ebed filius eiusdem Arazag, Jachimus et Joannes filii Othmari, Jurk filius Zolunta, Dobech et Otk filii Clementis, Cheka filius Chobye, Moramus filius Mamley una cum filio suo Joanne, ac Bodo filius Jacobi de Villa Karcsa, Jobagiones Castri Posoniensis]. Diese strengten einen Proceß gegen Wogyas, den Sohn des Sydas, den Priester Quencer, den Spielmann Chipper und Consorten, sämmtlich Dienstpflichtige des Schlosses von Preßburg, an [Wogyam filium Syda, Quencer Clericum, Kemam filium Kenes, Jacobum filium Machow, Joancam

---

[1]) Vaterl. Dipl. (ung.) VI, 73.
[2]) Vaterl. Dipl. (ung.) VI, 74.
[3]) Wenzel: Neues Diplomatarium der Arpádenzeit (ung.) VII, 358—359.

filium Elyae, Mauritium filium Michaelis et suos cognatos de Villa Karcsa et de alia Villa Karcsa Fyntur Fenies, Tukam, Mezam, Chiper Joculatorem et cognatos eorumdem, Populos videlicet Castri Posoniensis][1]).

Zwei Unterthanen des Schlosses Preßburg [duo Jobagiones Castri sc. Posoniensis] Bereymus der Oberherold, welcher oben Berweynus heißt, und Bolch, Sohn des Mathias aus Sur, werden mit Gutsbesitz der Dienstpflichtigen in Dercsika [terra Populorum Gyurgsuka][2]) im Jahre 1253 erwähnt. Ebenso im Jahre 1255 Peter, der Sohn des Miceta, Bolch, der Sohn des Mathias, Boda, der Sohn des Dionysius aus Zovvor, Bereyn von Ilka und andere Hörige des Preßburger Schlosses zusammen mit Peth und seinen Verwandten, Schloßhörigen aus dem Dorfe Chondol.[3])

Der Palatin Roland und der Bischof Vincenz von Neutra waren auf besonderen Befehl des Königs dazu bestimmt worden, über die Gründe des Preßburger Schlosses Recht zu sprechen [super iudicandis terris Castri Posoniensis constituti fuerunt]. Sie bestättigten im Jahre 1255 in dieser Sendung auch Nicolaus, den Sohn des Tpuz in seinem Besitze des Grundes Chondol (der heutigen Ried Csandol), von dem die Preßburger Schloßhörigen behauptet hatten, er sei dem Schlosse zugehörig, während Nicolaus bewies, daß er diesen Grund als königliche Schenkung [donatio regalis] von Béla IV. erhalten habe.[4])

Im Jahre 1255 wurden auch der Palatin und Preßburger Obergespan Roland, sowie der Bischof Vincenz von Neutra vom Könige entsendet, „mit einem speciellen Mandate des Herrn Königs Béla von Ungarn über die Gründe des Schlosses Preßburg Recht zu sprechen und die auf unrechtmäßige Weise entfremdeten in die Gerechtsame dieses Schlosses zurückzubringen“ [cum speciali mandato domini Bele Regis vngarie terras Castri Posoniensis iudicaremus et

[1]) Bartal: Commentaria, II. l. Mantissa, XVI.

[2]) Bartal: Commentaria, II. l. Mantissa, XVII—XIX.

[3]) Fejér: Cod. Dipl. IV. II, 329. Wenzel: Ebenda, II, 261.

[4]) Fejér: Cod. Dipl. IV. II, 329. Wenzel: Ebenda, II, 260. 261.

indebite alienatas in ius eiusdem castri reuocaremus]. Damals kamen die Hörigen des Schlosses aus Zavar [Zovvor], Jóka [Ilka], Sáp [de Saap] und andere Hörigen dieses Schlosses [et alii Jobagiones castri eiusdem] zusammen. Dabei bestätigten Roland und Vincenz einen gewissen Boto betreff zweier, angeblich der Gerechtsame des Schlosses unterstehender Grundstücke in Sáp [duas porciones terre Saap de iure castri existentis], in diesem seinem rechtmäßigen Besitze,[1]) nachdem es sich erwiesen hatte, König Béla habe dieselben im Tauschwege für dessen Mühlen dem eben genannten Boto, dem Sohne des Posa von Sáp, als königliche Schenkung verliehen.

Nicolaus, Sohn des Opuz, seine Genossen und viele andere Hörigen des Schlosses Preßburg [alii Jobagiones castri Posoniensis] leiteten im Jahre 1255 gegen Thomas, Sohn des Ombud, dessen Genossen und gegen Heydur, Söhne der Hörigen des heiligen Königs im Dorfe Karcsa [filios Jobagionum Sancti Regis de villa Karcha][2]) einen Proceß ein.

Juan, der Sohn des Atanas, Heym, der Sohn des Bodun, und Bartholomäus, der Sohn des Remigius, welche sämmtlich Hörige des h. Königs, d. i. Hörige des Preßburger Schlosses waren, forderten im Jahre 1255 von Damasus Zolougozki einen Theil von Karcha (Klein-Királyfia-Karcsa.[3]) Sie wurden aber mit ihrem Begehren laut einer Urkunde des hiesigen Domkapitels vom Jahre 1243 zurückgewiesen.[4]) Seinen Namen hat das Dorf von seinen einstigen Besitzern erhalten: Királyfia-Karcsa.[5])

Die Hörigen des Preßburger Schlosses [Jobagiones Castri Posoniensis] Jacobus und Genossen mit den übrigen Hörigen dieses vorerwähnten Schlosses und die Schloßpflichtigen [castrenses] aus drei Dörfern Abony und den beiden Dörfern Karcsa verlangten im Jahre 1256 von dem Grafen Remigius von Karcsa drei Ackerhufen Karcsaer Landes. Sie wurden aber abgewiesen. In demselben Dokumente

---

[1]) Pat. Dipl. (ung.) VI, 84.

[2]) Bartal: Commentaria, II. p. V. Mantissa. Wenzel: Ebenda, II, 256. 257.

[3]) Bartal: Commentaria, Mantissa. III. p. VIII.

[4]) Ebenda.

[5]) Bartal: Ebenda. [1]) Anmerkung.

kommt ein Grund des Dorfes Karcsa [Karacha] vor, „der da im Besitze ist von Egeruh, einem Hörigen Unterthanen des Schlosses" [que est Egeruh jobagionis Castri][1]).

Die Grafen Cosmas und Achilles (Ahnherrn der Grafen von Bösing und St. Georgen) baten im Jahre 1256 den König Béla, er möge ihnen den Grund von Bösing, welcher dem Preßburger Schlosse zugehört hatte, [ut terram Bozin (d. i. Bösing), quae castri fuerat Posoniensis] als königliche Schenkung verleihen, was der König auch wirklich gethan hat. Das Dokument erwähnt auch die Gründe des Dorfes Nyir, als eigen den Dienstpflichtigen des Schlosses von Preßburg [Nyr castrensium Castri Posoniensis]. In dessen Nähe am Wasser von Bisternitz saßen in ihrem Besitze die Söhne des Grafen Bacha, Hörige [jobagiones] des Schlosses von Preßburg. An der Quelle des erwähnten Wassers hält der Grund von Bösing die Grenze mit dem den Gästen des Schlosses von Preßburg gehörigen Dorfe Namens Jabla [tenet metam cum villa hospitum castri Posoniensis nomine Jablam]. Es wird ferner des Dorfes Csukárd [Thurne, deutsch Thirding] Erwähnung gethan als „den Söhnen des Chukar, eines Hörigen des Preßburger Schlosses, gehörig" [Chukaria villa filiorum Chukar jobagionis Castri Posoniensis]. Von da geht die Grenze nach dem Dorfe Modern [Modur, ung. Modor], „wo Leute wohnen, welche diesem vorgenannten Schlosse 5 Pfund zu leisten haben" [ubi sunt homines, qui dicto castro 5 pondera soluere tenentur]. Von hier läuft die Grenze nach der Gemarkung des Dorfes Csánok (Chanuk) eines Hörigen [jobagionis] des Schlosses von Preßburg. Schließlich erreicht die Grenzlinie das Dorf Susullan, „wo sich auch Hörige dieses vorgenannten Schlosses befinden" [ubi sunt etiam jobagiones predicti castri][2]).

König Béla IV. verleiht gleichfalls im Jahre 1256 die Gründe von Bösing [Bozin], die zu dem Schlosse von Preßburg gehört hatten, als königliche Schenkung den Grafen Cosmas und Achilles für ihre

[1]) Wenzel: Ebenda, XI, 425—427,

[2]) Fejér: Cod. Dipl. IV. II, 389—390. Wenzel: Ebenda, II, 269—270.

treuen Dienste während des Tartareneinbruches und wider die Österreicher.[1])

Auch werden in dem nämlichen Jahre die Gründe von Füß [Fys] im Barser Comitate erwähnt, von „denen man sagt, sie hätten früher zum Schlosse von Preßburg gehört" [terra Fys, quae dicta est fuisse prius Castri Posoniensis][2]).

Ein Besitzproceß des Jahres 1256 wurde wegen der Gründe von Olgya (Ouga) zwischen Endres, dem Sohne des von Farkas und seinem ganzen Geschlechte, sowie seinen Genossen als Hörigen des Schlosses zu Preßburg [Jobagiones Castri Posoniensis] einerseits, andererseits zwischen Nicolaus, dem Sohn des Epuch, Benke von Zavar [Zouar], Meister Peter aus Réte [Rethe], Bercinus von Jóka [Jlka], Botho von Sáp [Saap], Juanca, Bolch von Súr und Martinus von Borsa, Hörige des mehr erwähnten Schlosses, geführt. Nicolaus und seine Genossen behaupteten, daß „diese Gründe von Olgya zum Schlosse von Preßburg gehören" [ipsam terram Ouga ad Castrum Poson pertinere]. Der Palatin sprach endlich Olgya dem Endres und seinem Geschlechte zu, vornehmlich, „weil dieser Endres und sein Geschlecht zur Erfüllung der Dienstbarkeiten des Schlosses von Preßburg, dem die Hörigen zustehen, für sehr geeignet erachtet werden" [praesertim cum ydem Endres et generatio sua ad seruitia Castri Posoniensis exercenda, cuius sunt Jobbagyones, vtiles admodum habeantur][3]).

König Béla IV. erlaubte im Jahre 1258, als Alexander, der Sohn des Marcellus, die Gründe von Dörög [Durug], welche im Umfange von fünf Ackerhufen den Schlössern von Preßburg und Wieselburg diensthaft waren und die er durch königliche Schenkung erhalten hatte, sammt der Heumaht und allen andern Nutzungen und Zubehör tauschweise für seine Mortun genannten Gründe im Preßburger Comitate verkaufen wollte, dem Vorgenannten diese Prozedur und der Abt von St.-Martinsberg kaufte auch diese Gründe.[4])

---

[1]) Wenzel: Ebenda, II, 269.

[2]) Fejér: Cod. Dipl. IV. II, 364.

[3]) Fejér: Cod. Dipl. IV. II, 368—369.

[4]) Wenzel: Ebenda, II, 297.

Iwanka und Stephan, die Söhne des Hörigen Leek des Preßburger Schlosses, baten, da sie nicht genug Gründe hatten, den König im Jahre 1269, daß er von den Gründen des Preßburger Schlosses ihnen die Taksonyer im Umfange von fünf Ackerhufen verleihen möge, was der König auch that [terra Castri sui Posoniensis Taxond (d. i. Taksony) vocata][1]).

Im selben Jahre verlieh die Königin Maria, mit Zustimmung des Königs Béla IV. ihres Gatten, die Árpádsóka genannten (heute als Ried Árpád im Raaber Comitate fortbestehenden) Gründe des Schlosses Preßburg dem Grafen Nicolaus, dem Sohne Peters, in der Schütt [terram castri Posoniensis Arpadsuka uocatam][2]).

Béla IV. schenkte im selben Jahre dem Grafen Bodó „einen gewissen Grundbesitz unseres Schlosses, Felbár genannt, wo sich nur sechs Gehöfte von Dienstpflichtigen befinden sollen" [quondam terram castri nostri posoniensis Baar (d. i. Felbár) uocatam ubi sex mansiones castrensium tantummodo residere dicuntur][3]).

Im Jahre 1270 werden als Nachbarn von Patas (Potos) im Raaber Comitate aufwärts gegen das Wasser von Csiliz (Chelch), zu die Dienstpflichtigen des Schlosses von Preßburg bezeichnet.[4]) König Stephan V. machte den Nicolaus sowie seine Erben im Jahre 1271 von der Dienstpflicht (Hörigkeit) des Preßburger Schlosses [a jobagionatu Castri Posoniensis] frei und gab ihm als königliche Schenkung den Gutsbesitz seines Schlosses Preßburg, Namens Hidas-Kürth (Kwrth).[5])

König Stephan V. erhob im Jahre 1271 Corrardus, Agabit und ihre Genossen aus dem Dorfe Bozey im Eisenburger Comitate, sämmtlich Dienstpflichtige des Preßburger Schlosses [populi castri Posoniensis] zu Adeligen.[6])

Im Grenzbegehungsprotokolle des Dorfes Patas im Raaber Comitate aus dem Jahre 1272 wird der Bach Csiliz (Chylch) er-

---

[1]) Wenzel: Ebenda, VIII, 234—235.

[2]) Wenzel: Ebenda, VIII, 225.

[3]) Vaterl. Dipl. (ung.) VII, 118. Wenzel: Ebenda, VII, 227—228.

[4]) Wenzel: Ebenda, VIII, 295.

[5]) Wenzel: Ebenda, VIII, 347.

[6]) Fejér: Cod. Dipl. V. I, 104.

wähnt und die Urkunde fügt hinzu: „und Csiliz selbst wird dort Agyagos genannt, das zur Gerechtsame des Preßburger Schlosses gehört", diesem also dienstpflichtig war [et ipsa Chylch ibi vocatur Agagus (d. i. Agyagos), que pertinebat ad ius Castri Posoniensis.][1])

Im gleichen Jahre wird eines Pósa (Pousa) gedacht, des Sohnes des Zuua von Zavar (Zovor), Hörigen des Preßburger Schlosses [jobagionis Castri Posoniensis], und des Bada, des Sohnes des Dionysius, in gleicher Eigenschaft [jobagio Castri Posoniensis de eadem Zowor.][2])

Ladislaus IV. verleiht im Jahre 1273 dem Ödenburger und Verbäßer Obergespane Lorenz, dem Sohne des Kemény, einen „im Preßburger Comitate gelegenen, veräußerten, dem Preßburger Schlosse nicht mehr unterstehenden Gutsbesitz Ujvár" [possessionem quandam in Comitatu Posoniensi existentem Wywar (d. i. Újvár) vocatam, alienatam ab ipso Castro Posoniensi exemptam], als königliche Schenkung. Von diesem Grundbesitz wissen wir, daß ihn bereits der Vater des Lorenz Kemény von Andreas II. als königliche Schenkung erhalten hatte, aber er wurde ihm später entzogen und wieder dem Schlosse von Preßburg unterstellt [Castro Posoniensi fuerat applicata.][3])

Ein Gutsbesitz im Dorfe Szász wird im Jahre 1274 als den Dienstpflichtigen des Preßburger Schlosses gehörig angeführt.[4])

Den im Preßburger Comitate befindlichen Gutsbesitz von Taksony (Taxond), welcher „den ohne Erben abgeschiedenen Dienstpflichtigen des Preßburger Schlosses" [jobagionum Castri Posoniensis sine herede decedencium] gehörte und den König Béla dem Hörigen Chytar dieses Schlosses abgenommen hatte, gibt König Ladislaus IV. im Jahre 1274 „sammt einem gewissen Grunde Namens Toman desselben vorerwähnten Schlosses bei Hidas-Kürth", dem Nicolaus, dem Sohne des Ivánka, als königliche Schenkung.[5])

Im Jahre 1275 baten die Söhne des Andreas von Olgya,

---

[1]) Wenzel: Ebenda, VIII, 381.
[2]) Wenzel: Ebenda, VIII, 410.
[3]) Vaterl. Dipl., (ung.) 63—65.
[4]) Fejér: Cod. Dipl. V. II, 194.
[5]) Wenzel: Ebenda, IX, 83.

Peter, Franz und Andreas, Hörige des Preßburger Schlosses, den König Ladislaus IV. ihnen die „Gründe von Tárnok (Tarnuk), welche sich in der Schütt befinden und zum Preßburger Schlosse gehören, wüst und verlassen" seien, zu verleihen. Der König that dies auch.[1])

König Ladislaus IV. erneuerte im Jahre 1277 eine ältere königliche Schenkung Béla's. Der König machte damit das Dorf Sámot (Samud), die Ländereien von Kürt (Kuurth), die Gründe von Vök (velk) „von jedweder Botmäßigkeit des Grafen von Preßburg oder seiner Beamten, sowie vom Preßburger Schlosse selbst, und allen Schloß- und anderen Leuten, ferner vom Wehr- und Wachdienste frei" [a comite posoniensi et eius officialibus quibuslibet, et ab ipso castro posoniensi, et castri aut ceteris hominibus, custodiis et uigiliis.][2])

Die Gründe von Szilvás (Zylwas) und Apaj (Opoy), welche dem Preßburger Schlosse dienstpflichtig waren, sowie die gleichfalls diesem Schlosse dienstpflichtigen Gründe von Szilincs (Zelynch) werden im Jahre 1278 erwähnt.[3])

Mathias und Zolad, Söhne des Herchel von Vereknye (Wereknc, Frattendorf) Hörige des Preßburger Schlosses kaufen im Jahre 1279 von den Söhnen Jakob, Johann und Andreas, des Grafen Jakob, eines Sohnes des Wojnis von Súr, deren Gründe in Preßburg und Weingarten in Schöndorf.[4])

Póka, der Sohn des Pósa, Michael, der Sohn des Zencze, Chopot, der Sohn des Paul, Andreas und Ondurnuk, Söhne des Chepán, Berthold, der Sohn des Jaab, und Simon, der Sohn des Demen, aus dem Dorfe Hódos (Hudus) in der Schütt werden im Jahre 1279 durch König Ladislaus IV. sammt ihren Söhnen in den adeligen Stand erhoben und als Adelige aufgenommen sowie frei erklärt vom Schlosse und der Gespanschaft [comitatu] Preßburg, von den Grafen, die in diesem Bezirke oder auf diesem Boden zur Zeit eingesetzt sind, sowie von der Gewalt ihrer niederen Beamten.[5])

---

[1]) Wenzel: Ebenda, IX, 113. Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 87.

[2]) Rimely: Capitulum Posoniense, 299—308. Rimely: Capitulum Poson. 301—303.

[3]) Fejér: Cod Dipl. V. II, 521.

[4]) Wenzel: Ebenda, IV, 206—207.

[5]) Fejér: Cod Dipl. V. II, 505—507.

Dem Preßburger Probste Pascal verleiht Ladislaus IV. auf dessen Bitte im Jahre 1280 „einen sicheren Grundbesitz der Dienstpflichtigen des Preßburger Schlosses Namens Zelinch, der da angrenzt an den gleichfalls Zelinch genannten Grundbesitz der Kirche vom heil. Erlöser in Preßburg, welcher durch ihn früher dieser Kirche anheimgegeben worden war," für ewige Zeiten als königliche Schenkung. Der König befreit diesen Grund für den Probst und für seine vorgenannte Kirche ganz und gar von der Hörigkeit und von der Gerichtsbarkeit des Preßburger Schlosses.[1])

Vor König Ladislaus IV. erschienen im Jahre 1281 Endure mit vielen Genossen aus Olgya (Owgia) Vata (Wata) und Magyar (Magari), welche alle ihre Herkunft von Hörigen des Preßburger Schlosses herleiteten, und baten den König sie für ihre erworbenen Verdienste von der Hörigkeit [aiobagionatu] des Preßburger Schlosses zu befreien. Der König erfüllte ihre Bitte und befreite sie sammt ihren Nachkommen und sammt ihren Gründen von der Gerichtsbarkeit und Botmäßigkeit des Grafen von Preßburg [a iurisdictione et potencia Comitis Posoniensis] und erhob sie zu Adeligen.[2])

Im Jahre 1282 kommt der schon 1279 genannte Mathias, der Sohn des Hyrchul, als Höriger des Schlosses von Preßburg vor.[3])

In Anbetracht der Treue und der Dienste, welche Peter und Farkas, die Söhne des Andreas von Magyar (Mogor) bewiesen hatten, machte König Ladislaus IV. im Jahre 1283 einige namentlich aufgezählte Landsleute derselben, Hörige des Schlosses von Preßburg in diesem Dorfe Magyar (Mogor), von jedwedem dem Preßburger Schlosse zu leistenden Dienste sammt ihrem Besitze frei und erhob sie als von der Dienstleistung an das Schloß enthobene Freie in den adeligen Stand.[4])

In gleicher Weise verleiht Ladislaus IV. im Jahre 1283 „einen gewissen Grund oder einen Grundbesitz seines Schlosses Preßburg

---

[1]) Wenzel: Ebenda, IV, 214. Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 120—121.

[2]) Vaterl. Dipl. (ung.) 91.

[3]) Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 154.

[4]) Vaterl. Dipl. (ung.) 96.

Namens Ouun[1]) gelegen an dem Flusse Waag, angrenzend und benachbart dem Zerebahel (Szerdahely) genannten Gute des Graner Erzbischofs, welches vor Zeiten Corrardus zu Folge königlicher Huld inne hatte, das ihm aber wegen Felonie [infidelitatis nota] vom König entzogen worden war," dem Erzbischof Lodomerius von Gran.[2])

Im Jahre 1287 thut König Ladislaus IV. kund und zu wissen: daß Paulus, der Sohn des aus dem Dorfe Namens Szäß (Zaas) des Preßburger Schlosses herstammenden Nykolcha, Laurencius, der Sohn des Buhte von Légh (leeg), Brooch, der Sohn des vÿch von Hódos (Hodos), alle zugleich Hörige desselben Schlosses und Dienstpflichtige des Grafen Johannes, des Sohnes des Guge, [similiter Castrenses eiusdem Castri seruientes Comitis Johannis] bei der Rückeroberung des Preßburger Schlosses aus der Hand des Palatin Nicolaus sich große Verdienste erworben haben, so habe er eben diesen Paulus, seine Brüder Jakobus, Petrus und Pousa; Johannes, den Sohn des Martin, und den Damian, den Sohn des Symon, aus demselben Dorfe Zaas; desgleichen den vorgenannten Laurencius, Cosmas, und seine Brüder Kazmerius und Buhus; Stephan, den Sohn des Bodanus; Brooch, den Sohn des Urban aus dem vorgenannten Dorfe Leeg; den vorgenannten Brooch, Sohn des vyck; Andreas, den Sohn des Mathias und seinen Bruder Paulus; desgleichen den Benke, den Sohn des Beke, Chÿguez, den Sohn des Salamon, und Cosmas, den Sohn des Bacha, aus demselben Dorfe Hodos vón der Gerichtsbarkeit des Grafen von Preßburg frei gemacht und sie alle zu Adeligen erhoben.[3])

Im nämlichen Jahre befreit König Ladislaus IV. den Pousa und seinen Verwandten Botou für ihre treuen Dienste von der Hörigkeit seines Preßburger Schlosses sammt ihrem in Sáp und Jánok befindlichen Grundbesitz [de iobagionatu Castri nostri Posoniensis cum terris ipsorum existentibus in Saap (d. i. Sáp) et Januk (d. i. Jánok)] und reiht sie unter die königlichen Diener ein.[4])

---

[1]) Nach Knauz: Ony. Es erschien schon 1252.

[2]) Fejér: Cod. Dipl. V. III, 167. 207. Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 168.

[3]) Vaterl. Dipl. (ung.) II, 19. Fejér: Cod. Dipl. V. III, 345. 346. VII. II, 113—115.

[4]) Fejér: Cod. Dipl. V. III, 356. Vaterl. Dipl. (ung.) IV, 71. Wenzel: Ebenda, IX, 451.

König Ladislaus IV. verleiht auch Jakob, dem Richter der Stadt Preßburg, für seine namentlich aus Anlaß von auswärtigen Gesandtschaften errungenen Verdienste, „die Gründe der Waldheger des Schlosses Preßburg hinter eben jenem Schloß Preßburg gelegen und zwischen den beiden Bächen Weidritz befindlich“ [terram custodum silue Castri Poson retro ipsum castrum Poson constitutam inter duos fluuios Wydriche nuncupatos] als königliche Schenkung.[1])

Die Söhne des Hercel, Mathias, Martin und Zorard, erbaten im Jahre 1290 von König Andreas III. „gewisse adelige Güter oder Gründe des Preßburger Schlosses in der Schütt genannt Myr, sodann die Gründe des Foch und des Laurentius, die Dienstpflichtigen dieses Schlosses [Foch et Laurencii, Castrensium eiusdem castri], und Leute ohne Erben waren, zusammen mit dem Urfahrrechte von Vereknye, nachdem ihnen bereits Ladislaus IV. diese Güter als Schenkung verliehen hatte. Nachdem sich König Andreas III. durch entsandte Gewährsmänner davon überzeugt hatte, „daß diese genannten Güter dem Schlosse von Preßburg eigen seien“, bekräftigte er den Gesuchstellern den Besitz dieser Güter aufs Neue.[2])

Im Jahre 1291 bestätigte König Andreas III. dem Kunt Depreht, dem Sohne des Richters von Preßburg den Besitz „der Gründe des Preßburger Schlosses Namens Konyha [terram Castri Posoniensis Kuhna (d. i. Konyha) uocatam], welche wüst und von allen Insassen verlassen seien und worauf eine Kirche zum heil. Nicolaus gestanden war. Diesen Grundbesitz hatte schon früher König Béla IV. dem Genannten als königliche Schenkung verliehen.[3])

Nicolyn, Isaac, Ladislaus, Andreas, Ileres und Jakobus, Hörige des Preßburger Schlosses in Jóka [iobagiones Castri Posoniensis de Ialka] erbaten sich im Jahre 1291 gewisse im Preßburger Comitate gelegene und Apka genannte Preßburger Schloßgründe [terre Castri Posoniensis Apka vocate in eodem Comitatu Posoniensi existentis] als königliche Schenkung. Andreas III. gab diese Apka genannten Gründe vom Schlosse frei und ledig [terram predicti Castri Apka

---

[1]) Wenzel: Ebenda IV, 310. Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 231.

[2]) Fejér: Cod. Dipl. VI. I, 51—53.

[3]) Wenzel: Ebenda, X, 18—19.

uocatam ab ipso Castro nostro exceptam et exemptam] den genannten Schloßhörigen, „auf daß dieselben ihm und seinem Preßburger Schlosse bequemer und ausgiebiger ihre Verpflichtungen zu leisten im Stande seien“ [ut ijdem nobis et Castro nostro Posoniensi commodius et expedicius ualeant sua seruicia exhibere.][1])

Vor Andreas III. erscheint im selben Jahre 1291 Jakob, früher Richter der Stadt zu Preßburg, wies ihm das Diplom des Königs Ladislaus „über die königliche Schenkung der Gründe der Waldheger des Preßburger Schlosses“ [super donacione terre Custodum silue Castri nostri Posoniensis][2]), vor und bat um die erneute Bekräftigung derselben, was Andreas III. auch that.[3])

Paul und Moka, die Söhne des Primus, und Jakob, der Sohn des Peter, eines Hörigen des Preßburger Schlosses werden im Jahre 1292 sammt ihren Besitzungen in Doborgaz und mit ihrem ganzen Geschlechte durch die Gunst des Erzbischofs Lodomerius von Gran zu erzbischöflichen adeligen Hörigen erhoben [Filius Petri Jobagionis Castri posoniensis simul cum possessionibus eorum dobrorgaz (d. i. Doborgaz) vocatis, unacum omni generacione.][4])

Chuhun, Sohn des Abraham, Bank, Sohn des Benedikt, und Mathias, Hörige des Preßburger Schlosses in Beel, verkaufen ihren Grund Namens Zurus dem Peter von Olgya im Jahre 1294. In derselben Urkunde sind Mycon, Fetred und Chene als Dienstpflichtige des Königs aus dem Dorfe Groß-Zorus und Symon, der Sohn des Chegee, als Hörige des Schlosses erwähnt [populi domini Regis de uilla magna Zorus, et Symon filius Chegee iobagio castri.[5])]

Im Jahre 1294 verpfändeten Thomas, der Sohn des Chun, und Thama, der Sohn des Cizk, Hörige des Schlosses [iobagiones Castri] ihren ererbten Besitz Namens Heet dem Grafen Ladislaus und dessen Bruder. Daß die Genannten Hörige des Preßburger Schlosses gewesen seien, ist wol in der Urkunde nicht gesagt, aber es ist wahrscheinlich, weil

---

[1]) Wenzel: Ebenda, X, 32. 70.

[2]) Datirt von 1288 und mitgetheilt bei Wenzel: Ebenda, IV, 310.

[3]) Vaterl. Dipl. (ung.) 126—127.

[4]) Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 328.

[5]) Vaterl. Dipl. (ung) 144—145.

sie diese Verpfändung bei dem hiesigen Domkapitel angezeigt haben und weil andrerseits Heet (d. i. Hét, Hideghét) im Preßburger Comitate in der Schütt liegt. Hét war übrigens kein dienstpflichtiger Schloßgrund.[1])

König Andreas III. verleiht im Jahre 1294 dem Herculinus, Richter von Preßburg, und seinen Nachkommen die von ihm erbetenen „Gründe von Misérd (Mischdorf) im Preßburger Comitate in der Schütt, welche nunmehr wüst und von Insassen verlassen seien und wo einst Gäste des Preßburger Schlosses sich niedergelassen hatten“ [terram Mysser (d. i. Misérd) in Comitatu Posoniensis in Challokuz existentem vacuam et habitatoribus destitutam, super qua olim hospites Castri Posoniensis residebant.][2])

Blasius, Sohn des Georg, wird als Höriger des Schlosses [jobagio castri] und Abraham Rufus als Hofrichter von Preßburg [Curialis Comes Posoniensis] im Jahre 1294 erwähnt.[3])

Im Jahre 1295 richteten die Grafen Peter und Farkas, Söhne des Grafen Andreas von Olgya, Adelige aus dem Bannkreise von Preßburg, [nobiles de confinio Posoniensi] ein Gesuch an König Andreas III. betreff eines gewissen Grundes Namens Vata in der Schütt [de quadam terra Castri Posoniensis Vota (d. i. Vata) uocata in Chyllokouz existente], welcher über drei Ackerhufen groß und ohne Insassen war. Der König gab den beiden Bittstellern diese vorerwähnten Gründe mit der alten Umgrenzung und machte sie von dem Preßburger Schlosse und dessen Gerechtsame frei und ledig [terram predictam Castri Posoniensis ab eodem castro Posoniensi et eius jurisdictione excipientes penitus et eximentes.][4])

Das Preßburger Domkapitel führt im Jahre 1296 ohne jedweden Widerspruch den Grafen Peter von Olgya in den Besitz der Gründe des Preßburger Schlosses Namens Zorus in der Schütt [terram Castri Posoniensis Zorus vocatam in Chollokuuz existentem] ein, die ihm König Andreas III. verliehen hatte.[5])

---

1) Wenzel: Ebenda, XII, 560.
2) Wenzel: Ebenda, XII, 550—551.
3) Wenzel: Ebenda, V, 100.
4) Wenzel: Ebenda, X, 173—174.
5) Vaterl. Dipl. (ung.) 148—149. (Derselbe war ohne Wiese und Weide 150 Joch groß.) Wenzel: Ebenda, XII, 592.

In demselben Jahre gibt Andreas III. diesem Peter „gewisse Gründe unseres Schlosses zu Preßburg in der Schütt, welche Zorus heißen, wüst und von ihren Insassen verlassen sind“ [quandam terram Castri nostri Posoniensis in Chollokuuz existentem vacuam et habitatoribus destitutam Zorus vocatam.][1])

Das Domkapitel schied im Jahre 1298 für Peter von Olgya jene 336 Joch Gründe aus, welche Andreas III. ihm aus dem Gutsbesitz der Dienstpflichtigen in Fel-Abony als königliche Schenkung [de terra Castrensium Fulobon (d. i. Fel-Abony) vocata] verliehen hatte. 300 Joch gab der König dem Grafen Peter, die Schloßhörigen gaben aber freiwillig noch 36 Joch dazu, weil dieser sich mit den Gründen von schlechterer Qualität, welche im unteren Orte von Fel-Abony durch die Schloßhörigen ausgesteckt worden waren, begnügt hatte. Die Schloßhörigen werden auch namentlich erwähnt.[2])

Andreas III. adelt im selben Jahre den Bucha Zombasia aus dem Dorfe Pethen, einen Schloßhörigen von Preßburg, sammt seiner Verwandtschaft.[3]) Kwze und Pethem werden gegen Ende dieses Jahrhunderts als Gründe der Hörigen des Preßburger Schlosses erwähnt.[4])

Im Jahre 1299 baten die Dienstpflichtigen des Schlosses Preßburg in Fel-Abony in der Schütt Namens Jaka, Marczel, Mathe, Csyba, Bug, Andreas, Johannes und Musga [Castrenses Castri Posoniensis in Fel-Abony in Challokuz, in eodem Comitatu existentes] den König Andreas III. er möge „sie von der anfänglichen und ersten Verpflichtung“ lösen [de pristina et primaria conditione eorum] und zu Adeligen erheben, was er auch that.[5])

Graf Mert sowie Johann und Nikolaus, seine Söhne, ferner Graf Kunch, der Bruder dieses Mert, und Paulus, dessen Sohn, sowie Meister Buda, adelige Hörige des Schlosses von Preßburg [nobiles iobagiones Castri Posoniensis] erscheinen im Jahre 1300 vor dem Domkapitel zu Neutra und verkaufen den Grundbesitz Namens Magyar-

---

[1]) Vaterl. Dipl. (ung.) 149—150.
[2]) Vaterl. Dipl. (ung.) 164—165.
[3]) Fejér: Cod. Dipl. VII. V, 541. 547.
[4]) Fejér: Cod. Dipl. X. III, 281.
[5]) Fejér: Cod. Dipl. VI. II, 189.

Szerencs im Preßburger Comitate, der dem Mert und Kunch erbeigenthümlich gehört hatte, dem Buda.[1])

Petrus, der Sohn des Christin, und dessen Bruder Johannes, Hörige des Schlosses von Preßburg, verkaufen ihren Besitz Geßt an den Grafen Kenéz im Jahre 1304.[2])

König Karl I. verleiht im Jahre 1306 dem Meister Martin als Belohnung von im Kriege erworbenen Verdiensten gewisse Besitze der Dienstpflichtigen Namens Báhony und Csataj im Preßburger Comitate [quasdam possessiones Castrensium Bahun (d. i. Báhony) et Chotey (d. i. Csataj) uocatas in comitatu Posoniensi existentes.][3])

Im Jahre 1308 erscheinen die Söhne des Stephan, Namens Sebastian und Mathäus; der Sohn des Paul, Namens Thomas; die Söhne eines andern Stephan, Namens Gregor, Beke und Jakob; die Söhne eines andern Paul, Namens Nikolaus, Johann und Döme als adelige Hörige des Preßburger Schlosses von Hideghét in der Schütt [nobiles Jobagiones Castri Posoniensis de Hydeghet de Challokuz.][4])

Im Jahre 1313 findet sich Kapusd als Dorf der Pförtner des Preßburger Schlosses [Kapusd portariorum Castri Posoniensis] ferner ein Dorf der Spielleute dieses Schlosses [villa joculatorum eiusdem Castri,] ferner gewisse adelige Hörige des Preßburger Schlosses [nobiles jobagiones Castri Posoniensis] und schließlich gewisse Dienstpflichtige des Schlosses zu Preßburg [quidam populi Castri poson.][5])

Henzlinus, der Sohn des Cheteu aus der Schütt, ein Höriger des Preßburger Schlosses, schenkt seinen Besitz Namens Marcsa-Magyar in der Schütt [iobagio Castri Posoniensis de Chollokuz Morchamagor (d. i. Marcsa-Magyar)] dem Erzbischofe von Gran.[6])

---

[1]) Fejér: Cod. Dipl. VII. II, 202. Wenzel: Ebenda, XII, 658. Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 481.

[2]) Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 546.

[3]) Vaterl.: Dipl. (ung.) I, 101.

[4]) Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 582.

[5]) Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 680. Nagy: Diplomatarium der Anjouzeit (ung.) I, 291.

[6]) Fejér: Cod. Dipl. VIII. I, 525. VIII. VII, 106. Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 671.

Die Gründe von Mocholan werden als einst zum Schlosse von Preßburg gehörend im Jahre 1316 angeführt. Schon König Andreas III. hatte dieselben denen von Ürmény verliehen.[1])

Im Jahre 1324 wird der Gründe von Monar gedacht, die Dienstpflichtigen gehören.[2])

Peter Orros, Schloßkastellan von Preßburg erbittet für sich im Jahre 1326 von König Karl I. die Verleihung des Grundbesitzes Apka der adeligen Hörigen des Preßburger Schlosses in Jóka [possessionem Apka uocatam a nobilibus iobagionibus castri Posoniensis de Ilka]. In der Grenzbegehung werden auch die Gründe Pehthen des Preßburger Schlosses angeführt.[3])

In einer Urkunde des hiesigen Domkapitels vom Jahre 1328 werden die Gründe der Dienstpflichtigen von Páka[4]) erwähnt. Heute noch gibt es in der Schütt Groß-, Klein- und Csukár-Paka.

König Karl I. verleiht im Jahre 1336 die „Gründe eines gewissen Clemens, des Sohnes des Pouka, eines legalen Dienstpflichtigen unseres Schlosses Preßburg, der ohne Erben gestorben, Namens Pókatelek im Schüttler Bezirke des Preßburger Comitates dem Meister Thomas Schloßcastellan von Csókakö und Gesztes als königliche Schenkung" [quandam terram videlicet Clementis, fily Pouka, legalis conditionary, castri nostri Posoniensis, sine herede decendentis Poukafeldi (d. i. Pókatelek) uocatam in comitatu Posoniensi in districtu Chollokuz existentem.][5])

Groß-Udvarnok (Feludvarnok) wird im Jahre 1341 als Besitz der Schloßhörigen von Preßburg bezeichnet.[6])

König Ludwig I. verleiht im Jahre 1351 den zum Preßburger Schlosse gehörigen Besitz Szemet unter Befreiung von den Giebigkeiten an dieses Schloß dem Jákos, Richter der Stadt zu Preßburg.[7])

Aus allen diesen Daten geht somit hervor, daß das Schloß

---

[1]) Nagy: Ebenda, I, 394.

[2]) Fejér: Cod. Dipl. VIII. II, 529.

[3]) Nagy: Ebenda, II, 246. und 251.

[4]) Nagy: Ebenda, II, 359.

[5]) Vaterl. Dipl. (ung.) II, 68

[6]) Fejér: Cod. Dipl. VIII. IV, 485—489.

[7]) Fejér: Cod. Dipl. IX. II, 70. 71.

von Preßburg ursprünglich eben keinen Mangel an Gutsbesitz hatte. Zugleich erscheint es als gewiß, daß der Gutsbesitz dieses Schlosses in unserem Comitate nur auf die Schütt und auf das innerhalb der Kleinen Karpathen liegende Landgebiet fällt. Im heutigen sogenannten transmontaner Bezirke unseres Comitates findet sich nicht ein einziger Gutsbesitz des Schlosses. Dies bestärkt vom Neuen unsere Ansicht, daß der Landtheil jenseits der Berge (der transmontaner Bezirk) nicht ursprünglich in Besitz genommen worden, sondern im Wege einer Vereinbarung an Ungarn gelangt ist. Es ist nun aber auch andererseits auffällig, daß sich der Gutsbesitz des Preßburger Schlosses nicht ausschließlich auf das Comitat von Preßburg beschränkt hat, denn Dörög (Dorog), Medve und Radvány lagen im Raaber, Füss im Barser und Bozza im Eisenburger Comitate. Außerdem gab es Gutsbesitz des Preßburger Schlosses auch noch in anderen Comitaten. Wenn sich dies aber so verhielt, folgt daraus nicht auch klar, daß der Bodenbestand der Preßburger Schloßgespanschaft mit dem Bodenumfang des Preßburger Comitates nicht identisch war? Wir erachten es als unzweifelhaft, daß die Schloßgespanschaft von Preßburg mit dem Comitate Preßburg nicht identisch war. Die Schloßgespanschaft bildete eine vom Comitate gänzlich verschiedene Institution. Die Gespanschaft war eine durchwegs militärische, das Comitat eine durchaus administrative Einrichtung. Diese Zweitheilung der Comitate bestand solange, bis in Folge der Vergeudung des Schloßbesitzes die Organisation der Schloßgespanschaften ganz zerfallen war, so daß nur mehr der Comitatsorganismus allein aufrecht überblieb.

Wann dies geschah, läßt sich bei allen Comitaten auf den gleichen Moment nicht feststellen. Dieser Zeitpunkt hing bei den einzelnen Comitaten wol von dem Eintritte der Auftheilung ihres Gutsbesitzes ab. Eine Schloßgespanschaft ging früher, die andere später zu Grunde. Im Ganzen läßt sich aber sagen, daß das Ende des 13. Jahrhunderts und die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts als Zeitpunkt der Auflösung der Schloßgespanschaften fixirt werden können. Einzelne Theile des Gutsbesitzes der Preßburger Schloßgespanschaft kommen noch zu Zeiten Karl Robert's vor. Dies ist ein Zeichen, daß diese Schloß-

gespanschaft bis in das 14. Jahrhundert hinein fortgedauert hat, wo sie dann gänzlich zu existiren aufhörte und nur allein das Comitat als Civilkorporation fortbestanden hat.

Daß unter den Königen aus dem Stamme Árpáds' dieser Dualismus der Comitate in Preßburg wirklich geherrscht hat, dies beweisen nebst der geografischen Zerstreutheit der zweifachen Comitate auch urkundliche Daten über zweierlei Arten der Burggrafen. Unsere Urkunden sprechen nämlich von Schloßgespänen und Comitatsgespänen so lange fort, bis die Schloßgespanschaften eingegangen waren. Von da ab geschieht weiter keine Erwähnung eines Schloßgespanes.

Nachdem also das Preßburger Schloß doppelter Centralpunkt und zweifacher Sitz des Comitates geworden war, begreift sich dessen große Bedeutung in den ersten drei Jahrhunderten der Monarchie ganz von selbst. Die äußere räumliche Ausdehnung des Schlosses konnte demgemäß keine geringe sein.

Von der ältesten Gestalt des Preßburger Schlosses wissen wir nichts zu sagen. Seine heutige Form fällt durch ihre Ungewöhnlichkeit auf, weil sie ein ziemlich regelmäßiges Viereck bildet. Diese Form ist für das Mittelalter so ungewöhnlich, daß wir kaum auf ihresgleichen stoßen. Wenn der Grund, auf welchem die Burgen und Schlösser des Mittelalters erbaut wurden, vermöge seiner Ebenheit für den Bau von regelmäßigen Festungswerken noch so sehr günstig gewesen wäre, so umging dies in der Regel dennoch die Kriegstechnik des Mittelalters. Um nicht weit zu gehen, brauchen wir nur die Spitze des Hainburger Bergkegels zu besteigen. Der mäßige Abfall des Kegels wäre gewiß für die Anlage eines ganz regelmäßigen Festungswerkes geeignet gewesen und dennoch sehen wir, daß die Ruinen der Hainburg gerade nicht der mittelalterigen Romantik entbehren. In uns muß daher der Verdacht von selbst Fuß fassen, daß das Schloß von Preßburg seine ungewöhnliche Form irgend einer besonderen Ursache zu verdanken hat, vermöge welcher seine erste Gestalt bereits viereckig war. Diese Gestalt ist auch später bei allen Umgestaltungen, ja sogar bei gänzlichen Umbauten, beibehalten worden. Nicht nur allein aus dem Vitruv, sondern auch aus den Funden wissen wir es bestimmt, daß das

römische Castrum (befestigte Lagerstätte) ein Viereck war. Hievon überzeugen uns auch die Ruinenreste des Castrum von Carnuntum. Wir vermuthen daher, daß das Schloß von Preßburg, wenn auch seine Mauern in späteren Zeiten erbaut wurden, seine heutige Gestalt der alten römischen Anlage zu danken hat, gerade so, wie die vierthürmige Construction der Basilica in Fünfkirchen gleichfalls eine Nachahmung des Castrum ist. Auch das ist gewiß, daß der Hauptthurm des Schlosses ursprünglich freistand. Seine Ausführung in sogenannter Rustica (Aufmauerung in Buckelquaderstein) macht diese Behauptung zweifellos. Diese Bauart ist nicht nur außen am Thurme (dem sogenannten Kronthurme), sondern auch noch an jener äußeren Wand desselben zu erblicken, an der das Schloß selbst angebaut worden ist.

Wir sprechen es daher aus, daß unser Schloß die ursprüngliche Form des römischen Castrums bis auf unsere Tage ständig bewahrt hat. Das wollen wir aber so verstanden wissen, daß die Barbaren, als der römische Bau in ihre Hände fiel und sich noch ziemlich unversehrt erhalten hatte, die Nothwendigkeit nicht einsahen, an dem unangetasteten Befestigungswerke eine Veränderung vorzunehmen. Deßhalb conservirten die Barbaren die uralte Form des Schlosses. Daran änderten auch die mährischen Slaven nichts. Wenn Ausbesserungen vorgenommen wurden, so geschahen dieselben stets mit Beibehaltung der Grundanlage, so daß ein Volk wie das andere, das die Erbschaft antrat, das Werk seiner Vorgänger conservirt hat.[1])

Auf alle Fälle erscheint ein solcher Vorgang als ungewohnt, aber dennoch nicht als absurd, denn die örtlichen Verhältnisse waren diesen fortificatorischen Conservatismus günstig. Freilich wurde weder das römische Castrum von Aequincum (Ofen) noch das von Carnuntum oder irgend ein anderes in dieser Weise erhalten. Mit dem Abzuge der Römer gingen sie alle zugrunde. Wir begreifen dies. Nach dem Ende der Herrschaft der Römer näherte sich immer mehr das Ritterwesen des Mittel-

[1]) Schon E. Henßlmann hat sich geäußert, daß die Befestigungen des Preßburger Schlosses, welche noch vor der Zeit Karl des Großen errichtet sein können, als die mehr oder weniger gelungene Copie eines römischen Castrums angelegt sind Arch. Anz. (ung.) VI, 127.

alters. Das Wehrsystem dieser neuen Periode stieg vom Thale und von der Ebene auf Bergesspitzen und auf steile Felszacken empor. Da brachte es nun den römischen Befestigungswerken, welche meist auf Flächen und nur ausnahmsweise am Bergesabhange erbaut sind, erbarmungslos



14. (a—f) Abdrücke der alten Stadtsiegel von Preßburg. Die Original-Petschaften im Stadtarchive.

den Ruin. Bei Preßburg zeigt sich nun der ganz ungewöhnliche Fall, daß das römische Festungswerk nicht in der Ebene, sondern auf einem Berge erbaut war. Dieser Berg war nicht so hoch, daß er die römischen strategischen Combinationen vereitelt, aber er war auch nicht so niedrig, daß sich der Rittersmann des Mittelalters oben nicht recht sicher gefühlt hätte. So entgingen seine Anlagen der Zerstörung damals, als Völker und Kriegsbrauch die Rollen wechselten.

Die viereckige Figur unseres Schlosses überrascht uns bereits auf den ältesten Bildern desselben und auf Petschaften. Das Bild in der Wiener Bilderchronik gibt das Schloß mit Bezug auf die Zeit des Zeichners, also auf das XIV. Jahrhundert, nicht sehr treu wieder und doch ist die Ansicht nicht so ideal oder phantastisch als dies einige meinen. Das ganze Bauwerk zeigt eine viereckige Gestaltung.



15. Das Schloß von Preßburg nach einer Zeichnung der Wiener Bilderchronik aus dem XIV. Jahrhundert.

Seine Eckthürme springen als Auskragungen aus der Wand heraus. Heute macht nur mehr der Hauptthurm eine solche Auskragung aus der Front des Gebäudes, die drei anderen Thürme sind gar nicht Thürme, sondern die als Blendthürme aufsteigenden Seiteneckwände. Nach den ältesten Zeichnungen steht fest, daß das Schloß nur einen Thurm besaß. Als dasselbe in neuester Zeit umgebaut wurde, erhielt es aus Gründen der Symmetrie die drei anderen Blend-Seitenthürme.

Es versteht sich nun von selbst, daß außer dem sogenannten Herren- oder Ritterhause sich noch andere Festungswerke und befestigte

Thürme vorfanden und daß im Allgemeinen der große Plan, der den Preßburger Schloßberg umfaßt, mit zweckmäßig befestigten Werken von den ältesten Zeiten her versehen war. In unserer Heimath sind Burgen und Schlösser, namentlich nach dem Tatareneinbruch, aus solidem Material erbaut worden. Früher waren jedoch schon Burgen



16. Das Schloß von Preßburg nach der Zeichnung der Wiener Bilderchronik aus dem XIV. Jahrhundert.

und Schlösser aus Stein nicht selten. Das Preßburger Schloß ist ebenfalls schon vor dem Tatareneinbruch aus Stein erbaut worden, was sich auch durch einige urkundliche Angaben erhärten läßt. Wir wissen nämlich daß der Abt von Pilis zur Befestigung des Schlosses den Wödritzer Thurm erbaut hatte. Unstreitig hat der Tatareneinbruch zum umfangreicheren Ausbau der Schloßbefestigungen sehr beigetragen.

So haben wir urkundliche Kenntniß, daß ein Thurm des Schlosses von Leko, dem Sohne des Moch, seinen Brüdern und Peter, dem Sohne des Chvegh, im Jahre 1245 erbaut wurde. Dies geschah einige Jahre nach dem Einbruche der Tataren. Für diese ihre That verlieh König Béla IV. den Genannten den Grundbesitz Nyék (Neku) mit der Verpflichtung, daß sie diesen Thurm stets im ordentlichen Bauzustande zu erhalten haben.[1]) In gleicher Weise ist uns bekannt, daß Banus Roland, der aus dem Geschlechte der Ratold stammt, das Preßburger Schloß nach dem Tatareneinbruche wider die Österreicher neu befestigen ließ.[2])

Nun wollen wir sehen, wer denn in diesen Zeiten die Bewohner unseres Schlosses gewesen sind? Als Sitz der Gespanschaft bildete das Schloß natürlich einen Besitz des Königs und es kann darüber kein Zweifel obwalten, daß darin für die königliche Familie ein Wohnungsraum eingerichtet war. Wir vermögen dies mit einer Urkunde zu beweisen, denn ein Diplom König Béla's IV. ist eben „im Schlosse bei Preßburg datirt.“[3]) Daß die Schloßgespäne im Schlosse wohnten, versteht sich von selbst. Der Schloßgespan war ja der oberste Offizier der Gespanschaft, in dessen Verpflichtung es lag, für die Wehrfähigkeit des Schlosses, für das Geordnetsein der Geschäfte der Gespanschaft und für die Kriegstüchtigkeit der Schloßmiliz Vorsorge zu treffen. Er war der Anführer der Miliz, erließ an dieselbe die Befehle, war Richter in Angelegenheiten der zum Schlosse gehörigen Leute und er entschied die sowohl zwischen ihnen selbst als die zwischen ihnen und den zum Schlosse nicht gehörigen, freien Leuten vorkommenden Streitfälle.

Wir haben aber soeben gesagt, daß unser Schloß nicht nur allein Sitz der Gespanschaft, sondern auch die Residenz des Comitates war. Dabei taucht nun die Frage auf, ob denn die Comitatsobergespäne auch im Schlosse ihren Wohnsitz hatten?

---

[1]) Fejér: Cod. Dipl. IV. I, 380. Außerdem im „Századok“ (ung. hist. Zeitschrift) XI, 605—606.

[2]) Fejér: Cod. Dipl. VII. II. 12. Nagy Imre: Die Vergangenheit von Ödenburg. Századok (ung. hist. Zeitschrift). XVII, 16.

[3]) Datum apud Posonium in Castris. Knauz: Cod. Strig. I, 36. Mon. Eccl. Strig. I, 392.

Auf diese Frage ist die Antwort wahrlich nicht leicht. Wenn wir auch mit Hilfe der Urkunden die fortlaufende Reihe der Preßburger Grafen ziemlich zusammenhängend darstellen können[1]), so vermögen wir doch andererseits nicht zu sagen, daß uns die urkundlichen Daten nach jeder Hinsicht genügend aufklären. So viel ist gewiß, daß es Preßburger Schloßgespäne und Preßburger Comitatsgespäne d. i. Obergespäne gab. Es ist aber auffällig, daß in der Reihe der Grafen von Preßburg der Schloßgraf [Comes Castri] nur einmal vorkommt, nämlich im Jahre 1165, wo ein gewisser Vanlegen als solcher ausdrücklich genannt wird.[2]) Diese Seltenheit wie das nachweisbare Schwanken in der Sprache der Urkunden ruft nun den Verdacht hervor, daß der Graf von Preßburg [Comes Posoniensis] mehr als dieses eine Mal als Schloßgraf [Comes Castri] erscheint. Wenn man nun auch dies nicht zugeben dürfte, so ist dennoch die zweite Folgerung leichter gestattet, daß die Grafen von Preßburg [Comites Posonienses] oder die eigentlichen Obergespäne öfters thatsächlich auch Schloßgespäne waren. Der Schloßgraf [Comes Castri], wenn er dem Schlosse selbst dienstbar war, konnte kein Obergespan sein, denn er war kein Adeliger des Landes und konnte daher über Adelige des Landes nicht Recht sprechen. Der stets adelige Obergespan konnte ganz gut auch Schloßgespan sein, worüber wir aus einzelnen Schloßgespanschaften urkundliche Daten haben. So z. B. standen an der Spitze der Gespanschaften von Bana, Oklics, Kemlök öfter Palatine, Landesrichter, Oberstkämmerer, Hof-Küchenmeister, Kanzler und Obergespäne.[3]) Bana, Oklics und Kemlök waren aber bloße Gespanschaften und niemals große politische Comitate. Der von Preßburg nicht weit entfernten Schloßgespanschaft von Schintau (Sempte) standen die Ober-

[1]) Siehe Beilage 1.

[2]) Vanlegen eiusdem [d. i. Posoniensis] Castri Comes Fejér: Cod. Dipl. II, 173.

[3]) Darauf bezughabende Urkunden finden sich bei Fejér: Cod. Dipl. IV. I, 447. IV. II, 98. 108. V. II. 116. 146. 238. 264. 477. VII. II, 30. 298. X. IV, 862. Bei Wenzel: Neues Diplomatorium der Árpádenzeit [ung.] IV, 27. 41. VII, 318. 321. VIII, 58. IX, 16. 18. 50. 69. XII, 92. 135. 174. 691. 698. 701. Vaterl. Diplom. (ung.) I, 64. IV, 34. VII, 140. 151. 166. Bei Knauz: Mon. Eccl. Strig. I, 569. Bei Kubinyi: Ung. Gesch. Denkm. (ung.) I, 29. 90. 93. 100. Zichy Dipl. I, 35. Bei Kovachich: Vestigia Comitiorum, 147.

gespäne von Bars und Preßburg vor.[1]) Die Gespanschaft von Szolgagyör finden wir mit königlichen Würdenträgern, mit dem Oberstkämmerer [magister tavernicorum], Oberstmundschenk und Oberststallmeister besetzt.[2]) Es ist daher leicht möglich, daß unter den Obergespänen von Preßburg auch mehrere den Rang eines Schloßgespanes bekleidet haben. Nicht nur solche Obergespäne hatten diese Stellung inne, die in unseren Urkunden einfach als Grafen von Preßburg [Comites Posonienses] erwähnt sind, sondern auch solche, welche zugleich die obersten Würden im Lande bekleideten. Die Fälle von Bana, Oklics, Kemlök, Schintau und Szolgagyör erweisen eben, daß Persönlichkeiten, die vermöge der Obliegenheit ihrer hohen Ämter nicht in der Provinz, sondern an Centralstellen des Landes oder gar am königlichen Hofe sich aufhalten mußten, dennoch festen Schlössern in der Provinz vorstehen konnten. Solche Schloßgespäne kamen daher nur zeitweilig, bei gegebener Gelegenheit, an den Sitz ihrer Gespanschaften.

Daß wir keine grundlose Vermuthung aussprachen, wird durch eine auf die Grafen von Preßburg sich beziehende Angabe klar. Von dem im Jahre 1287 urkundlich erwähnten Grafen Johann von Preßburg, erklärt König Ladislaus, daß dieser in verschiedenen Kriegszügen, die wegen Vertheidigung der Grenzen in jenem Theile des Landes stattgefunden hatten, großen Eifer an den Tag gelegt habe.[3]) Das macht es unzweifelhaft, daß im Preßburger Schlosse Graf Johann das militärische Commando in der Hand hatte.

Der Comitatsobergespan, wenn er auch nicht immer Schloßgespan war, stand aber nichtsdestoweniger stets über dem Schloßgespan. Dieses Verhältniß läßt sich schon daraus erkennen, daß der König, wenn er einzelne Orte von der Dienstleistung an die Schloß-

---

[1]) Wenzel: ebenda, 112. 116. Fejér: Cod. Dipl. V. II, 245.

[2]) Fejér: Cod. Dipl. IV. II, 93. V. II, 82. 86. 203. 241. VII. V, 392. 394. Wenzel: Ebenda IV, 21. 23. IX, 16. 18. 20. 22. 23. 54. 55. 57. 60. 79. 82. XII, 76. 80. 85. 93. 95. 97. 103. Vaterl. Dipl. (ung.) VI, 189. 205. Kubinyi: Ebenda I, 90. 93.

[3]) In diuersis expedicionibus, que in illis partibus in defensione confini regni nostri emerserunt. Vaterl. Dipl. (ung.) IV, 71.

gespanschaft enthob, in mehr als einem Falle sich auf sein Übereinstimmen mit dem Obergespane beruft, was doch offenbar gar keinen Sinn hätte, wenn der Obergespan zu dem Schloßgespan in keiner Beziehung gestanden wäre. Dabei haben wir auch Kenntniß, daß die Hörigen [jobagiones Castri] des Schlosses unter dem Commando des Schloßgespanes standen. Dem König führte sie jedoch nicht der Schloßgespan, sondern der Obergespan zusammen mit dem bewaffneten Adel vor. Dennoch ernannte der Obergespan nicht den Schloßgespan und entließ ihn auch nicht aus dem Dienste. Dies war eben Befugniß des Königs. Somit war der Schloßgespan als Beamter des Königs dem gleichfalls durch den König ernannten Obergespan untergeordnet.

Außer dem Schloßgespan und eventuell dem Obergespan waren Bewohner der Burg: der Hofrichter, der Schloßcastellan und der Oberherold. Den Hofrichter nennen unsere Urkunden Comes Curialis und solche Hofrichter waren im Jahre 1248 und 1249 Ivánka[1]) 1251 und 1253 Puer[2]), 1295 Abraham, der Rothe[3]) 1298 und 1299 Irizlaus alias Iruzlaus.[4])

Aus einer vom Jahre 1240 datirten Urkunde König Béla's IV. mittelst der er anordnet, daß der Hofrichter, wenn er das Schloß verläßt, seine Obliegenheiten einem Anderen bis zu seiner Rückkehr anzuvertrauen habe,[5]) geht klar hervor, daß der Hofrichter im Schlosse selbst gewohnt haben muß. Zu seinen Dienstesgeschäften gehörte das Richteramt über das Schloßgesinde und dies übte er bei sich darbietender Gelegenheit mit unbarmherziger Strenge aus. So ließ der Hofrichter Dominikus von Preßburg im Jahre 1222 zwei Betrügern die Schlüssel des Preßburger Schlosses ins Gesicht glühend einbrennen

---

[1]) Ivanca curialis comes noster Posoniensis. Wenzel: Neues Diplm. d. Arpádenzeit (ung.) I, 206. II, 209. Bartal: Commentaria II, Mantissa XI. XIII.

[2]) Puer Curialis Comes Posoniensis. Wenzel: Ebenda II, 222. VII. 359.

[3]) Abraham Rufus Curialis Comes Poson. Wenzel: Ebenda V, 146. Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 382.

[4]) Iruzlou Curialis Comes Posoniensis. Vaterl. Diplm. (ung.) 164. 166. Wiederholt in einer Urkunde Andreas III. Curialis Comes Posoniensis (Vaterl. Dipl. (ung.) VI, 437. 441.) und Castellanus noster genannt. Vaterl. Diplm. (ung.) VI. 440. 442.

[5]) Fejér: Cod. Dipl. IV. I, 196.

und verbannte sodann die also Gebrandmarkten nach Confiscation ihres beweglichen und unbeweglichen Vermögens.[1])

Der Schloßcastellan, welchen unsere Urkunden praefectus castri, maior castri, castellanus nennen, wovon die Benennung noch heute in unseren Comitatshäusern vorkommt, scheint sich nur mit den Wirthschaftsangelegenheiten des Schlosses beschäftiget zu haben. Er gehörte auch nicht zu den commandirenden Chargen. Zu den Aufgaben des Heroldes oder praeco, wie ihn die Urkunden heißen, gehörte die Bekanntmachung von Befehlen außerhalb des Schlosses. Auch hob er einige Gattungen der Gaben ein, so namentlich die Ochsengabe. Ihm ward das Eintreiben und der Verkauf von herrenlosem Vieh anvertraut. Wir kennen zwei Herolde aus den Urkunden von 1253: Berweyn, und von 1255: Ivanka von Sáp. Der Hofrichter, der Schloßcastellan und der Herold bildeten die Civilelemente im Personalstande der Militärinstitution des Comitates.

Die Schloßmiliz nahm offenbar keinen kleinen Raum im Schlosse ein. Diese Miliz gehörte ohne Ausnahme zum Verbande der Schloßgespanschaft und daher ist die Behauptung eines unserer heimischen Schriftsteller, daß das Schloß von Preßburg eine Széklerburg gewesen sei, d. i. daß es eine Burg in der Vertheidigungskette der die Grenze bewachenden Székler gebildet habe[2]) ganz falsch. Die Székler bildeten überall, wo wir ihre Spuren antreffen, einen sippenartigen Organismus. Der Székler ist überall freier Besitzer seines Bodens. Seine Hinterlassenschaft fiel niemals an die Krone. Wol ist es gewiß, daß es im Preßburger Comitate Niederlassungen von Széklern gab, denn eine Urkunde vom Jahre 1258 gedenkt einer

[1]) Jacobum cum filio Petro propter iniuriam, seu falsariam nefandissimam, cum clavibus castri super facies eorum, imitando iudicium plene provincie, et eorumdem Vdvornicorum, cremari fecimus, et comburi, prout talibus competebat falsariis, eosdemque de provincia Csollokuz tamquam falsarios expellendo, et in numero proscriptorum ipsos collocando, et sic ab huiusmodi excessus eorum sine dubio omnia bona ipsorum tam mobilia, quam immobilia nobis rite et legitime fuerunt cum possessionibus devoluta eorumdem. Fejér: Cod. Dipl. III. I, 364—367.

[2]) Ign. Szombathy: Die Széklerniederlassung im Waaggebiete (ung.) 26.

Colonie der Székler in Bolerász.[1]) In einem Diplome des Königs Béla IV. (zwischen 1235 und 1270) sind die Székler der Waaggegend erwähnt.[2]) Das an der Westgrenze des Preßburger Comitates liegende Szekula, d. i. Székelyfalva, hält das Andenken an die dort wohnhaft gewesenen Székler gleichfalls aufrecht.[3]) Diese Székler Niederlassungen waren aber keine Colonien zur Grenzbewachung. Das Wort Székler bedeutet nämlich nicht Grenzwachen, sondern ist der Name einer Nation gerade so wie Petschenegen, Chazaren und Kumanier. Schon die Lage ihrer Colonien bei Bolerász und an der Waag zeigt deutlich an, daß die Bewohner keine Grenzbewachung bilden konnten, denn sie befanden sich eben zu weit entfernt von der Grenze. In unseren Urkunden wird die Grenzbewachung immer mit dem Worte „ewrik (öröк, Wächter)" oder in lateinischer Sprache als speculatores bezeichnet. Wir müssen daher von der Annahme gänzlich abstehen, daß im Preßburger Schlosse Székler gewohnt haben. Das Schloß war Königseigen und gehörte nicht den Széklern. Seine Ortsmiliz waren die Schloßhörigen, die für die Nutznießung des zu ihren Zwecken ausgeschiedenen Schloßgrundes gerade so Waffendienste leisteten, als einzelne Classen dieser Hörigen für die Nutzung des Fundus zu verschiedenen Dienstleistungen verhalten waren als: Abgabe von Victualien, Wein, Beistellung von Fuhrwerk, von Hand- und Feldarbeit, Leistung von Thierzucht u. s. w. Die zum Waffendienste Verpflichteten, d. i. die Schloßmiliz waren jedoch in ihrer Gesammtheit nicht im Schlosse untergebracht. Da wäre wol für alle kaum Raum gewesen. Ein großer Theil war vielmehr in der Umgebung außer dem Schlosse, auf den einzelnen Schloßgütern, detachirt und versah, nach Gelegenheit wechselnd, den Militärdienst im Schlosse. An der Spitze solcher auswärtiger Detachements befand sich der Lieutenant und der Hauptmann, die unter dem Commando des Schloßgespans standen und mit der Abrichtung und Führung dieser auswärtigen Schloßmilizen betraut waren.

---

[1]) Fejér: Cod. Dipl. IV. I, 372. VI. I, 159.
[2]) Fejér: Cod. Dipl. V. III, 157 Szabó: Székely Okltár, I, 14.
[3]) Szabó: Die alten Székler, (ung.) 102.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe die ganze Hierarchie der Schloß-hörigen zu behandeln. Wir erwähnen darum nur noch, daß in diesem Körper die Rangabstufung eine sehr vielfältige war. Einige Urkunden sind hierüber genug mittheilsam, weil sie uns Kunde davon geben, wie königliche Huld Personen in höhere Classen versetzt hat, die sich in niederen Classen durch Verdienste ausgezeichnet hatten. Diese Urkunden beziehen sich mehr als einmal auf Schloßhörige von Preßburg, wie wir dies in den obenangeführten und zum Zwecke des Nachweises des Schloßbesitzes publicirten urkundlichen Schriften gesehen haben.

In wie weit noch außer diesen allen der Personalstand des Civilcomitates auch zu den Bewohnern des Schlosses gezählt hat, vermögen wir wegen Mangel an Daten nicht anzugeben. Von der Größe des Schlosses hing für alle Fälle das darin untergebrachte Personal ab. Wenn nun das Personal des Civilcomitates anfangs außerhalb des Schlosses wohnte und amtirte, so zog es doch später, als die Amtsleute der Gespanschaft mit dem Aufhören dieser Institution und der Erhebung der Schloßhörigen in den adeligen Stand allmälig verschwanden, desto ausgiebiger in die Wohnräume des Schlosses ein.

Hält man sich nun dieses Alles vor Augen, so muß das Schloß von Preßburg in den verflossenen Jahrhunderten ganz gewiß ein sehr interessantes Bild geboten haben. Es war der Schauplatz eines wirbelnden reich bewegten Lebens. Die in seinen Mauern hausende Miliz und deren verschiedene Waffengattungen: Fußvolk, Reiter, Geharnischte und Steinschleuderer, welche die heutige Artillerie bildeten, machten an sich schon dieses Bild sehr pittoresk. Sein Anblick wurde aber erst recht malerisch, wenn neben diesen Milizen die verschiedenen Rangsklassen des Wirthschafts- und Dienstpersonales aus der Civilhierarchie der Schloßinstitution zur lebendigen Gestaltung des Schloßlebens auch ihren sehr bedeutenden Theil beitrugen. Weil aber das Schloß auch das Centrum des wirthschaftlichen Organismus der Gespanschaft war, haben wir uns das Schloß nicht als einen mit Ringmauern und Thürmen befestigten Complex vorzustellen, sondern als einen gefesteten Platz zu betrachten, worin sich umfangreiche Magazine, Backhäuser, Handwerkstätten befanden, so daß eine geraume Zeit hindurch das

Leben von Preßburg sich nicht am Fuße des Schlosses, sondern im Schlosse selbst bethätiget hat.

Freilich hat dieses Bild nicht bis zum Schlusse der Periode der Arpaden seine ursprüngliche Lebendigkeit bewahrt. Mit der Zeit zerfloß der Besitz des Schlosses an liegenden Gütern, denn einige der Könige aus diesem Hause gaben sie in unüberlegter Weise und mit leichtsinniger Verschwendung an ihre Getreuen hin, deren Treue und tapfere Dienste sie mit Baargeld nicht zu lohnen vermochten. Die Folgen dieser Verschwendung wurden endlich so drückend, daß man für die genügende Vertheidigung der wichtigsten befestigten Schlösser und Burgen nicht mehr vorzusorgen wußte. Wir besitzen eine Urkunde aus dem Jahre 1247 von König Béla IV., worin er dem Ritterorden vom Hospitale des heil. Johannes das Severiner Banat unter der Bedingung als königliche Schenkung verleiht, daß derselbe das Land nicht nur allein gegen die Horden der Heiden, sondern auch gegen christliche Widersacher zu vertheidigen habe. Namentlich verpflichtete er den Großcomthur dazu, daß er mit fünfzig Rittern zur Vertheidigung der Grenzschlösser des Westens, der Schlösser von Preßburg Wieselburg, Ödenburg, Eisenburg und Güssing bereit sei.[1]) Das zeigt doch zur Genüge an, wie sehr die Wehrkraft dieser Schlösser bereits im Jahre 1247 herabgesunken war.

Auch die Vertheidigungsfähigkeit des Schlosses von Preßburg mußte mit der Zeit sehr herabgekommen sein. Im Jahre 1255 entsandte der König den Palatin Roland und den Bischof Vincenz von Neutra um widerrechtlich angeeignete Güter dem Preßburger Schlosse zurückzustellen.[2]) Welchen Erfolg dieser Vorgang hatte, wissen wir nicht. Was an Daten darüber auf uns gelangt ist, das beweist vielmehr, daß an das Schloß nichts zurückkam und es erscheint daher als recht wahrscheinlich, daß der König im Sinne der Vereinbarung vom Jahre 1247 das Schloß von Preßburg der Vertheidigung des Ritterordens vom Hospitale des h. Johannes anvertraut hat.

[1]) Pray: Dissertationes, 134. Katona: Hist. Crit. VI. 45. Fejer: Cod. Dipl. IV. I, 447—454. Theiner: Mon. Hung. Hist. I, 208—211.

[2]) Vaterl. Diplm. (ung.) IV. 84.

Ein ausgezeichneter heimischer Gelehrter hat dies auch als wirklich geschehen angenommen. Nach ihm verleiht der König (1247) diesem Ritterorden den reichen Besitz dafür, daß dieser das seiner Hut anvertraute Schloß Preßburg im guten Bauzustande erhalte[1].) Diese Annahme ist aber völlig falsch. Nirgends findet sich eine Spur, daß der genannte Ritterorden das Schloß von Preßburg thatsächlich in seine Obhut genommen hat. Als man seiner Hilfe am meisten bedurfte, zur Zeit den Krieges mit Ottokar von Böhmen, geschieht an keiner Stelle eine Erwähnung dessen, daß der Ritterorden diese Hilfe wirklich geleistet habe. Dagegen haben wir Kunde davon daß der Orden nicht einmal im Severiner Banate seiner Aufgabe entsprechen konnte. Umsoweniger konnte er an den Westgrenzen des Landes Hilfe leisten.[2])

Wenn auch König Bela IV. im Jahre 1255 den Palatin Roland und den Bischof Vincenz von Neutra zur Rückerwerbung der widerrechtlich in Besitz genommenen Güter des Preßburger Schlosses entsandt hatte,[3]) so vermochte man damit die dem Verfalle unaufhaltsom entgegeneilende Institution der Schloßgespanschaften nicht mehr zu retten. Die Schloßhörigen waren frei geworden. Die Vertheidigungsfähigkeit des Schlosses blieb gesunken, bis sie der Feudalismus der Anjou von Neuem in tüchtigeren Stand versetzte.

[1]) Henßlmann: Die gothischen Baudenkmäler Ungarns. (ung.) 79.

[2]) Pesty: Geschichte d. Severiner Banates. (ung.) I, 22—23.

[3]) Der Palatin und der Bischof von Neutra erklären in ihrer Urkunde vom 13. Dez. 1255: quod cum ex speciali mandato domini Bele illustris Regis vngarie terras Castri Posoniensis iudicaremus et indebite alienatas in ius eiusdem castri reuocaremus. Vaterl. Diplm. (ung.) IV, 84.



V.

Das Gebiet der Stadt. Ihr Verhältniß zum Schlosse. Die Donau-Urfahr. Wödritz. Schöndorf. Die Grundursache des Aufblühens der Stadt.

Das bisher über das Schloß Vorgetragene klärt noch nicht über das Verhältniß auf, in welchem das Stadtgebiet zum Schlosse, beziehungsweise zur Schloßgespanschaft gestanden ist. Die Kenntniß dieses Verhältnisses ist aber für die Geschichte unserer Stadt um so bedeutsamer, weil dadurch auf jenen Einfluß Licht geworfen wird, den die Institution der Schloßgespanschaften auf die Entwicklung des städtischen Lebens fördernd oder hemmend ausgeübt hat.

Wenn nun auch die Anzahl von Urkunden, die zur Erläuterung dieser Frage dienen, gering ist, so genügen sie dennoch völlig zum Beweise unserer Behauptung, daß das heutige Stadtgebiet nicht nach seiner ganzen Ausdehnung Schloßgut und Schloßgrund war. Das erweist vor allem die Donau-Überfuhr (Urfahr) bei Preßburg,

Diese Stromübersetzung hatte schon zu römischer Zeit bestanden und wird gleich am Beginne der Monarchie urkundlich erwähnt. In jener Urkunde, welche König Stephan I. im Jahre 1001 zu Gunsten der Abtei von St. Martinsberg ausgestellt hat,[1]) ist von dieser Urfahr

[1]) Seit Sickel, Árpád Horváth und Fejérpataky sich für die völlige Echtheit dieser Urkunde erklärt haben und diese Echtheit durch Fejérpataky

die Rede und zwar als von einer so bedeutenden Sache, daß Einige aus dieser ihrer unläugbaren Wichtigkeit zu folgern meinten, die Stadt habe dieser Urfahr nicht nur ihre Existenz, sondern auch ihren Namen zu danken. Nach ihnen kömmt der Name Pozsony—Preßburg—Bredslavaburg von einem slavischen Heerführer. Das Bredslava sei jedoch mit dem slavischen Worte „bres (breh)", „brod" oder „bred", d. i. Ufer, Überfuhr, Urfahr, gleichbedeutend. Preßburg würde daher eigentlich „Uferburg, Urfahrburg" heißen.[1]) Wie falsch aber diese Erklärung ist, beweist zur Genüge sowol die Zusammensetzung des Stadtnamens Preßburg als dessen historische Ableitung. Wenn Preßburg seinen Stadtnamen nach dem slavischen Heerführer Bredslav erhalten hat, was hat denn dieser Eigenname für einen Zusammenhang mit dem Worte „bred" oder „brod", das Ufer, Überfuhr, Urfahr bedeutet? Wenn im Stadtnamen die Silbe „Preß" mit dem slavischen „bres" identisch ist, wie kommt es dann, daß die Nachsilbe von Pres (Ufer, Urfahr) keine slavische, sondern eine deutsche: das „burg" ist? Die Endsilbe „burg" beweist ganz unbestreitbar, daß das „Preß" nicht von dem slavischen „brod (breh)" herstammt.

Indem wir dieses nebenbei bemerken, fesselt unsere Aufmerksamkeit bei der urkundlichen Erwähnung unserer Urfahr zumeist der Umstand, daß sie schon zu Beginn der Monarchie ein königliches Einkommen vermöge des königlichen Hoheitsrechtes d. i. eine der sogenannten kleineren königlichen Nutznießungen [Regalien]. gebildet hat. In dem erwähnten Stiftsbriefe für die Abtei von Martinsberg verleiht der heil. Stephan den dritten Theil dieses Urfahreinkommens der genannten Abtei als königliche Schenkung.[2]) Dieses Drittel ging nicht als Schloßgut, sondern als königliches Hoheitsrecht (Regale) in den Besitz der Benediktiner über und als solche königliche Nutznießung

mit einem ebenso umständlichen als gründlich wissenschaftlichem Apparate erwiesen worden ist, ist jeder gegen die Authenticität dieser Urkunde vorgebrachte Einwand ganz belanglos.

[1]) Bél: Not. Hung. I, 101. und Király: Geschichte d. Donau-Mauth- und Urfahrrechtes der k. Freistadt Preßburg (deutsche Ausgabe), Preßburg 1890. 3.

[2]) tertia pars tributi de Poson. Fejérpataky: Der Stiftsbrief der Abtei von Martinsberg (ung.) Budapest 1878. 27.

gab er das zweite Drittel dem Obergespan von Preßburg, was offenbar nur damals geschehen konnte, als König Stephan das Comitat organisirte. Das dritte Drittel blieb Kraft des Hoheitsrechtes der Nutznießung in den Händen des Königs, bis seine Gnade auch dieses vergab.

Der damit neu Belehnte war der Abt von Pilis. Wann er zu diesem Drittel der Urfahreinnahme kam und welcher König es als königliche Schenkung vergab, wissen wir nicht. Es ist aber wahrscheinlich, daß dies unter Béla III. oder Andreas II. geschah. Béla III. sagt in seinem im Jahre 1254 ausgestellten Diplome nur, Johannes, der Abt von Pilis, sei vor ihm erschienen und habe um die erneute Bekräftigung der Güter der Abtei gebeten, indem er angab, die diesbezüglichen königlichen Freibriefe wären in Verlust gerathen.[1]) Der König entsprach gerne dem Verlangen des Abtes und bestättigte auf's Neue die Abtei im Besitze ihrer Güter, darunter auch des Theiles am Preßburger Urfahreinkommen.[2]) Wir erfahren auch aus dem Diplome, daß die Mauth von Csütörtökhely zur Preßburger Urfahr gehört hat. Weil nun unter diesem Csötörtökhely das heutige Csötörtök in der Schütt zu verstehen ist, das ebenso weit von der großen Donau als von der die Schütt im Norden umfangenden sogenannten kleinen Donau entfernt liegt, ist es einleuchtend, daß unter der zur Preßburger Urfahr (Ufermauth) gehörigen Abgabe von Csötörtök keine Wasser-, sondern eine sogenannte „dürre Mauth“ zu verstehen ist.

Nun bleibt es zweifellos, daß die Äbte von Pilis sich schon um die Vorfahren von König Bela IV. Verdienste erworben hatten, vermöge welcher sie dieses Urfahrmautheinkommen erhielten. Die Urkunden

---

1) humiliter suplicavit, ut possessiones tributa ac redditus ecclesie de Plys, quorum privilegia amissa fuerant, nostri privilegii iterato dignaremur munimine confirmare. Weiter unten: munimenta quorum in civitate Strigoniensi erant perdita. Békefi: Geschichte der Abtei von Pilis (ung.) 1891. 317.

2) Preterea medietas tributi regalis de Posonio, cum due partes tocius tributi Posoniensis ad nos pertinerent, de quibus unam partem habet ecclesia Sancti Martini de Sacro Monte Pannonie, aliam partem possidet ecclesia de Plys antedicta; terciam vero partem percipit comes Posoniensis pro tempore constitutus. Item tercia pars tributi de Cheturtucheil, pertinens ad tributumPosoniense. Békefi: Ebenda 317.

darüber sind verloren und daher die Verdienste uns unbekannt geblieben. Wir kennen sie jedoch aus späterer Zeit. Im Jahre 1252, unter König Béla IV., ließ der Abt Johannes am Fuße des Preßburger Schlosses auf dem Wödritz (Vepricz) genannten Grunde, dort, wo heute das Militärproviantshaus[1]) steht, zur Befestigung des Schlosses auf seine Kosten einen Thurm und daneben Häuser erbauen.[2]) Die Befestigung des Schlosses wurde durch diesen Thurm bedeutend gehoben, doch auch der Abt zog aus ihr seinen guten Nutzen, weil er unter dem Schutze derselben die dürre und die Wassermauth sicher einheben konnte. Es ist demnach gewiß, daß die Stelle des Donauüberganges sich nicht dort befand, wo sie bis in die neueste Zeit war, nämlich bei der Schiffbrücke zwischen dem Aukaffeehause und dem Krönungshügelplatz, sondern dort, wo heute die Ankerwachhütte steht. Der jetzige Donauübergang (die König-Franz-Joseph-Brücke) ist nachweisbar die vierte Stelle.[3]) Offenbar sinnen nicht Alle sehr über den Lauf der Dinge nach, die tadelnde Ausfälle darüber machen, daß sie ein paar hundert Schritte herabgehen müssen, um von der Stadt in die Au zu gelangen. Das Herabrücken der Stromübersetzung nach der Richtung desselben ist ein erfreuliches Zeichen für den, der die weitere Entwicklung und Zukunft der Stadt höher als seine eigene Bequemlichkeit erachtet, denn der tiefer hinabgerückte Stromübergang bedeutet für die Stadt Zunahme an Umfang.

---

[1]) Das ist sowohl die Ansicht Florian Rómer's als Stephan v. Rakovßky's. Wiederholt suchten wir das Militärproviantshaus auf, um in dem engen Hofe desselben nach altem Mauerwerke Nachsuche zu halten. Davon fand sich jedoch keine Spur. In dem, ebenfalls dem Militär-Aerar gehörigen Nachbar-Hause befindet sich heute noch das Maschinenwerk zum Wasseraufzuge in das Schloß. Die Bewohner des Zuckermantl (der Maria-Theresia-Vorstadt) nennen es allgemein Wasserthurm und es erinnern sich noch zahlreiche daran, wie hier die Pferde im Göpel gingen, um das Wasser in's Schloß hinaufzuheben.

[2]) Fejér: Cod. Dipl. IV. II, 218. Außerdem siehe Századok (ung. hist. Zeitsch.) XI, 606.

[3]) Dabei ist der provisorische Übergang nicht mit inbegriffen, welcher während der Zeit des Baues der ständigen Brücke vom Fischplatz auf das jenseitige Ufer geführt hat. Diese weitere Heraufrückung der Schiffbrücke war nöthig, weil die Schleppschiffe nachziehenden Dampfschiffe zwischen der neuen Brücke und dem alten Standorte der Schiffbrücke nicht umwenden konnten, ohne der im Bau befindlichen Brücke Schaden zuzufügen. Doch war auch in älterer Zeit an dieser Stelle der Donauübergang.

Daß die Donau-Urfahr sich einst wirklich in der Nähe der Insel Pötschen befand, läßt sich auch aus einer anderen Erscheinung erklären. Diese ist das Audorf. Wie am rechten Donauufer der aufgelassenen Schiffbrücke das Einkehrwirthshaus und das Kaffeehaus entstanden war, so entstanden auch in alter Zeit gegenüber dem Wasserthurme einzelne Häuser, welche den Keim des Audorfes bildeten.

Daraus aber, daß die Donauurfahr sich früher am oberen Theile des Stromes befand, können wir für die Topographie noch ein anderes Ergebniß gewinnen. Heute fällt das Donauufer vom Proviantshause aus gegen 50 Meter nach Süden zu. Einst kam die Donau viel näher an das Stadtgebiet heran. Dort, wo heute die Wödritz-Gasse hinläuft, floß einst die Donau und dort, wo sich heute in der Franz-Josephstadt die Donauländе abzweigt, strömten gleichfalls die Wogen der Donau. In der Gegend des Theaters und der Promenade gab es Inseln. Der heutige Donauquai ist nur das Resultat von Aufschüttungen und der Ufererhöhung. So wurde die Donau künstlich vom Stadtgebiete weggedrängt. Dieses Wegdrängen kann lediglich dem auf der Theorie der Erdrotation ruhenden Bestreben der Flüsse, nach der Seite hin auszuweichen, nicht zugeschrieben werden. Das wäre für alle Fälle eine falsche Annahme.

Das Mauthrecht des Abtes von Pilis hat König Béla IV. zweimal 1248[1]) und 1254[2]) bestätigt. Wie diese Mauth eingehoben wurde, wissen wir nicht. Aus dem Umstande, daß uns im Jahre 1351 ein Mautheinnehmer des Abtes von Pilis, Namens Jakob, bekannt wird,[3]) folgern einige, daß die Abtei ihr Mauthrecht nicht in Pacht gegeben, sondern in eigener Verwaltung behalten und selbst das Mauthgeld abgenommen habe. Dieser Ansicht würde man gerne beipflichten, wenn der Abt von Pilis alleiniger Besitzer derselben gewesen wäre. Da sich aber in das Mautheinkommen auch der Obergespan und der Abt von St. Martinsberg theilten, können wir zu keiner anderen Ansicht gelangen, als zu der, daß alle drei Theilhaber am Mauthrechte zu gleichen

[1]) Békefi: Ebenda. Urkundensamml. LXVIII.
[2]) Ebenda: XXXV. Preßburger Stadtarchiv. Lad. 46. Nr. 23, 41.
[3]) Békefi: Ebenda 207 und Urkundensammlung XLIX.

Theilen die Kosten der Erhaltung trugen und zu gleichen Theilen auch am Nutzen participirten.

Dieser Nutzen ging jedoch in die Hände der Eigenthümer dieser Gerechtigkeit nicht rein über. Ein Zehntel des eingehobenen Mauthgeldes war an den Erzbischof von Gran abzuführen. König Emerich macht im Jahre 1198 das Versprechen, daß er das Zehntel von den Mauthen in der Zips und Preßburg den Erzbischöfen von Gran geben wolle.[1]) Damit wollte er seine Vorgänger nachahmen, die aus dem Grunde, weil sie durch die Erzbischöfe von Gran gekrönt wurden, ihnen zum Danke ein Zehntel der königlichen Einkünfte überlassen hatten. Wenn auch später das Preßburger Urfahrrecht gänzlich der Hand des Königs entfiel, so verblieb das Recht der Einhebung des zehnten Theils davon auch fernerhin den Erzbischöfen von Gran insolange, bis der Erzbischof Thomas im Jahre 1306 zu Gunsten des Preßburger Probstes und des Preßburger Domkapitels darauf verzichtete.

Die Abtei von Pilis und die Abtei von St. Martinsberg blieben Eigenthümer dieses Rechtes bis in die jüngste Zeit, wenn es auch beim Genusse dieses Rechtes nicht ohne Processiren abgegangen ist. König Béla II. bestätigte im Jahre 1137 nicht nur allein der Abtei von St. Martinsberg diesen Theil, sondern verlieh ihr zugleich ein Drittel von allen im Preßburger Comitate befindlichen Mauthen.[2]) Diese königliche Schenkung erneuerte Béla IV. im Jahre 1262.[3])

Schon die Beschaffenheit des Urfahrrechtes als königliches Hoheitsrecht und der Übergang desselben in private Hände beweist zur Genüge, daß das Stadtgebiet nicht mit zum Gutsbesitze des Schlosses gehört hat. Dies wird aber um so einleuchtender, wenn wir einen andern Theil des Stadtgebietes, die sogenannte Wöbritz, betrachten.

Wir müssen voraussenden, daß die alte Wöbritz mit der heutigen

---

[1]) decimam tributorum in terra Scipiensi et in posonio. Bei Fejér: Cod. Dipl. II, 324. Bei Knauz: Mon. Eccl. Strig. I, 156.

[2]) Die Originalurkunde befindet sich im Archive der Abtei St. Martinsberg, Cap. 26. lit. D.

[3]) Die Originalurkunde befindet sich im Archive der Abtei St. Martinsberg, Cap. 13. lit. L.

Wödritz nicht identisch ist. Einst war dies ein ganzes großes Territorium. Heute bildet es nur mehr eine bescheidene Gasse zwischen dem Fischplatz und dem Kamme des Schloßberges. Der sogenannte Zuckermantl gehörte auch früher zum Areale der Wödritz. Daß das gesammte Territorium, welches sich am Abhange des Schloßberges vom Fischplatz an bis zu den aufgelassenen Steinbrüchen der Stadt und darüber hinauszieht, Wödritz hieß, sehen wir durch die Kürze der Benennung selbst gerechtfertigt. Der Name Wödritz stammt nämlich von dem Bache Wödritz her. Dieses Wasser entspringt im Preßburger Comitate in der zwischen Ratzersdorf und Paulenstein gelegenen Gegend, zwischen den Bergen Erdödy und Hajdu, und fließt in ziemlich schnellem Laufe zwischen Karldorf und Preßburg in die Donau. Es hat auch einen Nebenbach, der unter dem Namen kleine Wödritz bei Karldorf in die Donau mündet. In Urkunden des 13. Jahrhunderts kommen beide Wödritzbäche unter den Namen Wydricha, Wydurcha, Widricha, Nog Wyzdrice und Ozzywizdrice (deutsch auch: Weidritz) vor.[1]) Daß unter Ozzywizdrice die kleine Wödritz zu verstehen ist, das geht nicht allein daraus, weil sie der großen Wödritz gegenüber liegt, sondern auch aus der Benennung selbst hervor, denn Ozzy ist nichts anderes als das ungarische Aszu d. i. trocken, dürr, welches Wort in unserer alten Hydrographie gar nicht selten erscheint.[2]) Wenn das Territorium, das seinen Namen von diesem Bache erhielt, sich heute nicht bis dorthin erstreckt, wo dieses Wasser läuft, so beweist dies ganz klar, daß sich dieses Territorium im Laufe der Zeit sehr verringert hat. Dies kann nur so geschehen sein, daß Preßburg in seiner späteren Ausdehnung den Zuckermantl genannten Theil auf dem Raume erbaut hat, der sich zwischen dem Bache Wödritz und dem Stadttheile Wödritz befand.

Für die vergangenen Zeiten haben wir uns daher alles als Wödritz vorzustellen, was sich vom heutigen Fischplatz bis zum Mühlthale und auch darüber hinaus erstreckt. Dann werden wir gewiß nicht leicht in die Versuchung fallen, diesen ganzen Complex als dem

---

[1]) Fejér: Cod. Dipl IV. I, 349. Wenzel: Ebenda IV, 306. 310. 311.

[2]) Ortvay: Die alte Hydrographie von Ungarn (ung.) II, 83. 84.

Schlosse Preßburg zugehörige Gründe zu erachten und zwar lediglich deßhalb, weil wir in einer Urkunde von auf der Wödritz befindlichen Waldhegern des Schlosses Preßburg lesen. Im Jahre 1288 verlieh[1]) nämlich König Ladislaus IV. dem Grafen Jakob, Richter der Stadt zu Preßburg, den Besitz der Waldheger des Schlosses Preßburg auf der Wödritz und das Preßburger Kapitel hat auch diesen königlichen Schenkungsbrief[2]) für Jakob „über die Besitzungen Wydrice" [super possessionibus Wydrice] umschrieben (transcribirt). Diese Urkunde ist nun sehr geeignet, auf den ersten Moment die Meinung hervorzurufen, die Wödritz habe zum Preßburger Schloßbesitze gehört. Wenn wir aber die Urkunde aufmerksamer lesen, so kommen wir wol von selbst darauf, daß darin nicht von der ganzen Wödritz die Rede ist, sondern nur von jenem Theile, der zwischen den beiden Bächen, der kleinen und großen Wödritz, hineinfällt. So genau verzeichnet die Urkunde die Grenzen des Schloßbesitzes, daß wir bei ihrem Aufsuchen keinen Irrthum begehen können. Es sind nämlich die Schloßgründe auf der Wödritz gemeint, mit welchen Nutznießungen verschiedener Art zusammenhingen als Eimerabgabe, Mühlgerechtigkeit, Inseln, Meierhöfe, Wiesen und Wälder. In ihrer Ausdehnung erreichten sie an 30 Ackerhufen.[3]) Sie erstreckten sich in der Länge von der Donau an bis zur Straße nach Stampfen und in der Breite vom großen Wödritzbache bis zum kleinen Bache Ozziwydrice. Diese Ozziwydrice trennte die Gründe des Preßburger Schlosses von denen des Schlosses von Theben.[4]) Das ganze Territorium hatte der König dem Richter Jakob und seinen Nachkommen derart als königliche Schenkung verliehen, daß darin die Gerechtsame der Grafen von Preßburg und seiner Hörigen keinerlei Gewalt habe oder ausüben dürfe.[5])

---

[1]) terram custodum silve castri nostri Posoniensis retro ipsum castrum Posoniense constitutam inter duos fluuios Wydriche nuncupatos. Wenzel: Ebenda, IV. 310—312.

[2]) Die Originalurkunde im Stadtarchive. Vaterl. Dipl. (ung.) 109 bis 110.

[3]) Ein aratrum oder eine Ackerhufe machte nach einer Urkunde vom Jahre 1296 des Conventes von Tihany 130 Joche aus. Fejér: Cod. Dipl. IX. VII, 720. Außerdem Knauz: Magyar Sion, III, 715—716.

[4]) Wenzel: Ebenda, IV, 310—312.

[5]) a iurisdiccione et proprietate eiusdem castri nostri et Comitis sui,

Wenn man nun des Gesagten eingedenk bleibt, so erleidet es keinen Zweifel, daß wir vom heutigen Fischplatz oder dem Anfange der Wödritzgasse ausgehen und die ganze Wödritz, den Zuckermantl d. i. die Zuckermantler Lände durchschreiten müssen, um die vom XI. bis zum XIII. Jahrhunderte bestanden habenden Schloßgründe zu erreichen. Wir müssen an dem katholischen, an den beiden israelitischen Friedhöfen vorüber und die ins Mühlthal führende Baumallee durchwandeln. Endlich gelangen wir am Ende derselben hinab in das Mühlthal, auf dessen Grunde der große Wödritzbach ruhig dahinfließt. Wenn wir dann bei der ehemaligen ersten Landmühle, jetzt Villa Lanfranconi, gegenüber der Statue des h. Johann v. Nepomuk, die hölzerne Brücke betreten und in die Straße nach Karldorf einlenken, dann erst stehen wir auf den Gründen der hörigen Waldheger. Diese Gründe liegen von dem westlichen Theile des heutigen Preßburg so weit weg, daß man nur mit gänzlicher Mißdeutung der topographischen Verhältnisse den als Schenkung verliehenen Besitz des Richters Jakob mit dem heutigen Grunde unter dem Schlosse verwechseln kann.

Ja es gibt sogar einige Anzeichen, die fast darauf hinweisen, daß der zwischen den zwei Wödritzbächen liegende Grundbesitz nicht in seinem ganzen Umfange Schloßgut gebildet hat. Man wird nämlich überrascht, daß die Preßburger Bürgerschaft gleich ein Jahr darauf, also 1289[1]) wegen dieses Besitzes mit Jakob in einen Proceß gerieth. Jakob war damals nicht mehr Richter der Stadt. Worin das eigentliche Wesen des Processes bestanden hat, vermögen wir aus der Urkunde nicht anzugeben. Doch läßt es sich leicht ahnen. Die Bürgerschaft der Stadt konnte sich mit ihrem gewesenen Oberhaupte kaum wegen etwas Anderem entzweien, als deßhalb, weil Jakob außer auf Schloßgründe auch auf Stadtgut seine Besitztitel ausgedehnt hatte. In der Urkunde vom Jahre 1288 verzeichnet König Ladislaus die Grenzen seiner Schenkung genau, als welche der kleine Wödritzbach und die Straße nach Stampfen genannt werden. Die heutige Straße nach

et jobagionum suorum excipientes, auctoritate presencium, et pariter, eximentes .... Wenzel: Ebenda, IV, 310.

[1]) Die Urkunde spricht vom Jahre 1287. Das ist offenbar ein Irrthum (ob im Originale oder in der Copie?).

Stampfen läuft ganz auf der Spur der alten einher. Es ist dieselbe Straße, auf welcher man, ob man aus dem Mühlthal oder aus dem Tiefen Weg kommt, zum Eisenbrünnel fahren kann. Bevor wir aber zur Rothen Brücke gelangen, müssen wir uns von der heutigen Patronenfabrik aus links gegen Blumenau halten, von wo aus dann die Straße über Bisternitz nach Stampfen führt. Nun ist es sehr wahrscheinlich, daß diese Straße einst die Grenzscheide zwischen den Schloßgründen von Preßburg und Stampfen bildete, denn in Stampfen befand sich ebenso eine Schloßgespanschaft wie in Preßburg.[1]) Wir glauben kaum, daß bei einer solchen genauen Grenzbezeichnung betreff des Besitzes der Preßburger hörigen Waldheger irgend ein Mißverständniß hat entstehen können. Wenn ein solches vorhanden war, so wäre es damals entstanden, als im Jahre 1288 die königliche Verleihung geschah. Der Proceß ist aber um ein Jahr später, nämlich erst im Jahre 1289 angestrengt worden und daher stellt es sich um vieles glaubwürdiger dar, daß das Substrat des Processes nicht außerhalb der Wödritz, sondern innerhalb derselben lag. Der Richter Jakob hielt sich wahrscheinlich auch für den Besitzer des linken Ufer des Wödritzbaches und erklärte sich somit als solcher an einem Orte, wo bereits die Stadt Herr war.

Diese Thatsache allein würde am ehesten erweisen, was wir schon aus dem Gesagten für bewiesen erachten, daß die Gründe am Abhange des Schlosses, die heutige Wödritz und der Zukermantl, kein Schloßgut waren, sondern Territorium der Stadt bildeten. Dem Proceß machte übrigens ein gütlicher Ausgleich ein Ende. Jakob that das Versprechen, den Nutzen des Gemeinwesens zu fördern d. h. er gab nach unserer Interpretation das usurpirte städtische Territorium aus der Hand und stellte es der Bürgerschaft zurück, die ihn sodann dafür im ungestörten Besitze des ihm vom Könige verliehenen Schloßgutes beließ.[2])

In der vorhin dargelegten Annahme bestärkt uns umsomehr auch eine zweite Thatsache, die uns über den Preßburger Schloßabhang aus dieser Periode aufbewahrt worden ist. Auf diesem Schloßabhange baute

---

1) Fejér: Cod Dipl. V. I, 130. VIII. III, 83. VIII. VII., 184. Wenzel: Ebenda, IV, 218. VIII, 336. IX, 251.

2) Wenzel: Ebenda, IV, 306.

der Abt von Pilis nicht nur den befestigten Thurm, sondern auch Häuser und Höfe in dessen Nachbarschaft, was nur dann möglich war, falls dieses Territorium kein Schloßgut bildete. Der König schätzte solchen Kostenaufwand von Seite des Abtes hoch und befreite ihn zum Lohne von allen nach diesen Häusern zu bezahlenden Abgaben.

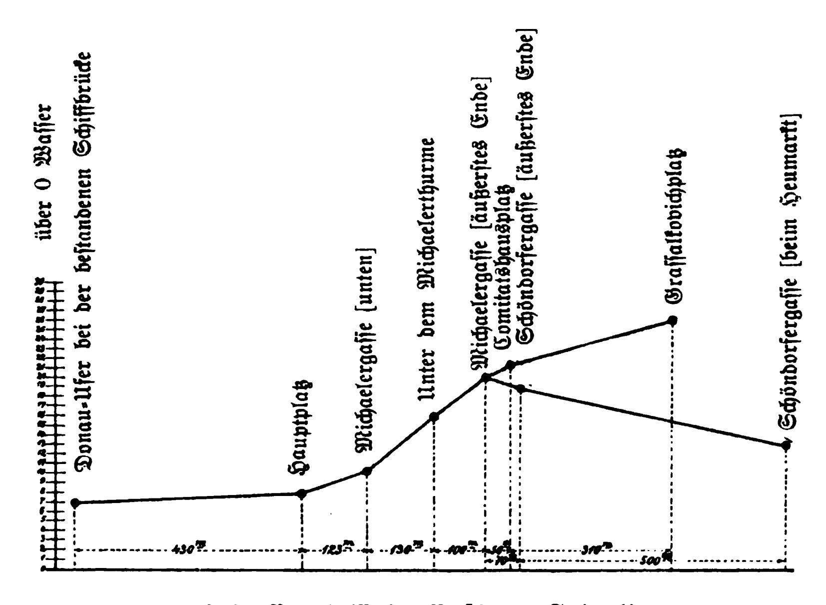
Auch die Weingärten, in deren Besitz der mehrerwähnte Abt gelangte, lagen im Weichbilde der Wödritz. Nach einer Urkunde vom 28. Juni 1254 gehörten zur Piliser Abtei die im Preßburger Weichbilde liegenden Weingärten: Khürsner mit dem andern Namen Haffner, Khürsner mit dem andern Namen Schmidl, Zwettler mit dem andern Namen Volradl, Zwettler mit dem andern Namen Schmidl, Thonau-Leuttn und Hochweingärten.[1]) Die Abtei hatte jedenfalls nicht unbedeutende Liegenschaften in Preßburg und alles weist darauf hin, daß dieser Besitzerwerb nicht durch Schloßgut geschehen ist. Die gegen die Donau zu liegende Seite des Schloßberges außer den Mauthschranken des Zuckermantl trägt heute noch lachende Weingärten, Kirschbaumpflanzungen und an den einzelnen Abhängen gelten heute noch die alten Riedbenennungen: Donauleuthen und Hochweingärten.

Was einen andern Theil des Preßburger Stadtterritoriums, Schöndorf (ung. Széplak), betrifft, so sind wir der Ansicht, daß dieses wirklich Schloßgut war. Schöndorf breitete sich da aus, wo sich heute die Schöndorfergasse befindet, welche schon in alter Zeit und auch heute noch die „Ungar-Gasse" (ung. Magyarutcza) heißt. Ihr alter ungarischer und deutscher Name versichert mithin gleichmäßig, daß die Insassen des 13. Jahrhunderts auf diesem Grunde Ungarn (Magyaren) waren. Kaum war es mehr als eine Gasse. Dieselbe war von Weingärten umfangen, die auch urkundlich erwähnt werden. Im Jahre 1279 verkauften Jakob, Johann und Andreas, die Söhne des obenerwähnten Wödritzer Gutsherrn, des Adeligen Jakob, ihren verödeten Weingarten gelegen auf dem Gebirge von Schöndorf.[2]) In

[1]) Archiv der Abtei von Zircz. II, 923. 64. Békefi: Ebenda, I, 207.

[2]) vineam suam desertam sitam inter vineas Ecclesie Posoniensis in montibus ville Zeplok. Original im Archive des Preßb. Domkapitels. Wenzel: Ebenda, IV, 207.

diesem Berichte überrascht die Erwähnung des Gebirges, denn den heutigen Bewohnern von Preßburg scheint es, daß in der Gegend der Schöndorfergasse keine Rede vom Gebirge sein könne. Die Urkunde charakterisirt aber trefflich die Topographie dieser Preßburger Gegend. Man kann sich davon sehr leicht Überzeugung verschaffen, wenn man von der Donau aus herkommend, entweder durch die Michaelergasse oder über den Marktplatz und König-Ludwig-Platz in die Schöndorfer-



17. Höhen-Verhältnisse des Preßburger Stadtgebietes.

gasse geht. Das Terrain hat da eine solche Erhöhung, daß es der zu erbauenden Tramway keine geringe Schwierigkeit verursacht. Die Kirche zur h. Dreifaltigkeit und das in ihrer Nähe gelegene Comitatshaus liegen über dem Donauspiegel bei Null um 21 Meter höher im Niveau und wer nun von der Schöndorfergasse durch die Holzgasse gegen die Stadt oder die Eisenbahn zu geht, der spürt im Gehen ganz gut die nahmhafte Terrainerhöhung. Wenn wir uns nun dieses Bereich unserer Stadt in seinem Zustande von XI. bis zum XIII. Jahrhunderte vorstellen, ohne ein- und zweistockhohe Häuser, sondern nur mit niedrigen kleinen Häusern und Hütten in ganz geringer Zahl besiedelt,

so werden wir leicht begreifen, daß der Schreiber des Diplomes aus dem XIII. Jahrhunderte ganz gut vom Schönborfergebirge sprechen konnte.[1])

Wir dürfen daher in dieser Richtung keine Einwendung gegen die Angabe des Diploms erheben und haben auch keine. Eine Einwendung unsrerseits trifft es nur darum, weil es nichts davon sagt, wie die Söhne Jakob's in den Besitz des Weingartens von Schöndorf gekommen sind. Es kann — so meinen wir — wol nicht bezweifelt werden, daß diese Erwerbung auch durch königliche Schenkung geschehen ist, ganz so wie auf der Wödritz, wo der König an Jakob nicht Stadtgut, sondern Schloßgut vergab. Der in Schöndorf vergabte Weingarten gehörte zum Schlosse, denn wie einst auf den Gründen zwischen den beiden Wödritzbächen die zur Schloßgespanschaft gehörigen Waldheger hausten, so wohnten in Schöndorf Hörige, welche Weinbau betreiben mochten. In dieser Ansicht bestärkt uns die Urkunde Ladislaus IV. vom Jahre 1288. Der König verleiht den Bürgern von Preßburg in Ansehung des großen Schadens, den dieselben durch die Verwüstungen des Böhmenkönigs erlitten hatten, den Besitz von Schöndorf, worin die Gäste des Preßburger Schlosses [hospites Castri Posoniensis] wohnen.[2]) Andreas III. hat diese Schenkung des Königs Ladislaus im Jahre 1292 bestätiget.[3]) Im Jahre 1297 ordnet er sogar die Vereinigung Schöndorfs mit der Stadt Preßburg zu dem Zwecke an, daß die arg zusammengeschmolzene Zahl der Einwohner Preßburgs auf diese Weise durch neue Insassen sich mehre und daß man andrerseits aus den abzu-

---

[1]) Wir haben an dieser Stelle anzumerken, daß sich noch heute auf dem Wege gegen Ratzersdorf im Weichbilde der Stadt eine Ried mit Weingärten Namens Lange Schöndorfer findet. Es ist nicht ausgeschlossen, daß in der in Rede stehenden Urkunde auch von diesem Territorium die Sprache sein kann, und in diesem Falle könnte man diese Angabe noch weniger bemängeln.

[2]) consideratis ipsorum (civium) inediis et paupertatibus, ut hy, qui de nostris civibus aufugerant, in eadem redirent civitatem, et per hoc ipsa eadem civitas nostra Regalis ampliari valeat et augeri, quandam villam Zeplak vocatam circa Posonium existentem, in qua hospites castri Posoniensis resident et morantur, memoratis civibus nostris de Posonio Original im Preßburger Stadtarchive. Wenzel: Ebenda. IV. 309.

[3]) Original im Preßb. Stadtarchive. Wenzel: Ebenda, V, 65.

tragenden Häusern von Schöndorf Material zur Verstärkung der Ringmauern der Stadt gewinnen könne.[1])

Aus dem Erzählten läßt sich nun von dem Verhältnisse, in welchem das Gebiet der Stadt während der Periode der Könige aus dem Hause der Árpáden zum Schlosse, beziehungsweise zur Schloßgespanschaft gestanden ist, ziemlich verläßliche Kunde gewinnen. Nachdem wir erfahren haben, daß die heutige Wödritz kein Schloßgut, Schöndorf und seine nächste Gegend aber Schloßgut waren, ferner daß die Donauurfahr als königliche Nutznießung in das Eigenthum des Obergespans und der Geistlichkeit überging, müssen wir unbedingt annehmen, daß die Entstehung solcher Besitzrechte auf dem Territorium der Stadt die Folge besonderer Umstände war. Nachdem das Urfahrrecht aus den königlichen Hoheitsrechten erflossen war, kann es dem völligen Verständnisse der Sache keinerlei Schwierigkeit bieten. Nun ist es aber auffällig, daß das dem Schlosse zunächst liegende städtische Territorium, der Schloßabhang (später erst Schloßgrund geheißen), nicht zum Besitze des Schlosses gehörte, wie etwa Schöndorf oder die Waldstrecke zwischen den beiden Bächen Wödritz, weil die Annahme dessen, daß irgend eine Burg das in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft gelegene Gebiet als zum eigenen Besitze gehörig occupirt hat, jedenfalls keiner Schwierigkeit unterliegt.

Darüber waltet natürlich kein Zweifel, daß bei ordnungsgemäßen Verhältnissen der heutige Schloßgrund etwas anderes als Schloßgut nicht hätte sein können. Weil dies aber nicht der Fall war, haben wir auf regellose Verhältnisse zu schließen. Diese bestanden nach unserer Ansicht darin, daß bei der Organisirung der Schloßgespanschaft das Territorium des Schloßabhanges (erst später Schloßgrund genannt) bereits occupirt war, und daher für das Schloß nicht mehr ausgeschieden werden konnte. Wie man aus unserer früheren Erzählung weiß, ist

[1]) Hospitibus nostris in civitate Posoniensi existentibus de munificentia Regia graciam duximus faciendam, ut populi de villa Zceplok existentes, se in civitatem nostram Posoniensem transferre debeant causa commorandi, illa et eadem libertate gaudeant, qua alii cives nostri de Posonio gratulantur, et omnia edificia dictorum populorum tam in lapidibus, quam in aliis constructa pro municione civitatis nostre antedicte duximus deputanda. Original im Preßburger Stadtarchive Wenzel: Ebenda, V, 170.

der Aufbau des Schlosses oder der Burg von Preßburg der Landeseinnahme der Ungarn vorangegangen. Am Abhange dieses Schlosses, dieser Burg, war Alt-Preßburg bereits im Wachsen, bevor es noch in die Hände seiner ungarischen Eroberer gekommen war. Während der ganzen Periode der Herzoge ist das Verhältniß zwischen der Burg und ihrem Burgabhange unbestimmt geblieben. Es lag auch kein Grund für die Herzoge vor, dieses Verhältniß eingehender zu regeln, denn die das Land erobernden Ungarn errichteten keine Schloßgespanschaften und konnten im Hinblick auf ihre Art der Kriegführung und angesichts ihrer auf Reiterei beruhenden Kriegsmacht solche Institutionen gar nicht einführen. Mit den in der neuen Heimath vorgefundenen Burgen und ihrem sogenannten Burgbann — hier der Schloßabhang — verfuhren sie in der Praxis derart, daß sie diese Burgen oder Schlösser in ihre Gewalt brachten und für sich sicherten. Bezüglich der Insassen des sogenannten Burgbannes — hier des Schloßabhanges, erst in späterer Zeit des Schloßgrundes — entschieden sie sich dahin, daß sie diese im Falle der friedlichen Huldigung ruhig in ihren Häusern und im Genusse ihrer Liegenschaften beließen.[1]) Auch für Preßburg ist gewiß diese Kriegspraxis zur Geltung gekommen. Das Schloß kam in ungarischen Besitz und die Insassen des Schloßbannes wurden ungestört gelassen. Als nun St. Stephan bei der Gründung der Monarchie die Schloßgespanschaften einrichtete, hat er bei der Ausscheidung ihres Grundbesitzes thatsächliche Rechte gar nicht verletzen können. Gewiß hat das Inslebenrufen solcher Institutionen wie der Schloßgespanschaften und Civilcomitate ihrem königlichen Gründer viele Sorgen verursacht. Zur Aufrechthaltung der Schloßgespanschaften bedurfte es nicht nur der Hörigen, der Dienstpflichtigen, sondern zum Lebensunterhalte der Letzteren hatte man auch fruchttragendes Ackerland nöthig. Wol standen dem Könige Gründe, welche durch die Geschlechter nicht besiedelt worden waren, in reicher Ausdehnung zu Gebote. Ihre Ausforschung und Vermessung aber verursachte nicht geringe Verwirrungen. Wie sehr nun der König die Besitzrechte der Geschlechter und ihrer einzelnen Glieder geschont hat,

[1]) Das geht aus jeder Seite des Anonymus hervor.

entnehmen wir zur Genüge daraus, daß die Gründe der Schloß-gespanschaften nirgends einen commassirten Complex, sondern nach allen Richtungen zerstreute, oftmals in ganz anderen politischen Comitaten liegende, zerstückelte Güter und Meierhöfe bilden.

Der Preßburger, gegen die Stadt vom Schloßabhange östlich liegende Schloßgrund, das heutige eigentliche Stadtgebiet, war ein bereits besiedelter Boden, den man für die Schloßgespanschaft nicht mehr auszuscheiden vermochte. Die Gegend von Schöndorf war noch unbewohnt. Erst zur Zeit der Könige ziehen die ungarischen Gäste dahin, ohne Zweifel zu dem Zwecke, um durch Weinbau den diesbezüglichen Bedarf der Schloßgespanschaft zu decken. Durch die Einverleibung des Bodens von Schöndorf in den Schloßverband, hat König Stephan I. keine persönlichen Besitzrechte geschmälert.

Eine eingehendere Kenntniß des Verhältnisses des Schlosses zum Stadtterritorium machen ungenügende Daten zur Zeit noch unmöglich. Doch auf eine Frage glauben wir schon jetzt eine ganz bestimmte Antwort ertheilen zu können. Nämlich auf die Frage, welchen Einfluß hat denn das Schloß bei seiner unmittelbaren Berührung mit dem Stadtgebiete auf das Wachsthum der Stadt als Gemeinwesen und auf das Aufblühen ihrer materiellen Verhältnisse ausgeübt?

Einer unserer hervorragendsten Geschichtsforscher antwortet auf diese Frage nicht eben günstig. Nach seiner Ansicht ist eine Militärorganisation bürgerlichem Leben und Treiben nicht förderlich. Sie konnte somit auch nichts zur Hebung dieses bürgerlichen Lebens beitragen in einer Zeit, in der nach damaligem Begriffe der Waffen tragende Stand Gewerbe und Handel als seiner nicht würdig erachtete und deßhalb jede derartige Beschäftigung nur dem untergeordneten Gesinde überließ. Die in Städten oder sonst an „gefreiten" Orten wohnende Bürgerschaft faßte daher aus diesem Grunde ihre Lage immer so auf, daß sie in den Dignitären der Wehrkraft nicht die Förderer ihrer Interessen, sondern im Gegentheil die Widersacher derselben erblickte.[1])

Daß es in Preßburg gewiß auch schon Zeiten gab, wo Stadt und

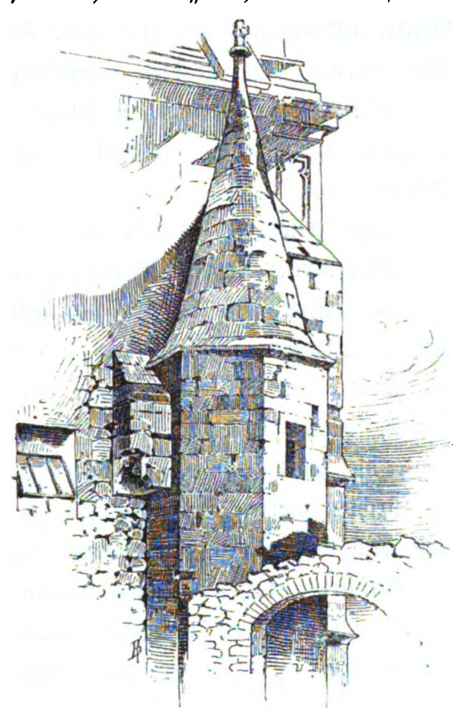
[1]) Pesty: Geschichte der Schloßgespanschaften (ung.) 134, 135.



18. Der Domthurm vom Schloßberge aus gesehen.

Schloß sich keiner friedsamen Eintracht erfreuten, spricht, auch wenn es Geschichtsbücher nicht aufbewahrt hätten, wahrheitstreuer als alles ein mächtiges Denkmal aus, das sich über die Häusermassen unserer Stadt mit Stolz emporhebt. Der Thurm unseres Krönungsdomes ist dieses Denkmal, welches, wie man sich gleich überzeugen wird, in der jetzt

behandelten Periode erbaut ward. Die stumm und trotzig aufragende Massigkeit dieses Domthurmes erzählt wirklich anschaulicher als jede Chronik. Nur muß man auf die Stellung und die Construktion des Thurmes bedacht sein, um seine Erzählung auch recht zu verstehen. Als der weltberühmte Dombaumeister von St. Stephan in Wien, Friedrich Schmidt, mit abfälligem Urtheile, den Thurm ein „Architektur-Monstrum" nannte, sah er nur als Architekt und warf als Baukünstler diese Kritik hin. Leider ist diese Kritik sehr einseitig und nicht gerecht. Der Domthurm verlangt einen ganz andern Standpunkt der Auffassung. Wir haben es schon gesagt, daß man vor Allem auf seine Stellung und dann auf seine Construktion Acht haben müsse. Seine Grundfesten reichen tief hinab in den sumpfigen Boden des einstigen Stadtgrabens und zwar so tief, daß, wenn dieser Stadttheil einst nivellirt werden sollte, das ganze Erdgeschoß des Thurmes unter den Boden zu liegen käme.



19. Das dem Domthurme angebaute Stiegenhäuschen.

Von seiner Basis bis zur Spitze schaut der Thurm einförmig dick, gedrungen und schwerfällig aus. Sein unterer Theil, wo Thürme gewöhnlich durchbrochen sind, damit man durch eine Thüre oder ein Portal eintreten könne, hat weder eine Thüre, noch ein Portal. Die zwei Fensteröffnungen, die man heute in seinem unteren Theile sieht, sind keine ursprünglich angebrachten Fenster, sondern erst später hergestellt, um der Geistlichkeit Licht zum Lesen des Chorgebetes in der Sakristei zu schaffen. Auch in seinen oberen Theilen finden sich wenig Öffnungen. Sie sind im ersten Stockwerke und in der Nähe des

schmucklosen Thurmhelmes, den Unverstand und Geschmacklosigkeit wie zum Spotte dem Thurme aufgesetzt haben. Noch mehr aber muß seine innere Construction auffallen, deren Eigenart darin liegt, daß er innen keine Stiege zum Aufgange besitzt, denn, was als Stiege in die oberen Geschoße führt, das steht schon außerhalb des Thurmes und ist späteres Bauwerk. Es ist somit klar, daß wer in den Thurm wollte, ursprünglich nur mit einer Strickleiter dahin gelangen konnte. Und warum nun all diese Sonderbarkeiten? Wegen nichts anderem als, weil dieser Thurm in seiner Uranlage eigentlich nur für kriegerische Zwecke, nämlich als befestigter Thurm erbaut worden ist.

Wie wir aus gleichzeitigen und dieser Zeit nahe stehenden Chroniken wissen, wurde Preßburg am häufigsten von der Donauseite aus angegriffen. Es ist aber auch gewiß, daß es von der Gebirgsseite her die Schaaren seiner Feinde auf sich losmarschiren sah. Ob nun die Stadt von der einen oder von der anderen Seite aus berannt wurde, so viel ist gewiß, daß dort, wo der befestigte Thurm des Domes steht, die Stadt am allerwenigsten von einem äußeren Feinde Unheil zu fürchten hatte. Das Terrain, das sich hier zwischen der Stadt und dem Schloßberge zusammendrängt, ist nicht so gestaltet, daß es den Ansturm großer Belagererhaufen ermöglicht. Überdies wäre eine Schaar belagernder und stürmender Feinde in zwei Schußlinien hinein gerathen, deren eine vom Schloße, deren andere von der Stadt ausging. Daraus ist nun leicht zu begreifen, daß der gedrungen gebaute Domthurm nicht gegen einen äußeren Feind, der aus der Weite herkam, erbaut worden war, wol aber gegen einen inneren, oder besser gesprochen, oberhalb gelegenen Feind, der im Schlosse hauste und von da aus seine Angriffe auf die unter ihm liegende Stadt ausführen konnte. Unser Domthurm deutet demnach wie eine in Granit gehauene Hieroglyphe auf die Fehden hin, die sich zwischen der Schloßmiliz und der Stadt abspielten. Wer also dies weiß, hat nicht nur das harte einseitige Urtheil des Baukünstlers sehr zu mildern, sondern auch anzuerkennen, daß die nahe Lage des Schlosses zur Stadt nicht immer für das Wohl der Letzteren und ihre Entwicklung heilsam war.

Gegen keine Lehre der Geschichte jedoch dürfen wir voreingenommen erscheinen. Wenn es auch ausgemacht ist, daß die Berennung der Stadt vom Schlosse aus in einzelnen Fällen die Verwüstung des Stadtgebietes nach sich zog, so bleibt es immerhin Thatsache, daß gerade unter dem Schutze und der Hut dieses Schlosses die Stadt in friedlicherer Entwicklung vorwärts streben konnte. Das Mittelalter war das Zeitalter des Ritterthums, aber nicht nur des Ritterthums im edleren Sinne, sondern auch des Raubritterthums, das so entsetzliche Spuren in der Geschichte bei uns und anderswo zurückgelassen hat. Man braucht nur diese Seiten der Weltgeschichte ein wenig durchzublättern, um einen Begriff von den Bedrückungen einer zügellosen Gewaltthätigkeit zu erhalten. Wir glauben, daß man sich dann leicht mit dem Gedanken befreunden kann, daß ständige Garnisonen in der Geschichte einer Stadt oder eines sonstigen Ortes große Verdienste aufweisen können. Das Schwert ist nicht jederzeit das Symbol der Verwüstung und Citadellen sind nicht immer identisch mit der über die Freiheit des Volkes und der Bürger sich hinwegsetzenden Tyrannei. Es ist daher geboten, militärische Institutionen gelinder zu beurtheilen, wenn man deren Werth auf dem Gebiete der Culturgeschichte zu ermessen hat. Wir werden sehen, daß Preßburg mehr als einmal seine Errettung dem Schlosse zu verdanken gehabt hat.

Die Institution der Schloßgespanschaft besaß als solche ohnedies kein langes Leben. Sehr bald wurde sie in ihren Grundfesten erschüttert und begann in ihrer Wirkung zu erlahmen. Zu Ende des 13. Jahrhunderts ist von ihr fast nicht mehr die Rede und nichts charakterisirt ihr Erschlaffen mehr, als die Erklärung Andreas III. in einer Urkunde vom Jahre 1299. Nach derselben macht er die Schloßhörigen aus Fél-Abony von ihrem ersten und ursprünglichen Stande frei und zu Adeligen des Landes, damit die Anzahl der Kriegsleute vermehrt werde.[1]) Die Hörigen also, welche nach dem Wesen der Schloßgespanschaft die geborene Kriegsmiliz der Monarchie bildeten, waren schon zu Ende des 13. Jahrhunderts so sehr ihrer ursprüng-

[1]) ut numerus Bellatorum augeatur. Fejér: Cod. Dipl. VI. II 190.

lichen Bestimmung entfremdet, daß man sie sogar adeln mußte, damit sie von neuem dieser ursprünglichen Bestimmung entsprächen.

Dennoch meinen wir, daß die Schloßgespanschaft als Militär-organismus auch in jenem Falle das Aufblühen der Stadt nicht hätte hindern können, wenn sie als Institution weniger geschwächt worden wäre. Preßburg besaß eben in seiner geographischen Lage das Unterpfand seiner Entwicklung. Kaum gibt es hiefür etwas lehrreicheres, als eine die Bodengestaltung treu darstellende Karte. Wir sehen auf derselben, daß die kleinen Karpathen in ihrem nordöstlichen Abfalle zwei ebene fruchtbare Gegenden auseinanderscheiden, welche einerseits von der March, andererseits von der Waag begrenzt werden. Die Thäler der March und der Waag bildeten für Völker und Waaren eigene Verkehrsstraßen und hatten demnach vom Beginn an historische Bestimmung. Wir haben dies schon bei der Skizzirung der Geschichte von Preßburg im Alterthume gehörig betont. Dort haben wir darauf aufmerksam gemacht, daß man in Maaßt und Stampfen auf römische Ruinen stieß. Es ist völlig gewiß, daß die römische Militärstraße, die aber zugleich Handelsweg war, an der Stelle lief, wo heute die Landstraße von Preßburg nach Stampfen führt. Andrerseits überzeugt wieder die von St.-Georgen, Bösing und Modern im Mittelalter eingenommene kommunale und commerzielle Position hinlänglich, daß der große Handelsweg des Waagthales mit der Straße von Preßburg nach Modern zusammenfallen mußte. Wie kommt es nun, daß die Marchthalstraße von Stampfen nicht directe nach Theben ihre Richtung nahm, wo sie überdies die Mündung der March in die Donau erreicht hätte?

Es läßt sich nicht läugnen, daß dies die natürliche End-Abzweigung der Marchthalstraße gewesen wäre, wenn sich ihrem Laufe nicht ein Hinderniß entgegengestellt hätte, das Handel und Wandel von beiden Seiten des Abfalles der Karpathen in eine andere Richtung drängt. Die Stampfner Landstraße weicht bei Bisterniß von der Richtung nach Theben ab und nähert sich in der Form eines Viertelkreises Preßburg. Der Thebner Kogel und das Gebirge von Kaltenbrunn stehen im Wege. Vor diesem wichen Barbaren, Römer und alle ihnen folgenden Culturvölker zurück. Selbst die Ingenieure der modernen Zeit,

welche hier die königlich-ungarische Staatsbahn bauten, umgingen dieses Hinderniß. So vereinigten sich die Ausgänge zweier großer, zwischen der mittleren Donau und der Ostsee liegenden Durchzugsthäler in eigenthümlicher Weise gerade bei Preßburg und verliehen dem Orte seine Bedeutung in gleicher Form, wie die über die Alpen führenden Kriegs- und Handelsstraßen, da wo sie sich kreuzen oder bei einem Strome endigen, bis heute blühende, große Städte ins Leben gerufen haben.



VI.

Religiöses Leben. Christliches Alterthum. Die Frage des avarischen Bisthumes von Preßburg.

Der römische Legionssoldat, der mit Schild und Speer die Größe des Reiches erweiterte, war nicht allein Eroberer, sondern auch Civilisator. Seine Straßen waren nicht lediglich militärischer Natur, sondern sie waren zugleich Handelswege. Wo er eroberte und Land in Besitz nahm, da kolonisirte er auch und führte in diese Kolonie römische Cultur ein. So geschah es, daß in unserer Heimat mit dem Einzuge der Römer und deren ständiger Niederlassung die Keime der westlichen Civilisation Wurzel fassen konnten. Ob wir das römische Pannonien betrachten oder auf das römische Dacien den Blick werfen, hier und dort begegnen wir zahllosen Erscheinungen der römischen Cultur. An den Niederlassungsorten begann das municipale Leben, der Sinn für das Gemeinwesen, zu erwachen. Überall trat römische Rechtspflege in Kraft. Die gesellschaftlichen Verhältnisse wurden ganz umgestaltet. Das Handelsleben belebte ein großartiges Straßennetz. Kunst und Luxus ging Arm in Arm mit diesen Factoren. Amphitheater, Wasserleitungen, kalte und warme Bäder wurden unentbehrliche Lebensbedürfnisse. Wenn auch der Unterschied zwischen Rom und den Provinzialhauptstädten wie: Carnuntum, Aquincum oder Sarmizegetusa ein riesiger war, so konnte man dennoch in jeder dieser einzelnen Städte den matten Abglanz der großen Roma erkennen.

Wenn nun der Legionär Roms als so gewaltiger Träger römischer Cultur erscheint, so kann es gewiß nicht überraschen, daß er auch der Verbreiter des religiösen Lebens in den neu occupirten Provinzen war. Wenn wir die mit Inschriften versehenen Denkmäler Pannoniens und Daciens prüfen, so nehmen wir auf der Stelle wahr, wie durch die Soldaten der römischen Legionen religiöse Culte aus den uns entlegensten Gegenden verbreitet wurden. Die Namen römischer, syrischer und persischer Gottheiten lesen wir auf Votivaltären, je nachdem diese römischen Garnisonen in unserer Heimat aus italischen oder asiatischen Legionen bestanden.

Unter allen diesen religiösen Denkmälern fesselt uns am meisten, daß zwischen ihnen auch christliche religiöse Gegenstände nicht mangeln. Unter den bei uns zurückgebliebenen Stein-, Thon- und Glasgegenständen der versunkenen Römerwelt, finden wir auch unzweifelhafte Denkmäler des christlichen Alterthumes. Auf einem in Daruvár gefundenen Ziegel findet sich das Labarum des Christenthums ☧ und die den Anfang und das Ende bedeutenden griechischen Buchstaben A und Ω.[1]) Auf einem ebenfalls dort aufgefundenen Steinfragmente sehen wir wieder dieses Labarum.[2]) Auf einer in Sissek gefundenen Lampe kommt das Labarum als Stempel vor.[3]) Die Handhaben der Inschriftstafel des in dieser Stadt gefundenen großartigen Steinsarges sind mit Monogrammen Christi geschmückt.[4]) Das dort zu Tage gekommene Grab einer gewisser Felicissima ist außer mit dem Monogramme Christi auch mit dem A und Ω geziert.[5]) Alle diese Denkmäler sind ebenso viel wirkliche als unumstößliche Reste des christlichen Alterthums.

---

[1]) Ljubic: Inscriptiones quae Zagrabiae in Museo Nationali asservantur, 1876. Bojničić: Archäologischer Anzeiger (ung. Zeitschrift) XIII, 25.

[2]) Ebenda.

[3]) Ebenda.

[4]) Gruter: Inscriptiones antiquae, 1060, 1. Farlati: Illyricum sacrum, V, 319. Muratori: Thesaurus veterum Inscriptionum, 1941, 7. Mommsen: Corpus Inscriptionum Latinarum, III. I, 516. w. 3996. Marsilius: Danubius Pannonico-Mysius, II. tab. 44. Krainz: Mittheilungen für Krain, 1859, 44. Rómer: Arch. Anzeiger (ung.) III, 251—252. Außerdem Ljubic und Bojničić an den obenerwähnten Stellen.

[5]) Mommsen: Corp. Inscript. Lat. III. I, 506. 3996.

Innerhalb der zwei gegenüberliegenden Seiten des Giebel-Deckels eines in der jenseits der Donau liegenden Gegend Ungarns, in Fünfkirchen, aufgefundenen Sarkophages aus gebranntem Thon waren zu Häupten und zu Füßen des Leichnams zwei in Kreisform gefaßte gemalte Monogramme Christi zu sehen.[1]) Zweifellos beweisen die aufgefundenen Sarkophage, daß das berühmte Cubiculum von Fünfkirchen, welches in den Provinzen innerhalb der Alpen seines Gleichen nicht hat, eine christliche Begräbnißstätte oder ein Coemeterium des IV. Jahrhunderts umschloß.

Das von Fünfkirchen weiter gegen Nordwesten zu liegende Steinamanger, das antike Sabaria, die Geburtsstätte St. Martins, Bischofs von Tours, und des St. Leonian, Abtes von Vienne, ist ein noch ergiebigerer Fundort. Viele, die in die vierte Abtheilung der, wahrscheinlich aus der Zeit nach Kaiser Gordianus stammenden, Begräbnißstätte von Sabaria ihre Todten begruben, gebrauchten schon öfter das Monogramm Christi. Einer unserer heimischen Alterthumsforscher behauptet, wo er an diesem Orte eine Inschrift gefunden habe, sei stets dies Monogramm mit angebracht gewesen.[2])

Von altchristlichen Grabinschriften bewahrt auch das National-Museum drei.[3]) Zwei mit dem Monogramme Christi sind im Museum des archäologischen Vereines von Steinamanger zu finden. Die erste rührt von zwei Malern, die zweite von Aurelian und Leo, zwei Milchbrüdern her.[4]) Ein fünfter altchristlicher Grabstein, der des Florentinus, der „seine Ruhe in Gott unserem Vater und dessen Christus empfängt" [qui requiem adcepit in Deo Patri nostro et Christo eius], ist wohl in Verlust gerathen, aber unsere Inschriftensammler haben uns die authentische Inschrift aufbewahrt.[5])

---

[1]) Koller: Prolegomena in hist. Episcopatus Quinqueeccles. XIV. Fig. 7 Czobor: Arch. Anz. (ung.) XIII, 175.

[2]) Varsányi: Arch. Anzeig. (ung.) IV, 218.

[3]) Desjardins-Römer: Acta nova Musei Nationalis, 135. 207. 208. Mommsen: Corp. Inscript Lat. III. I, 4190 4217. 4220.

[4]) Mommsen: Ebenda 4218. und 4222. Lipp: Jahresbericht des Eisenburger archäologischen Vereines (ung.), 1874. LXV, 32—LXIX, 36. 86—88. Czobor: Arch. Anzeig. (ung.) XIII, 176.

[5]) Gruter: Inscript. 1052, 12. Mommsen: Corp. Inscript. III. I, 4221.

Das im National-Museum als seltener Schatz gehütete berühmte eucharistische Glasgefäß oder das diatretum macht es zweifellos, daß der Sarkophag von Szegßárd, worin dieses Glasgefäß gefunden worden ist, auch aus dem christlichen Alterthume stammt.[1])

Die altchristlichen Kunstdenkmäler und Sarkophage sind daher auf diese Weise zwischen der Drau und Save am zahlreichsten. In der Gegend jenseits der Donau kamen sie in Fünfkirchen, Steinamanger und Szegßárd vor. Somit kennen wir im Großen auch das Territorium, bis zu welchem die äußerste Endwoge des ersten Christenthums während der römischen Zeit hingespielt hat. Die alleräußerste Grenze dieses Territoriums erreicht in Ost-Pannonien nicht den Plattensee, in West-pannonien nicht die Raab. Weder in Aquincum (Ofen), noch in Bregetium (Alt-Szöny), noch, was hier besonders hervorgehoben werden muß, in Carnuntum, diesen reichen römischen Niederlassungsstätten, sind bis heute Denkmäler des christlichen Alterthumes vorgefunden worden.[2]) Was an Inschriften und geformten Gegenständen zu Tage kam, gehört alles dem römischen Heidenthume an.

Entsprechend den obenberührten Funden behandelt auch die niedergeschriebene Geschichte in treuer und lebendiger Weise den Fortgang der Strömung der religiösen Gesittung. Historische Daten erzählen, daß in Sirmium, dem heutigen Mitrovitza, in Mursa, dem heutigen Esseg, in Siscia, dem heutigen Sissek, in Petovium, dem heutigen Pettau, uralte Bisthümer bestanden.[3]) Aber es gibt keine einzige Angabe dafür, daß ein Bisthum in Sopianae, dem heutigen Fünfkirchen, oder an irgend einem Orte der oberen Donau existirt hat. In Sopianae gab es wohl viel Christen, aber trotzdem begreifen wir ganz gut, warum hier kein eigenes Bisthum gegründet worden ist. Die Diöcesen von Sirmium und Siscia entzogen diesem Orte den Wirkungs-

[1]) Kubinyi: Szegßárder, Alterthümer (ung.) 1857.

[2]) Unter den archäologischen Gegenständen des Deutsch-Altenburger Carnuntum-Museum's kommt wohl eine mit ☧ gestempelte Thonlampe vor. Da wir aber einem solchen Geräthe keine locale Bedeutsamkeit wie einem Sarkophage zuurtheilen, so halten wir die Lampe nicht für ein solches Argument, das unsere obige Behauptung wiederlegen möchte.

[3]) Hansiz: Germania Sacra, I, 21. Fejér: Cod. Dipl. I, 56. 62. 72.

kreis. Schon um vieles vortheilhafter war in dieser Hinsicht die Stellung Sabaria's, des heutigen Steinamanger. Zwischen den Bisthümern von Noricum, Dalmatien und Sirmium in der Mitte gelegen, eröffnete sich einem hier gegründeten Bisthume der geeignete Wirkungskreis. Aus dieser Ursache haben unsere Schriftsteller[1]) seine thatsächliche Gründung auch vermuthet, während jener Umstand die Thatsache seiner Existenz beweist, daß auf der im Jahre 326 abgehaltenen Synode von Trimi-num auch der Bischof Mogasius aus Sabaria erschien.[2])

Das Bisthum von Sabaria entsprach völlig den religiösen Bedürfnissen des innerhalb der Drau liegenden Pannoniens und es gab keinen Grund hiefür, noch außerdem entweder in Bregetium (Alt-Szöny), Scarabantia (Ödenburg), Salva (Gran) oder in Arabona (Raab) ein Bisthum zu gründen.[3]) Damit ist es aber auch klar, daß es auf der Stelle des heutigen Preßburg zu römischer Zeit weder ein Bisthum, noch überhaupt Christenheit gab.

Preßburg lag ohnedies abseits von jenem Wege, auf dem sich das Christenthum in antiker Zeit in Pannonien verbreitete. Dieser Weg in Pannonien war in den ersten Jahrhunderten des Christenthums ganz gleich mit dem Pfade, den es später im X. Jahrhunderte nach der Landeseroberung durch die Ungarn eingeschlagen hat. Dieser Pfad von zwei entgegengesetzten Richtungen, von Osten und Westen, ausgehend traf im Innern unseres Landes zusammen, was ganz naturgemäß ist, wenn man die geographische Lage unserer Heimat betrachtet. Als ein solches Stück Land, das zwischen dem römischen und griechischen Kaiser-

[1]) Haynald im Kirchenlexikon von Wetzer-Welte, IV, 661. Schröbl ebenda, VIII. 73. Lányi: Kirchengeschichte (ung.) I, 31.

[2]) Harduicus in seinem Werke: Collectio Conciliorum und Wissenschaftliche Sammlung (ung.) 1824. Heft IX, 62

[3]) Die Bisthümer von Bregetium und Scarabantia erwähnt Szalághi in seinem Werke: De statu Ecclesiae Pannoniae im dritten Bande und auch Lányi in seiner obenerwähnten in ungarischer Sprache verfaßten Kirchengeschichte Bd. I, 31. Das Bisthum von Gran wird von Rupp in dessen in ungarischer Sprache erschienenem Werke: Geographische Geschichte Ungarns I, I. 3. erwähnt. Auf wie unhaltbarer Basis das eine und das andere Bisthum erwähnt wird, geht aus dem Werke: Germania sacra von Hansiz, I, 21, hervor. Bezüglich Arabona siehe auch mein in ungarischer Sprache erschienenes Werk: Die kirchliche Geographie Ungarns I, 309—313.

thum, zwischen Rom und Constantinopel, mitten hinein fiel, erhielt es seine Cultur und seine Religion von den beiden im Gegensatze stehenden Weltgegenden her. Im X. Jahrhunderte erhielt der abendländische Einfluß ein größeres Gewicht als der morgenländische, wie dies die Ausbreitung der dominirenden lateinischen Kirche beweist. In den ersten Jahrhunderten aber war der morgenländische Einfluß um vieles mächtiger, was wieder das Aufblühen des Arianismus in unserer Heimat andeutet. Photinus und Germinus, die Bischöfe von Sirmium, waren Arianer und es war somit das persönliche Erscheinen des h. Ambrosius nothwendig, damit der katholische Bischof Anemius von Sirmium seinen Sitz einnehmen konnte. Die beiden Moesien und Dalmatien und zum Theile Noricum bildeten die Klammer, welche Pannonien mit den zwei großen Brennpunkten der beiden Religionen vereinte.

Die entgegengesetzten Wege, welche das erste Christenthum gegangen, trafen sich so ziemlich in dem Thale, welches durch den Lauf der Drau gebildet wird. Wie wir bereits erwähnten, ist bis zum Plattensee hinauf die neue Religion auf keinem der beiden Wege gekommen. Daß dies geschehen konnte, dafür war der Eintritt einer neuen politischen Situation nöthig: das Reich der Franken mußte bis an die mittlere Donau herankommen.

Der Erfolg der Karolingischen Waffen lenkte die Strömung der christlichen Ideen nämlich in eine neue Richtung. Wenn wir es auch nicht erweisen können, so bleibt es doch wahrscheinlich, daß einiges mehr gegen Norden zu liegendes Gebiet des alten Pannoniens in den Kreis der religiösen Umbildung hinein gezogen wurde. Was nun von der ehemaligen Grenzprovinz Roms thatsächlich christlich ward, wissen wir zwar nicht, wir haben aber davon Kunde, daß damals Carnuntum schon zerstört war und daß die durch Karl den Großen bezwungenen Avaren sich aus freien Stücken zur Annahme des Christenthumes bekannten.[1])

[1]) Die Gesandtschaft des Khan Tudun erklärte bei ihren Erscheinen, quod idem Tudun cum terra et populo suo se regi dedere vellet, et ejus ordinatione christianam fidem suscipere. Annales Bertiniani ad an. 795. Außerdem Eginhardi Annales ad an. 796.

Karl dem Großen kam gewiß nichts erwünschter als dieser Antrag. Nur die Annahme des Christenthums konnte das Gebiet des fremden Volkes dauernd für sein Reich sichern. Was nun von Avaren jenseits der Donau sich befand, wurde christlich.[1]) Diesseits der Donau wohnte aber auch ein großer Theil dieses Volkes, dessen Landgebiet ebenso wenig zur Weltmonarchie der Franken geschlagen wurde, als es früher zu Rom gehört hatte. In der geographischen Situation der Gegenden muß etwas zwingendes liegen, weil wir sehen, daß sie mit gleicher Kraft Römer und Franken zu gleichem Thun vermocht hat. Wie sich Rom begnügt hatte mit der clientelarischen Abhängigkeit der diesseits der Donau nomadisirenden Barbaren, so war Karl der Große mit der bloßen Unterjochung der Avaren am linken Ufer völlig zufrieden. Das geschah aber nicht, als ob der Franke den Römer nachahmen wollte, sondern weil im geographischen Character der Gegenden solche zwingende Kräfte sich offenbaren, denen Feldherrn sowohl wie Staatsmänner freiwillig ihre genialsten Pläne unterordnen.

Wenn ein berühmter französischer Schriftsteller das Gebiet zwischen der March und Waag als ein ebenfalls dem Frankenreiche einverleibtes hinstellt,[2]) so hat er sicherlich nur eine Behauptung niedergeschrieben, welche er mit gleichzeitigen und glaubwürdigen Zeugen nicht erhärten kann.[3]) Es ist aber auch nicht schwer, sich vom Gegentheile seiner Behauptung zu überzeugen. Als eine Folge des Krieges mit den Avaren haben wir die Errichtung der östlichen und südlichen Marken zu betrachten. Wir sehen nun, daß die Südmark Friaul, Istrien, Liburnien, das fränkische Dalmatien, Karantanien (das heutige Kärnthen, Krain, einige Theile

[1]) Epistola Alcuini ad Carolum Magnum, an. 796.

[2]) A. Thierry: Histoire d'Attila et de ses successeurs, Paris 1876.

[3]) Eginhard in seiner Vita Caroli Magni, cap. 15, zählt wol adpositam in altera Danubii ripa Datiam auch zu den eroberten Provinzen, aber es ist klar, daß er damit nichts anderes sagen will, als daß das Frankenschwert auch jenseits der Donau drüben siegreich war. Dies geht zur Genüge auch aus dem Gedichte des Paulinus von Aquileja hervor, welches dieser auf den Tod des Herzogs Erich von Friaul schrieb, worin er den Umfang der von Karl dem Großen erworbenen Provinzen klar hervorhebt. Bei Pertz in Eginhardi Vita Caroli Magni p. 37. Außerdem Dümmler: Die südlichen Marken des fränkischen Reiches, 14—15.

von Tirol, Steiermark), sowie von Pannonien den heutigen Theil von Croatien und Slavonien oder das zwischen der Drau und Save liegende Landgebiet umfaßt hat. Die östliche Markgrafschaft bestand hingegen aus Ober- und Unter-Pannonien bis zur Drau, sowie aus dem heutigen Österreich sammt dem Traungau. Die Grenze der Ostmark griff nicht über die March hinaus und so gehörten die heutigen Comitate von Preßburg, Neutra und Trencsin nicht zur fränkischen Weltmonarchie.

Nachdem die Avaren diesseits der Donau sich zur Annahme des Christenthumes bereit erklärt hatten, versteht es sich von selbst, daß sie die neue Religion nur vom Westen empfangen konnten. Nicht so sehr deßhalb, weil sie näher zu den christlichen Völkern des Abendlandes wohnten, sondern hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Christenheit des Abendlandes bei der Bekehrung der Völker eine kräftigere Hefe bildete. Byzanz (Constantinopel) war in der Bekehrung viel zu lau, als daß es ein erfolgreicher Missionär für Heidenvölker gewesen wäre. Ja wir vermuthen sogar, daß Byzanz viel lieber das Verbleiben der Avaren im Heidenthume als deren Christianisirung wünschte. Byzanz hatte nämlich die Gewißheit, daß mit der Annahme des Christenthumes sofort die Klammer geschmiedet sei, welche das in seiner alten Barbarei furchtbare Volk mit dem Weltreiche des Abendlandes völlig zusammenfügen werde. Dem entgegen hätte das heidnische Avarenthum in fränkischer Nachbarschaft stets ein den Franken gefährliches Volkselement gebildet. Karl der Große sah dies aber eben so ein und beeilte sich darum die günstigen Verhältnisse zu Gunsten seiner Politik und seines Reiches auszunützen.

Nun können wir aber von ihm, dessen Politik Klugheit, dessen Auftreten Kraft und Entschlossenheit beweist, nicht voraussetzen, daß er für dieses Volk außerhalb der Grenzen seines Reiches ein Bisthum errichtet hätte. Darum vermögen wir auch die Ansicht älterer und neuerer Historiker nicht zu theilen, nach welchen der Sitz des von ihm gegründeten avarischen Bisthumes in Preßburg war.[1])

[1]) So schreibt Schröder (Geschichte Karl des Großen, Leipzig 1850. S. 100) und nach ihm Ivánffi im Jahrbuch der archäol. Landesgesellschaft (ung.) 1879—1885 S. 167 und 171, daß „Eugen II. als Bischof der Avaren den Theodorikus ernannt und Preßburg zu dessen Bischofssitze bestimmt habe, indem

Wenn wir die Basis dieser Behauptung untersuchen, können wir uns übrigens leicht von ihrer Unhaltbarkeit überzeugen. Sie beruht auf nichts Anderem, als auf der irrigen Auslegung einer Bulle Pabst Eugen's II. Es ist dies die Bulle, auf welche sich Piligrim, der Bischof von Passau, berief, als er, seine eigene hierarchische Suprematie beim heiligen Stuhle durchzusetzen, bestrebt war. Unter den neuen Geschichtsforschern ist es größtentheils schon allgemeine Ansicht, daß die in Rede stehende Pabstbulle eine Fälschung Piligrims selbst ist.[1]) Es liegt kein Grund vor, daß wir hier die Glaubwürdigkeit dieser oder anderer in Sachen der Erwerbung der kirchlichen Suprematie seitens Piligrims vorgewiesenen Bullen untersuchen, denn, wenn auch diese Bullen noch so gefälscht sind, das eine ist unbedingt wahr an ihnen, daß sie betreff der Ortsnamen und der bestandenen Bisthümer keine betrügerischen Daten angeben konnten, weil Piligrim selbst durch deren Erdichtung seine Fälschung zu einer Zeit entlarvt hätte, wo sich Leute noch unbedingt daran erinnern mußten, ob solche Personen und solche Bisthümer existirt hatten oder nicht. Von diesem Standpunkte ausgegangen ist es gewiß, daß in der hierher gehörigen Bulle Eugen's II. die Personen richtig genannt und die geographischen Benennungen wahr sind.[2]) Solche Benennungen haben die in der Bulle erwähnten Bisthümer, an deren Bischöfe die Bulle

---

er ihn der Jurisdiction des Erzbischofs von Salzburg, Anno, unterstellte.“ Nach Ivánffy hat auch „der avarische Bischof Anno in Preßburg gewohnt“ (Die Archäologie im Wieselburger Comitate S. 21). Patuzzi (Geschichte Österreichs 1881 I, 15) schreibt von Karl dem Großen: Zu Preßburg errichtete er ein Bisthum.

[1]) Dümmler: Piligrim von Passau und das Erzbisthum Lorch. Leipzig. 1854; Hunfalvy: Ethnographie von Ungarn. Budapest. 1877. 197. 208. 412; Palacky: Geschichte von Böhmen I, 108; Krones: Handbuch der Geschichte Österreichs. Berlin. 1876. I. 590; Pritz: Geschichte des Landes ob der Enns. I, 416—318; Kleimayrn: Nachrichten von Juvavia, 76; Blumberger: Archiv für Geschichte. Wien. 1828. Nr. 71. S. 376 und Archiv für Kunde der österr. Geschichtsquellen, III, 863. Thierry nimmt sie, wie vor ihm Filz (Wiener Jahrbücher der Literatur, 1835. 63—65). Rettberg (Kirchengeschichte Deutschlands. II, 561), Safarik (Slavische Alterthümer. II, 469—470) und Gebhardi (Gesch. d. Reiches Hungarn. I, 341) als echt an, wiewol Filz im Jahre 1843 in dem Berichte VII des Museum Francisco-Carolinum (Seite 74—76) sich ebenfalls gegen die Bulle erklärt hat.

[2]) Dahin erklärt sich auch Hunfalvy: Ethnographie von Ungarn, 259.

lautet. Diese sind Rathfred, Bischof von Faviana, Methodius, Bischof von Speculijulium oder Soriguturum, Alvinus, Bischof von Nitravia und Anno, Bischof von Vetvar. Die Bulle spricht außerdem von den Fürsten Tutund und Moymar, ferner von den Vornehmen und Kriegern der Völker von Hunnien, auch Avarien genannt, und Moravien.[1]) Wo Faviana und Nitravia zu suchen sind, wissen wir. Das eine ist Wien, das andere Neutra. Umsomehr gehen aber die Erklärungen der beiden anderen Orte auseinander. Unter Speculijulium wollen einige Olmütz, andere Theben verstehen. Unter den Anhängern der letzteren Meinung vermuthen mehrere unter Vetvar unser Preßburg. Mit welchem Recht aber werden wir sofort hören.

Daß Speculijulium Theben sei, ist eine Ansicht, die jedweden Grundes entbehrt. Es ist nichts anderes als eine ganz zufällige Worterklärung, die darauf beruht, daß man vom bequemen Burghügel in Theben aus wie von einem geeigneten Aussichtsberge die ganze Gegend wol beschauen (speculare) könne.[2]) Die Vergangenheit von Theben, so weit wir sie kennen, verleiht der Ansicht, als ob da ein Bisthum bestanden hätte, nicht die geringste Berechtigung. Viel richtiger dünkt uns die Meinung jener zu sein, die Speculijulium als die heutige kirchliche Hauptstadt von Mähren erklären.[3]) Nach unserer Ansicht entspricht nämlich Olmütz dem Speculijulium.

Was nun Vetvar anbelangt, so widerspricht schon der Name an und für sich jeder Identificirung mit dem Namen Wratislavia, Bresburg oder Posony. Die Nachsilbe var ist zweifellos hunavarischen Ursprunges[4]) und hat schon genug Beweiskraft in sich allein, daß die

---

[1]) Gevold: Chronicon Reicherspergense, 1611. Ludewig: Scriptores rerum Germanicarum, II, 352—360. Hansiz: Germ. Sacra, I, 149. Fejér: Cod. Dipl. I, 153. Dümmler: Piligrim von Passau, 115—117. Auszüge hat A. Thierry in seinem früher erwähnten Werke mitgetheilt.

[2]) Jornandes erwähnt (De rebus geticis, in der Pariser Ausgabe von Migne's Patrologiae cursus completus LXIX, 1289.) Hunivar.

[3]) Timon und nach ihm Pray lesen Vetus Varinum (Annales Veteres Hunnorum, Avarum et Hungarorum, 286.) und auf Grund der Wortableitung erklärten es mehrere als Altenburg und zwar Feßler als Ung.-Altenburg (Gesch. von Ungarn. I, 157.) Fényes als Deutsch-Altenburg (Statistik von Ungarn (ung.)

[4]) Szalágyi hat in diesem Sinne seine Ansicht ausgedrückt, daß dieser Name darum auf Theben weist, quod ex ea partes in

erste Sylbe des Namens Vet gleichfalls hunavarischer Abstammung sein müsse. Wer somit das Vet für eine Abkürzung des lateinischen vetus (alt) hält,[1]) handelt mehr dem naheliegenden Wortspiele zu Liebe als aus wissenschaftlicher Überzeugung.

Bei der Erklärung von Wortbildungen müssen wir zum Prinzipe erheben, daß Ortsnamen nicht Conglomerate aus verschiedenen Sprachen sein können. Man darf daher auch von dem Namen Vetvar nicht annehmen, daß dieser aus einer Verschmelzung von lateinischen und avarischen Worten entstanden sei. Dasselbe haben wir bei dem Namen Preßburg gesagt, wo wir den Nachweis erbrachten, daß dieser sich aus dem slavischen Worte Bres (brech) und dem deutschen Burg nicht habe herausgestalten können.

Es ist sehr zu bedauern, daß die avarische Sprache ebenso zu Grunde ging, wie jede Erinnerung an ihre Civilisation. Außer einigen Schädeln, Sattelzeug und Schmucksachen und einigen zweifelhaften Befestigungsaufschüttungen besitzen wir Nichts, was uns dieses durch dritthalb Jahrhunderte auf dem Boden unserer Heimat ansäßig gewesene Volk näher bekannt gemacht hätte. Wie wissen heute, daß da, wo es sich nachweisbar am längsten erhalten, solche Worte als Reste verblieben, welche weder aus der slavischen noch aus der ungarischen Sprache

---

omnes velut e sublimi quadam specula prospectus esset und Szalágyi's Ansicht wiederholt auch Pogán (Praepositura et praepositi S. Martini alias SS. Salvatoris de Posonio, 1855. 13.) Dieser Ansicht gegenüber machte Henßlmann die richtige Bemerkung, daß die Anwendung des Namens Specula Julii auf die Burg von Theben umsoweniger zu begründen sei, weil diese Benennung von verschiedenen alten Schriftstellern auf verschiedene Orte angewandt worden sei. (Die goth. Kunstdenkmäler Ungarns (ung.) 1880. 77.) Auch Feßler erklärt Speculum als Theben. (Die Geschichten der Ungern I, 157.)

[1]) Hansiz bringt vor, daß Aventin und seine Nachfolger Speculumjulii als Juliomontanum erklären, aus welchem das gekürzte Julmontium d. i Olmucium entstanden sei. Gegen diese Etymologie hat sich schon Aeneas Sylvius verwahrt und Hansiz hat sich auf seine Seite gestellt. Nach Hansiz wäre der Name eigentlich Speculunense zu schreiben, denn Olmütz wurde einstens Holmunz geschrieben, das Holmont bedeutet. Das hat man lateinisch so übersetzt wie Mondsee z. B. Lunaelacense. Aus dem Holl = Höll wurde Specus, aus Mont = Mond Lunense und so aus dem Ganzen Speculunense. Zugleich verwirft er die Meinung des Lazi, nach welcher es Turnavia d. i. Tyrnau entsprechen möchte (Germania Sacra. I, 147). Olmütz nimmt auch Gebhardi in seiner Geschichte des Reiches Hungarn, 1778. I, 341. an.

herstammen. Die Worte vár, Fertö, und Hanság sind offenbar avarischen Ursprunges. Für diesen Ursprung des ersteren Wortes zeugt der Volksname — Avaren — selbst, für die beiden andern noch überdies der Umstand, daß wir, im Falle die Namen nicht avarischer Herkunft wären, anzunehmen hätten, daß dieses Volk, welches in den Gegenden des Hanság (zur Stunde noch der Name einer sumpfigen Gegend des Wieselburger und Ödenburger Comitates) und des Fertö (Name des Neusiedlersees) ansässig war, keinem von beiden einen Namen gegeben habe. In Wirklichkeit hat diese beiden Worte der erst später hier eingewanderte und avarische Sprachreste vorfindende Magyare nur von ihnen entlehnt, wie er von den hier seßhaften Slaven die Benennung des Plattensee — Balaton — übernommen hat. Es ist daher gar nicht so unwahrscheinlich, wenn Hunfalvy meint, daß im Worte Vetvar, das Vet dem voguliſchen Vit, dem finnischen vete oder vede entspricht, welches die gleiche Bedeutung hat wie das magyarische Wort Víz d. i. Wasser, so daß Vetvar so viel bedeuten würde wie Vízvár d. i. Wasserburg.[1])

Wenn diese Worterklärung wirklich als richtig erschiene, so wäre die Ursache der Entstehung des Ortsnamen keine andere als diese, daß die Burg (vár) der Avaren mit Wasser umgeben war oder in der Nachbarschaft eines solchen Gewässers lag, das eine besondere Eigenthümlichkeit hatte. Eine mit Wasser umgebene Avarenburg können wir uns ganz gut in den Sümpfen um den Neusiedlersee und im Hanság

---

[1]) Ethnographie von Ungarn, 359. Hunfalvy erklärt jedoch an einigen Stellen seines angezogenen Werkes die Bedeutung des Namens Vetvar als zweifelhaft, und an dieser Stelle bemerken auch wir, daß bezüglich des Wortes var die Gelehrten nicht übereinstimmen, denn bei Jornandes bedeutet das hunnische var fließendes Wasser, bei Vulcan (bei Migne: Patrolog. LXIX 1289 Anm. a) Urfahr [trajectum], bei Zeuß (Die Deutschen und ihre Nachbarstämme, 726) Wald und Berg. Den Namen Vetvar hält außer Hunfalvy auch Dümmler als zweifelhaft, während ihn andere, wir wissen nicht auf welche Gründe gestützt, als das mährische Wetaw wie Lazi, als Veßprim wie Aventinus, als Welihrad wie Stredowski, als Hradist wie Michael Horváth erklären. (Hansiz: Germ. Sacra. I, 147. Pray: Annales Hun. Avar. et Hung. I, 147. Innhofer: Annales Eccles. Regni Hung. I, 37. Gebhardi: Geschichte des Reiches Hungarn I, 341. Horváth: Das erste Jahrhundert des Christenthumes in Ungarn (ung.) 8.

denken, aber wir halten es nicht für wahrscheinlich, daß ein so ausgezeichnetes Reitervolk wie die Avaren sich in die morastigen Gefilde des Hanság oder des Neusiedlersees zurückgezogen habe. Seine Ringe hat dieses Volk gewiß an solcher Stelle errichtet, wo die flinken Reiterschaaren leicht ausbrechen und sich außerhalb des Ringes kriegerisch entfalten konnten. Die Avarenburgen waren im strengen Sinne genommen auch keine Burgen, sondern vielmehr befestigte Orte, die zur Aufnahme ihrer Kostbarkeiten, Schätze, Frauen und Kinder dienten und von den waffenfähigen Avaren gegen den Feind nicht von Innen, sondern von Außen vertheidigt wurden. Die Burg mußte sich daher auf einem solchen Terrain befinden, zu welchem die außen aufgestellten Vertheidiger leicht hingelangen konnten. Darum glauben wir, daß Vetvar keine durch Wasser unzugänglich gemachte Burg, sondern ein derartiger befestigter Ort war, der seinen Namen von einem in der Nähe befindlichen und einen besonderen Charakter verrathenden Wasser erhalten hat, ganz in der Art wie Aquisgranum, die Residenz Karl des Großen, das heutige Aachen, seinen lateinischen Namen von den warmen Quellen erhielt, welche dort aufsprudeln und vom Anfange an bis heute der Stadt ihre Bedeutung gesichert haben.

Daß wir beispielsweise gerade Aachen erwähnt haben, kommt daher, weil es den Avaren eben nicht unbekannt war. Wiederholt erschienen ihre Gesandten dort vor dem fränkischen Kaiser und hier erhielt auch einer ihrer Fürsten die Taufe. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß ihr Vetvar zu einer Nachahmung von Aquisgranum wurde. In diesem Falle müssen wir aber annehmen, daß die Benennung von Vetvar eben in jene Zeit fiel, wo das Verhältniß zwischen Avaren und Franken ein mehr innigeres wurde und wo die der Frankenmacht huldigenden Avaren eine neue Gebietseintheilung erhielten.

Dies geschah nun etwas später als nach dem Kriege zwischen den Franken und Avaren, als die slavischen Marahanen oder die mährischen Slaven die Avaren am linken Ufer der Donau wiederholt zu bedrängen begannen. In Folge der fortgesetzten Beunruhigungen dachten die Avaren schon auf Auswanderung und es zeigt offen auf ein starkes Herabkommen des Kraftbewußtseins in diesem einst gefürchteten Volke,

daß es den feindlichen Einbruch nicht mehr mit einem entsprechenden Gegenstoß zu pariren vermochte. Sie hielten es für gut dem Drucke nachzugeben und über die Donau hinüber zu wandern. Sie verlangten demzufolge im Jahre 805 ein geeignetes Terrain als Wohnsitz vom Könige der Franken und Karl der Große bestimmte für sie jene Stätte, welche zwischen Carnuntum und Sabaria, sagen wir, zwischen der Donau und Raab liegt und die heutigen Comitate Wieselburg, Ödenburg und zum Theile Eisenburg in sich faßt.[1]) Wir wissen von diesem ziemlich großen Gebiete, daß es zur Zeit des Krieges zwischen den Avaren und Franken gänzlich entvölkert war, theils aus Unbarmherzigkeit der Franken,[2]) theils darum, weil die vor dem Kriege bis an die Enns hinauf seßhaft gewesenen Avaren vor den Kriegsschaaren Karl des Großen zurückwichen und über die Donau bis zur Theiß sich zurückzogen. Dieses aller Bewohner bare Land war zur dauernden Besiedelung für ein zahlreicheres Volk auf jede Weise geeignet. Die Avaren gingen daher auch über die Donau dahin. In Preßburg und seiner Umgebung ließen sich die mährischen Slaven nieder, die die Grenze ihres Reiches vorläufig nirgends anders als an der Donau festsetzen zu müssen glaubten. Kirchlich wurden diese Landgebiete der Diöcese von Passau, bald aber dem bischöflichen Sprengel von Neutra unterstellt, während für die über den Strom hinüber gezogenen Avaren eine eigene, kirchliche Diöcese geschaffen wurde, nämlich die Diöcese von Vetvar, die also nach dem Gesagten nicht am linken, sondern am rechten Donauufer zu suchen ist. Preßburg konnte mithin nicht deren Sitz sein.

Doch auch aus der Bulle Eugen II. geht dies klar hervor.

---

[1]) Chaganus princeps Hunnorum propter necessitatem populi sui imperatorem adiit, postulans sibi locum dari ad habitandum inter Sabariam et Carnuntum, quia propter infestationem Sclavorum in pristinis sedibus manere non poterat. Annales Mettenses ad an. 805.

[2]) Quot proelia in bello Avarico gesta, quantum sanguinis effusum sit, testatur vacua omni habitatore Pannonia, et locus, in quo regia kagani erat, ita desertus, ut nec vestigium quidem in eo humanae habitationis appareat. Tota in hoc bella Hunnorum nobilitas periit, tota gloria decidit. Eginhardi Vita Caroli Magni. 13.

Wenn diese Bulle echt ist, so muß sie um die Jahre 825 bis 827 entstanden sein,[1]) denn Papst Eugen II. starb schon am 27. August 827.[2]) Wenn sie aber gefälscht ist, so durfte auch Piligrim nur eines dieser Jahre fingiren, denn er schreibt diese Bulle bekanntlich Eugen II. zu, aber in den Jahren dieses Papstes konnte von keinem anderen Avaria mehr die Rede sein, als von dem, das im Jahre 805 bei der Übersetzung der Donau durch die Avaren am rechten Ufer dieses Stromes entstanden war.

Wenn nun Vetvar am jenseitigen Donauufer zu suchen ist, ist es natürlich, daß wir auch über den Fluß hinüber müssen, falls wir auf die Spur dieses Ortes gelangen wollen. Das können wir mit um so größerer Lust thun, als der Besuch des gegenüber der Stadt Preßburg liegenden Gefildes stets mit vielem Genuß verbunden ist, denn dieses Gefilde macht nicht allein der Zauber der Natur, sondern auch der Reiz historischer Vergangenheit interessant.

Wenn wir mit dem Localboote hinfahren, so stoßen wir am anderen Ufer nur zu bald auf solche Merkmale, die uns immer zuverlässiger überzeugen, daß wir uns auf dem Boden des alten avarischen Bisthumes befinden, je mehr wir über das Geschaute nachsinnen. Um alte Denkmäler zu sehen, müssen wir das Schiff bereits in Hainburg verlassen, wo uns oben die im Nibelungenliede mitspielende Burg freundlich grüßt. Auf dieser Wanderung ist es aber nicht die Ruine der Hainburg, die unsere Aufmerksamkeit erregt, sondern der verlassene Rundbau, welcher links von der Kirche in der Nähe der Pfarrei steht. Auf den ersten Blick erkennen wir in ihr eine uralte Rundkapelle, die nur zur Zeit der Herrschaft des romanischen Styles erbaut sein kann. Wenn wir dann von Hainburg weiter gegen Deutsch-Altenburg unsere Schritte lenken, so erreichen wir diesen Ort beiläufig in einer halben Stunde. Wie wol an Staub und Hitze kein Mangel war, so gestaltete sich der Weg doch zum annehmlichen Spaziergange, denn an den Boden knüpfen sich so viel Erinnerungen, daß wir aus dem Nachsinnen gar

---

[1]) So setzt Fejér, sowie Thierry und Hunfalvy 826, Permaneder im Wetzer-Welte'schen Kirchen-Lexicon VIII, 173, 814 an, Hansiz allein 825—827.

[2]) Muratori: Annali d'Italia, Mailänder Ausgabe IV. B.

nicht herauskommen. Unmittelbar vor Deutsch-Altenburg stellt sich uns ein mächtiger Tumulus in den Weg, der es wol verdient, von uns bewundert zu werden, denn er übertrifft an Größe die mächtigsten Erdhügel unseres ungarischen Tieflandes.[1]) Was ist natürlicher, als daß wir ihn auch besteigen, was wir auch gar nicht bereuen werden, denn die Aussicht ist von hier aus entzückend. Nicht nur das weite Gebiet des einstigen Carnuntum, sondern auch die leicht geschwungene Marchebene, welche von dem oberen Donaustrome, den man in neuerer Zeit wieder mit größerem Eifer regulirt, und von den durch strotzende junge Kraft geschwellten Inseln umsäumt wird, eröffnet sich unserem Auge.[2]) In unmittelbarer Nähe wird aber auch eine Kunstschöpfung sichtbar, die unser Interesse noch lebhafter erregt als das herrlichschöne Gefilde. Diese Kunstschöpfung ist die alte Kirche von Deutsch-Altenburg, welche auf der Höhe des Terrains thronend auch dem von Wien kommenden Reisenden ins Auge fällt. Beim ersten Anblicke hält man sie wol für verfallen. Ihr anscheinend eingesunkenes Mittelschiff, ihr darüber in die Höhe schießendes, strahlenförmiges Sanctuarium, ihr Thurm mit der Steinhaube und die ihrer Standbilder beraubten Thurmfialen, zumeist aber die mit der Zeit dunkelbraun gewordene Farbe des Steinmaterials verleihen dem ganzen Bauwerke das Gepräge der Verfallenheit. Doch ist die Kirche durchaus keine Ruine und es ist auch nicht von der österreichischen Regierung vorauszusetzen, daß sie dieselbe sobald zur Ruine werden läßt. Um die Kirche breitet sich der von einer Steinmauer umschlossene sauber gehaltene Friedhof des Städtchens aus. Das hohe Alter der Kirche verkündet es laut, daß hier frische Gräber einfach den alten Gottesacker decken. Vom Sanctuarium gegen Süden zu sehen wir dann wieder eine solche Rundkapelle wie in Hainburg, nur daß die Deutsch-Altenburger um vieles besser erhalten, zierreicher und aus lauter Quader-Steinen erbaut ist.[3]) Sie ist so unversehrt, als ob

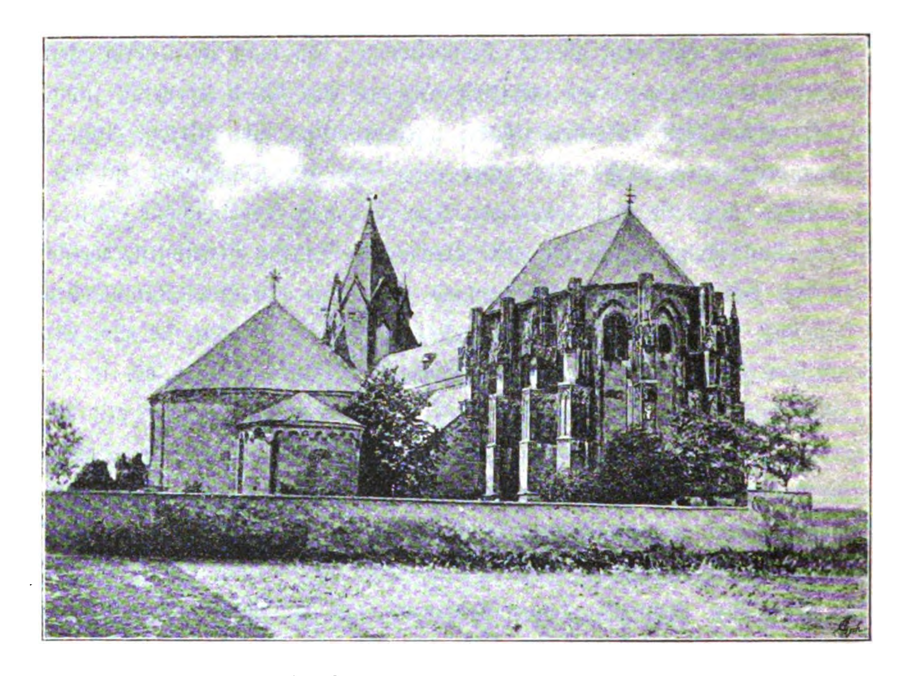
---

[1]) Seine Höhe ist 15 Meter.

[2]) Bei reiner Luft kann man von hier ganz gut den St. Stephansthurm in Wien sehen.

[3]) So wie der Thurm eine steinerne Haube hat, so war auch die Kapelle ursprünglich mit einer Steinkuppel geschlossen. Herr Körper zeigte uns ein mit großer Sorgfalt gemaltes Aquarell, worauf auf der Kapelle noch die Steinkuppel zu sehen

heute lebende Steinmetzen erst gestern ihren Bau beendet hätten. Ihre Erbauer ruhen jedoch schon lange, lange im Schooße des unter neuen Gräbern versteckt liegenden alten Kirchhofes. Diese Rundkapelle, eine sogenannte Todtenkapelle (Karner), denn unter der Oberkapelle befindet sich eine Unterkapelle, ist gleichfalls ein uralter Bau, über den viele ruhmvolle und stürmische Jahrhunderte weggezogen sind. Die außerordentlich



20. Die Deutsch-Altenburger Kirche und Rundkapelle.

zierreiche Construction des romanischen Portales dieser Kapelle, die eigenartige Gestalt und ornamentale Ausschmückung der Säulen-Kapitäle, die gedrungenen Säulenbasen, die gewundene Cannelirung einzelner Säulenschäfte und der um die halbkreisförmige Apsis des Baues laufende, romanische Rundbogenfries bezeugen das ungemein hohe Alter derselben.

---

war. Ihre vor langer Zeit eingetretene Baufälligkeit machte die schleunige Abtragung derselben und die Herstellung des heutigen Schindeldaches notwendig.

Ob wir die Kirche oder die neben ihr stehende Kapelle ins Auge fassen, uns übermannt tiefe Rührung, denn wir fühlen, daß wir der künstlerischen Hinterlassenschaft einer um tausend Jahre älteren Generation gegenüber stehen. Dieses Gefühl steigert sich, wenn wir durch die in die Erde gesunkene, niedrige Seitenthüre in das Schiff der Kirche treten. Wie viel Alterthum tritt uns da überall entgegen! Während die von nun zu dreiviertel Theilen vermauerten, früher ganz offen gewesenen, mächtigen Fensteröffnungen durchbrochenen Wände des Sanctuariums schlank in die Luft aufstreben, verräth die niedere, gedrückte Construktion des Schiffes und verkünden dessen gedrungene, dicke, unter dem Gewichte der so lange auf ihnen ruhenden Last sich beugende Pfeiler, daß Sanctuarium und Schiff nicht aus einer Periode stammen. Im Schiffe weist alles auf die Zeit des ältesten romanischen Styles hin. Das Schiff und sein außen um das Dach laufender Rundbogenfries sind die Zeugen dieses Styles. Das Schiff haben daher Jene erbaut, welche die Rundkapelle in der Nähe errichteten, während das spitzbogige Sanctuarium und der Thurm erst nach Jahrhunderten dem älteren Baue angefügt wurden.

Nördlich von der Kirche, einige hundert Schritte von ihr auf einem gegen die Donau sich neigenden Felsplateau, am sogenannten „Steine", bemerken wir ungewohnte Erdverschanzungen. Dieselben bestehen in einem aus tiefen Gräben aufgeworfenen gebrannten Schanzwerke und ziehen unsere Aufmerksamkeit mit Recht auf sich. Schade, daß diese uralte Erdverschanzung, welche man gewöhnlich Quaden-Wall nennt, immer mehr der Vernichtung zueilt, denn der Felskegel, auf welchem sie errichtet ist, liefert das zur Donauregulirung nöthige Steinmaterial. Die ganze nördliche gegen die Donau zugekehrte Seite dieses Berges ist bereits abgetragen und damit ein guter Theil der Umwallung für immer vernichtet worden.

Was vermögen nun diese uralten Denkmäler anderes zu sagen, als daß der Boden, auf dem wir stehen, ein wahrhaft klassischer Boden und dem in der Nähe liegenden Territorium von Carnuntum ebenbürtig ist, wenn auch zwischen den hier und dort befindlichen Überresten ein Unterschied merkbar wird. Mit wahrhaft inniger Freude möchten wir an diesen

anmuthigen Orte auch noch länger verweilen, aber unsere Umschau ist noch nicht beendet, wir müssen daher auf der Landstraße weiter wandern. Wir gehen auf den Thurm von Petronell zu und treffen von der Petroneller Kirche südwestlich eine dritte Rundkapelle. Sie ist noch größer und zierreicher als die Rundkapellen von Hainburg und Deutsch-Altenburg, denn ihre Rundmauer wird durch hohe, schmale Säulchen gegliedert und der Rundbogenfries läuft nicht blos um die Apsis, sondern auch um den ganzen Bau herum, wiewol sich andererseits die Kapelle keines solchen Portales rühmen kann, wie der Karner von Deutsch-Altenburg. Heute gehört die Kapelle von Petronell den Herren dieser Ortschaft und bildet die Gruftkapelle der Grafen Traun-Abensberg. Ihrer ursprünglichen Bestimmung nach diente sie eigentlich als Taufkapelle, was nicht nur ihr architektonischer Entwurf, sondern auch das Relief über dem Westeingange der Kapelle anzeigt, das, von roherer Ausführung als die Reliefarbeit am Riesenthore von St. Stephan in Wien, die Taufe Christi darstellt. Außer dieser Kapelle ist auch die Pfarrkirche ein uraltes Denkmal, an dem hauptsächlich der Thurm und das Sanctuarium mit geradem Abschlusse auffallen.

So nahe beisammen findet man also daselbst in reicher Zahl Baudenkmäler von hohem Werthe. Wenn wir nunmehr die Frage aufwerfen, wann und in welchem Jahre dieselben erbaut worden sind, kann hierauf keine zuverläßige Antwort erfolgen. Jedenfalls ist es eigenthümlich, daß sich mit den Denkmälern selbst nicht auch die darauf bezüglichen geschichtlichen Daten erhalten haben. Nur eine Tradition ist bezüglich der Deutsch-Altenburger Kirche auf uns gelangt. Der Volksglaube schreibt nämlich die Erbauung der Kirche dem h. Stephan, dem ersten Könige der Ungarn, zu.[1]) Nach der einen Legende waren die Pferde des Königs

[1]) Der Herr Pfarrer von Deutsch-Altenburg, Joseph Maurer, ließ uns einen Kupferstich zukommen, welcher das wunderthätige Marienbild der Deutsch-Altenburger Kirche darstellt. Die Aufschrift des Kupferstiches ist folgende: „Abbildung des wunderthätigen Gnadenbildes, welches von dem h. Stephan, ersten König in Ungarn, sammt der Kirche in Deutsch-Altenburg vor 800 Jahren hergestellt wurde." In dem im Jahre 1734 erschienenen Buche des Mathias Fuhrmann ist zu lesen: „Teutsch-Altenburg, ein uralte großwunderthätige Gnaden-Bildniß der Mutter Gottes, welche vor 700 Jahren von dem H. Stephano

dort mit ihm durchgegangen. Als der König der Gefahr entronnen war, habe er der h. Jungfrau Maria aus Dank für seine Errettung die Kirche erbaut. Nach einer anderen Erzählung hat St. Stephan, als er von dem deutschen Kaiser Konrad angegriffen wurde, nach dem glücklichen Ausgange des Krieges seinen Dank der h. Jungfrau durch die Erbauung der Kirche abgetragen.

Daß der Glaube, St. Stephan habe diese Kirche erbaut, nicht eben in neuerer Zeit entstanden ist, beweist hinlänglich der Seitenaltar, welcher im linken Schiffe der Kirche steht. Der Judex Curiä Koháry errichtete denselben im Jahre 1756, wie es die am Altarbilde angebrachte Inschrift erzählt. Auf dem Altarbilde sehen wir St. Stephan, den König von Ungarn, wie er knieend die Deutsch-Altenburger Kirche der h. Jungfrau weiht. Neben ihm befindet sich sein Sohn Emerich und hält die h. Krone und das Wappen Ungarns. Nach diesem Bilde hätte also St. Stephan die Kirche gebaut, denn ihre Dedication an die Mutter Gottes bedeutet an sich schon die thatsächliche Stiftung und Erbauung. Aus dieser Darstellung wird aber andrerseits klar, daß man sich im XVIII. Jahrhundert bezüglich der Baugeschichte der Kirchen noch recht in Verwirrung befunden hat.



21. Das Seiten-Altarbild der Deutsch-Altenburger Kirche.

Die auf dem Altarbilde ersichtliche Kirche ist nämlich die getreue Kopie der noch heute bestehenden. Die Kirche des Altarbildes besitzt den gothischen Thurm sammt dem gothischen Sanctuarium. Gothischer (Spitzbogen) Styl zur Zeit Stephan des Heiligen ist ein arger Anachronismus. Zur Zeit St. Stephan's herrschte lediglich der romanische (Rund-

ersten Christlichen König in Ungarn, in der dasigen von ihme erbauten Kirche zur Verehrung aufgestellt worden" Alt- und Neues Österreich I. 344.

bogen) Styl bei Monumentalbauten. Das beweisen die Bauüberreste aus der Zeit dieses unseres großen Königs: die Basiliken von Stuhlweißenburg und Kalocsa, deren Grundmauern man in unserer Zeit ausgegraben und durchforscht hat.[1]) In unserer Heimat begann der gothische Styl erst mit dem Beginne des XIII. Jahrhunderts in die Mode zu kommen und deswegen ist es unzweifelhaft, daß das Sanctuarium und der Thurm von Deutsch-Altenburg nicht gleichzeitig mit dem Schiffe erbaut worden sein konnten. Zwischen dem Baue des Schiffes und der Erbauung der beiden Schlußtheile der Kirche liegen mindestens zwei Jahrhunderte. Daß das Sanctuarium und der Thurm kein fortsetzungsweiser Ausbau der Kirche sind, kennzeichnet die Abgeschlossenheit der Style hinlänglich. Das Schiff ist im reinen romanischen Style erbaut, der keinerlei Merkmale des Übergangsgeschmackes an sich trägt. Der Thurm und namentlich das Sanctuarium erheben sich im gothischen Style, an welchem wir aber ebenfalls nicht das geringste Zeichen der Übergangsformen aus dem romanischen Style wahrnehmen können. Dieser Styl stammt aus der Blüthezeit der Gothik und eben darum, weil die zwei ganz verschiedene Zeitperioden kennzeichnenden Bauformen: der Rundbogen- und der Spitzbogenstyl durch keine Übergangsbrücke verbunden erscheinen, ist es ganz unzweifelhaft, daß zwei unmittelbar miteinander nicht zusammenhängende Zeitalter an dieser Kirche gebaut haben. Als Koháry das erwähnte Altarblatt malen ließ, achtete man gar nicht auf diese Stylverschiedenheit. Daraus erfahren wir aber auch zugleich, daß diesem heutigen Altarbilde keine aus dem XIII. Jahrhunderte oder früher herstammende Malerei oder Skulptur zum Vorbilde gedient hat. Wenn der Maler des Koháry ein Vorbild benutzte, so konnte dieses nur aus dem XIV. oder XV. Jahrhunderte stammen.

Trotzdem darf man jedoch nicht behaupten, daß die Legende, welche Stephan den Heiligen, mit diesem Kirchenbau in Verbindung setzt, sich nicht rechtfertigen lasse. Die Bauform des Schiffes, sowie der Rundkapelle

[1]) Henßlmann: Das Resultat der Ausgrabungen von Stuhlweißenburg (ung.) 1864. Derselbe: Die Grabungen des Erzbischofs von Kalocsa (ung.), 1873.

ermächtigt uns für alle Fälle dazu, diese im romanischen Style gehaltenen Theile als im Zeitalter St. Stephans entstandene anzunehmen. Wenn auch Stephan der Heilige, den Thurm und die Apsis nicht hat erbauen können, so konnte er immerhin das Schiff bauen lassen, denn es entspricht völlig dem Baugeschmacke seines Zeitalters. Wir glauben jedoch, daß St. Stephan nicht der ursprüngliche Erbauer der Kirche gewesen ist. Er mochte sie vielleicht umgebaut haben, denn das ursprüngliche Gotteshaus kann noch älter sein als die Zeit St. Stephans.

Wenn nun Stephan der Heilige, sei es in Folge eines Krieges oder der glücklichen Errettung aus der durch scheue Pferde hervorgerufenen Lebensgefahr, diese Kirche als Lösung eines Gelübdes erbaut hat, wie so kommt es dann, daß wir außer der Kirche in dieser Gegend noch an mehreren Orten solche Baudenkmäler gewahren, die völlig auf die Form und Zeit der Deutsch-Altenburger Rundkapelle hinweisen? Ist es nunmehr nicht gewiß, daß es sich hier nicht bloß um einen Votivbau, sondern um das Hinwelken einer großen Vergangenheit im Christenthume handelt? Wir hegen die Meinung, daß alle diese Baudenkmäler des romanischen Styles, von denen wir ähnliche ganz in der Nähe, in Scheiblingkirchen, St. Lorenz, Pottenstein, Pulkau, Kuenring, Hadersdorf, Mistelbach und Tulln antreffen, noch die Überreste jener Zeiten sind, in welchen Kaiser Karl die Avaren vom linken Ufer der Donau auf das rechte Ufer dieses Stromes versetzt hat. Jene Diöcese, jener Kirchensprengel, dessen Sitz Vetvar war, dehnte sich in dieser Gegend aus. Weil aber das Gotteshaus von Deutsch-Altenburg unter allen das hervorragendste ist, so identificiren wir Vetvar mit Deutsch-Altenburg. Diese Identificirung ist umso einleuchtender, als hier eine alte Erdverschanzung feststehen blieb, von der wir eher annehmen dürfen, sie sei ein avarisches, als ein quadisches Werk.[1]) Dieses Schanz-

[1]) Diese Verschanzung den Quaden zuzuschreiben, dafür liegt keinerlei Grund vor. Der Mühe und den Forschungen Much's und Schmidel's haben wir die zuverläßige Kenntniß zu verdanken, daß wir es da mit einem befestigten Orte aus nachrömischer Zeit zu thun haben, indem das Schanzwerk auf römischen Substructionen ruht, aber nur in einer solchen Zeit aufgeführt worden sein kann, in welcher Carnuntum bereits ein ganz verlassener, in Staub und Asche gestürzter Ruinenhaufen geworden war.

werk konnte im Besitze der Avaren allen Anforderungen dieses Volkes, das als berittene Kriegsmacht sich ohnehin nicht innerhalb dieser Umschanzung aufhielt, sondern diese als einen nur den Schatz und vielleicht auch die Familie ihrer Fürsten bergenden Aufenthaltsort gebrauchte, ganz gut entsprechen. Wir haben außerdem noch in Betracht zu ziehen, daß unten am Fuße der Burg, am Abhange des Burgfelsens, heiße heilkräftige, jodhältige Schwefelwässer aufquellen, die bereits die Römer mit Erfolg anzuwenden wußten. So rechtfertigen Burg und Heilwässer ganz gut den Namen Vetvar, wenn dieser wirklich die Bedeutung: Wasserburg in sich gefaßt hat.[1])

Mit Deutsch-Altenburg identificiren wir Vetvar auch aus anderen Gründen. Wir haben den großen Erdhügel erwähnt, der in der allernächsten Nähe der Deutsch-Altenburger Kirche sich befindet. Was kann dieses Erdwerk sein, aus welchem Grunde hat man es errichtet und aus welcher Zeit stammt es? Eine geschriebene Kunde hat sich davon nicht erhalten und wir können daher nur blos auf der Basis der Muthmaßung uns über diese Frage aussprechen. Zu behaupten, daß dieser Hügel zu kriegerischen Zwecken entweder durch Barbaren, durch Römer oder Türken[2]) erbaut worden sei, ist eine unverständliche Erklärung. Dieselbe wäre nur dort annehmbar, wo es sich um eine offene Ebene oder um ein flaches Terrain handelt, nicht hier, wo das Nachbargebirge das Erdwerk einschließt und hoch überragt. Welches Volk immer darauf einer entfernter liegenden Stätte ein Signal geben wollte, hätte dies von den höher emporsteigenden Hügeln der Nachbarschaft vielmehr ins Auge fallend bewerkstelligen können. Man kann

---

[1]) Diese Anschauung theilt auch Hansiz, der folgendermaßen darüb. schreibt: Certum videtur Vetvar fuisse oppidum Hunnorum non Moravorum. Var enim Hunnis idem erat, quod Germanis burgum, seu arx. Credibile est locum Vetvar fuisse Danubio Moraviam respicienti vicinum Moravi enim ad Danubium usque colebant. Intra fluvium juxta rudera veteris Carnunti Tutundus seu Tudunus Hunnorum Princeps cum suis residebat. Germania Sacra, I, 147—148. Szentiványi schreibt von Urolf, dem Erzbischofe von Lorch, daß er im Jahre 825 nach Óvár, auf Deutsch nach Altenburg zog, wo er viele Hunnen und Avaren getauft hat. (In catalogo Sanctorum Hungariae ad diem 14. Januarii.)

[2]) Vergleiche Kubitschek und Frankfurter: Führer durch Carnuntum, 44—45.

daher bezüglich dieses Erdhügels keine andere Meinung haben, als daß er ein wirklicher Tumulus, ein wirklicher Grabhügel ist, in dessen Innerem eine sehr vornehme Persönlichkeit ruhen muß. Dieser Grabhügel ist sicherlich nichts anderes als das Gegenstück zu jenen großen Erdhügeln, die sich auf der weiten Ebene unseres ungarischen Tieflandes finden. Darum überrascht es nun im hohen Maße, daß man gerade in der Gegend von Deutsch-Altenburg auf einen solchen Hügel stößt. Die Erbauer der großen Grabhügel des Tieflandes waren keine Christen. Dies sagen wir jedoch nicht darum, als ob die Errichtung dieses Erdaufwurfes als Grabhügel christlichen Anschauungen widersprechen möchte. In unseren Friedhöfen sind die Grabstätten auch nichts anderes als bescheidene Tumuli, kleine Grabhügel. Wir halten an der Verwendung dieser Erdwerke als Grabhügel darum fest, weil die bisher geschehene Eröffnung und Untersuchung solcher Hügel die vollen Beweise dafür geliefert hat, daß dieselben Grabstätten eines uralten Heidenvolkes sind. Hunnen, Avaren und jene heidnischen Kumanier, welche noch im XIII. Jahrhunderte das Christenthum auf gütlichem Wege nicht annehmen wollten, haben sie errichtet. Wenn wir davon ausgehen, gelangen wir schnell auf den Gedanken, daß der Erdhügel von Deutsch-Altenburg auch ein derartiger Bau eines uralten, Grabhügel errichtenden Volkes ist. Wir halten ihn für einen Bau der Avaren und zwar für einen Grabhügel, in dessen Innerem eine hervorragende avarische Persönlichkeit bestattet liegt.[1]) Von den Avaren, die zur Zeit Karl des Großen in diese Gegenden einwanderten, wissen wir, daß sie

[1]) Herr Enea Lanfranconi, in dessen Gesellschaft wir Deutsch-Altenburg einmal besucht hatten, hält den Hügel für das Grab Árpáds. Aus verschiedenen Gründen vermögen wir diese seine Ansicht nicht zu theilen und glauben, daß er von der Unhaltbarkeit seiner Ansicht sich überzeugen würde, wenn er seiner Absicht gemäß die Aufgrabung des Hügels durchgeführt haben wird. Die Aufgrabung wäre der einzige Weg, zur Wahrheit zu gelangen. In den fünfziger Jahren begannen die in Hainburg stationirten Pionniere eine Aufdeckung des Hügels, aber nicht zu wissenschaftlichem Zwecke, sondern als rein militärische Übung und führten darum auch kein Protocoll. Überdies beschränkte sich die ganze Grabung nur auf eine Seite des Hügels. Herr Lanfranconi, der für wissenschaftliche Zwecke schon große Summen geopfert hat, würde sich zweifellos neue Verdienste erwerben, wenn er die gewissenhafte Aufgrabung des Hügels von Deutsch-Altenburg bald ins Werk setzen möchte.

im Christenthume nicht sehr standhaft blieben. Einer ihrer Khane, Tudun, nahm das Christenthum in Aachen an, kehrte aber aufs Neue zum Glauben seiner Väter zurück. Auch andere Mittheilungen bekräftigen es, daß die Avaren nur sehr spät ihre Ohren und Herzen der frohen Botschaft des Evangeliums öffneten. Sie glichen hierin unseren Kumaniern des XIII. Jahrhunderts, die das Christenthum wol aus Zwang annahmen, aber lange genug noch auf heidnische Weise fortlebten und nach heidnischer Art sich kleideten.

Damals, als die Avaren den Hügel über die Begräbnißstätte der Überreste eines ihrer Heerführer aufwarfen, stand wol kaum ein christliches Gotteshaus an diesem Orte. Damals gab es nur den Avaren-Ring, so daß der Zusammenhang zwischen diesem Ringe und dem Tumulus ganz augenfällig ist. Der Bau des Gotteshauses hat gewiß später stattgefunden. Der Khan Abraham, der dem als Theodor getauften Tudun im Khanate nachfolgte, empfing an der Mündung der Fischa, in Fischamend, das Christenthum, woraus wir vielleicht folgern dürfen, daß sich damals auf dem Platze des heutigen Altenburg noch keine Kirche befunden hat. Weil aber Kaiser Karl bei der Bekehrung der Avaren mit derselben Unbeugsamkeit auftrat, wie bei den heidnischen Sachsen und Baiern, können wir füglich jene weitere Ansicht wagen, daß die Erbauung des Gotteshauses von Deutsch-Altenburg nicht viel später als die Stiftung der Diöcese von Vetvar erfolgt ist.

Wenn die Aufzeichnung richtig ist, daß die urkundliche Erwähnung der Deutsch-Altenburger alten Kirche aus dem Jahre 1213 stammt, in welchem die damaligen Besitzer dieses Gebietes, die Ritter Alban und Johann Dörr [1]) sie erbauten, so kann diese Aufzeichnung gewiß nur auf einen Umbau der älteren Kirche Bezug haben. Die beiden Ritter Dörr haben die Kirche St. Stephans aber so umgebaut, wie man im XV. Jahrhundert, um 1400 herum, ihre Kirche umgestaltet hat, als man den heute stehenden Thurm sammt den Sanctuarium aufführte. Die ganze Construction des romanischen Schiffes weist darauf hin, daß dazu eine romanische Apsis und ein romanischer Thurm gehört hat, und offenbar

[1]) Kubitschek und Frankfurter w. o. 45.

kamen aus dem damals abgetragenen Baumaterial die vielen antiken Stein- und Ornamentfragmente in die Umfriedungsmauer der Kirche hinein, die eben an der Wand derselben sichtbar sind. Ob auch Stephan der Heilige diese Kirche nur umgebaut hat, können wir ohne alle Urkunden nicht mit Gewißheit sagen. Die mit der Kirche verknüpfte Legende und namentlich das Altarblatt weisen darauf hin, daß auch St. Stephan zu den Bauherren dieser Kirche gezählt wird. Wenn er es wirklich war, so hat auch er nur Umbauten an der Kirche, die zur Zeit Karl des Großen errichtet wurde, vornehmen können.

Ob einst mehr Licht in diese Frage kommen wird, wer vermag dies zu sagen? So viel ist sicher, daß wir von der Diöcese von Vetvar nach dem Jahre 826 nichts mehr erfahren. Jede Kunde von den Avaren geht verloren. Im Jahre 822 erwähnen die Reichsannalen zum letztenmale dieses Volk aus dem Anlasse, als es zur Besänftigung des Zornes Ludwigs des Frommen Geschenke an den Reichstag nach Aachen sandte.[1]) Seit dieser Zeit verliert sich jede Spur der Avaren in den Chroniken. Darum, weil es das Schicksal dieses Volkes war, im Meere der Vernichtung[2]) spurlos unterzugehen, oder deßhalb, weil es endlich derart im Christenthume aufging, daß seine heutigen Nachkommen in Folge der civilisirenden Macht des Christenthums sich schon seit Langem jedweder Eigenthümlichkeit des Rassencharakters völlig entkleidet haben?!

---

[1]) Eginhardi Annales ad an. 822. Außerdem Krones: Handbuch der Gesch. Österr. I, 272. Büdinger: Österr. Geschichte, I, 137.

[2]) Ein russisches Sprichwort sagt: „Er ist dahingeschwunden wie der Avare, ohne Vetter und ohne Erben." Nestor in der Übersetzung Schlözer's II, 217. Doch auch der Magyare kennzeichnet mit dem Worte: avarság (Avarenthum) das Wüstsein.



VII.

Die Gründung der Probstei von Preßburg. Ihre ursprüngliche Stätte. Pröbste und Domherren während der ersten drei Jahrhunderte. Die erste Pfarre.

Mit der Wegwanderung der Avaren wurde das Christenthum zwischen der March und der Waag immer allgemeiner. Morawia wird im Jahre 822 zum erstemale historisch erwähnt und um das Jahr 830 auch der Fürsten dieses Landes, Mojmar und Privina, gedacht.[1]) Diese waren, wenn nicht die ersten, so doch immerhin die eifrigsten Verbreiter des Christenthums unter den Slaven. Während Mojmar sich in dem Landgebiete jenseits der March aufhielt, war Privina in Neutra seßhaft. Mojmar muß unbedingt ein thatkräftiger Christ gewesen sein, denn schon in seinen Tagen blühte das Bisthum von Speculijulium. Daß er aber auch sonst im Rufe eines guten Christen stand, wissen wir daher, weil die Papst Eugen II. zugeschriebene Bulle ihn zur Gründung christlicher Bisthümer auffordert. Allerdings ist diese Bulle eine spätere Erdichtung, nichtsdestoweniger beweist sie aber doch, daß Mojmars Ruf noch nach einem Jahrhunderte ein solcher war, welcher von seinem Eifer als Christ Zeugenschaft geben konnte. Von Privina

[1]) Eginhard in Vita Caroli Magni ad an. 822. Dazu Dümmler: Piligrim v. Passau, 11. Palacky: Gesch. v. Böhmen, I, 107. Dudik: Mährens allg. Geschichte, I, 82. Büdinger: Österr. Geschichte, I, 183.

gilt dies vielleicht noch mehr. Als er sich auf den innerhalb der March befindlichen Landestheilen niederließ, gab es keine christliche Kirche in Neutra, denn Privina empfing erst nachher das Christenthum. Nachdem ihn Mojmar aus seinem Besitze verdrängt hatte, nahm Privina seine Zuflucht zu dem Markgrafen Radbold und in diesen Zeitpunkt fällt seine Taufe in der Kirche zu St. Martin in Traismauer. Darauf kam der Erzbischof Adalram von Salzburg nach Neutra und weihte die erste Kirche daselbst ein. Dies kann aber auch nur zwischen 821 und 826 geschehen sein, weil seine oberhirtliche Verwaltung des Salzburger Erzbisthumes in diese Jahre fällt.[1]) Daß diese erste Kirche von Neutra kein bischöfliches Gotteshaus war, geht vielleicht aus dem Umstande hinlänglich hervor, daß die Geschichtsquelle, aus der wir dies alles erfahren, dieses Gotteshaus als keine Cathedrale anführt.[2]) Hieraus geht aber auch handgreiflich jener historische Anachronismus hervor, den die angebliche Bulle Eugen II. enthält, wenn sie das Bisthum von Neutra als bereits im Jahre 826 bestehend erklärt. Dieses Bisthum ist thatsächlich etwa fünf Decennien später gestiftet worden, was der die Bulle erdichtende Piligrim nach Ablauf eines Jahrhunderts leicht aus den Augen verlieren konnte.

Mojmar und sein Nachfolger in der mährischen Fürstenwürde, Ratislaw, eröffneten mit der Ausbreitung des Christenthums auch den slavischen Aspirationen einen immer größeren Kreis. Einer wie der Andere strebte darnach, das Joch der Franken abzuschütteln. Der Versuch beider Fürsten wurde jedoch zu Nichte. Swatopluk, der dritte Nachfolger Mojmars, hat ihn endlich zur That gemacht. Die Herrschaft dieses Fürsten, soweit wir sie aus den auf uns gekommenen Denkmälern zu beurtheilen vermögen, muß eine sehr zielbewußte gewesen sein, obwohl die politische Klugheit ihn zu einem sehr schwankenden Character gemacht hat. Soviel ist gewiß, daß sein Streben nach Macht kein geringes und er darüber mit

---

[1]) Dümmler: Piligrim v. Passau, 12, 155 und Anm. 26

[2]) Conversio Bagoariorum et Carantanorum, I, p. 12. Bei Pertz in der angezogenen Stelle: Cui [nämlich Privinae] quondam Adalramus archiepiscopus ultra Danubium in sua proprietate loco vocato Nitrava consecravit ecclesiam.

anmuthigen Orte auch noch länger verweilen, aber unsere Umschau ist noch nicht beendet, wir müssen daher auf der Landstraße weiter wandern. Wir gehen auf den Thurm von Petronell zu und treffen von der Petroneller Kirche südwestlich eine dritte Rundkapelle. Sie ist noch größer und zierreicher als die Rundkapellen von Hainburg und Deutsch-Altenburg, denn ihre Rundmauer wird durch hohe, schmale Säulchen gegliedert und der Rundbogenfries läuft nicht blos um die Apsis, sondern auch um den ganzen Bau herum, wiewol sich andererseits die Kapelle keines solchen Portales rühmen kann, wie der Karner von Deutsch-Altenburg. Heute gehört die Kapelle von Petronell den Herren dieser Ortschaft und bildet die Gruftkapelle der Grafen Traun-Abensberg. Ihrer ursprünglichen Bestimmung nach diente sie eigentlich als Taufkapelle, was nicht nur ihr architektonischer Entwurf, sondern auch das Relief über dem Westeingange der Kapelle anzeigt, das, von roherer Ausführung als die Reliefarbeit am Riesenthore von St. Stephan in Wien, die Taufe Christi darstellt. Außer dieser Kapelle ist auch die Pfarrkirche ein uraltes Denkmal, an dem hauptsächlich der Thurm und das Sanctuarium mit geradem Abschlusse auffallen.

So nahe beisammen findet man also daselbst in reicher Zahl Baudenkmäler von hohem Werthe. Wenn wir nunmehr die Frage aufwerfen, wann und in welchem Jahre dieselben erbaut worden sind, kann hierauf keine zuverläßige Antwort erfolgen. Jedenfalls ist es eigenthümlich, daß sich mit den Denkmälern selbst nicht auch die darauf bezüglichen geschichtlichen Daten erhalten haben. Nur eine Tradition ist bezüglich der Deutsch-Altenburger Kirche auf uns gelangt. Der Volksglaube schreibt nämlich die Erbauung der Kirche dem h. Stephan, dem ersten Könige der Ungarn, zu.[1]) Nach der einen Legende waren die Pferde des Königs

---

[1]) Der Herr Pfarrer von Deutsch-Altenburg, Joseph Maurer, ließ uns einen Kupferstich zukommen, welcher das wunderthätige Marienbild der Deutsch-Altenburger Kirche darstellt. Die Aufschrift des Kupferstiches ist folgende: „Abbildung des wunderthätigen Gnadenbildes, welches von dem h. Stephan, ersten König in Ungarn, sammt der Kirche in Deutsch-Altenburg vor 800 Jahren hergestellt wurde." In dem im Jahre 1734 erschienenen Buche des Mathias Fuhrmann ist zu lesen: „Teutsch-Altenburg, ein uralte großwunderthätige Gnaden-Bildniß der Mutter Gottes, welche vor 700 Jahren von dem H. Stephano

dort mit ihm durchgegangen. Als der König der Gefahr entronnen war, habe er der h. Jungfrau Maria aus Dank für seine Errettung die Kirche erbaut. Nach einer anderen Erzählung hat St. Stephan, als er von dem deutschen Kaiser Konrad angegriffen wurde, nach dem glücklichen Ausgange des Krieges seinen Dank der h. Jungfrau durch die Erbauung der Kirche abgetragen.

Daß der Glaube, St. Stephan habe diese Kirche erbaut, nicht eben in neuerer Zeit entstanden ist, beweist hinlänglich der Seitenaltar, welcher im linken Schiffe der Kirche steht. Der Judex Curiä Koháry errichtete denselben im Jahre 1756, wie es die am Altarbilde angebrachte Inschrift erzählt. Auf dem Altarbilde sehen wir St. Stephan, den König von Ungarn, wie er knieend die Deutsch-Altenburger Kirche der h. Jungfrau weiht. Neben ihm befindet sich sein Sohn Emerich und hält die h. Krone und das Wappen Ungarns. Nach diesem Bilde hätte also St. Stephan die Kirche gebaut, denn ihre Dedication an die Mutter Gottes bedeutet an sich schon die thatsächliche Stiftung und Erbauung. Aus dieser Darstellung wird aber andrerseits klar, daß man sich im XVIII. Jahrhundert bezüglich der Baugeschichte der Kirchen noch recht in Verwirrung befunden hat.



21. Das Seiten-Altarbild der Deutsch-Altenburger Kirche.

Die auf dem Altarbilde ersichtliche Kirche ist nämlich die getreue Kopie der noch heute bestehenden. Die Kirche des Altarbildes besitzt den gothischen Thurm sammt dem gothischen Sanctuarium. Gothischer (Spitzbogen) Styl zur Zeit Stephan des Heiligen ist ein arger Anachronismus. Zur Zeit St. Stephan's herrschte lediglich der romanische (Rund-

ersten Christlichen König in Ungarn, in der dasigen von ihme erbauten Kirche zur Verehrung aufgestellt worden" Alt- und Neues Österreich I. 344.

bogen) Styl bei Monumentalbauten. Das beweisen die Bauüberreste aus der Zeit dieses unseres großen Königs: die Basiliken von Stuhlweißenburg und Kalocsa, deren Grundmauern man in unserer Zeit ausgegraben und durchforscht hat.[1]) In unserer Heimat begann der gothische Styl erst mit dem Beginne des XIII. Jahrhunderts in die Mode zu kommen und deswegen ist es unzweifelhaft, daß das Sanctuarium und der Thurm von Deutsch-Altenburg nicht gleichzeitig mit dem Schiffe erbaut worden sein konnten. Zwischen dem Baue des Schiffes und der Erbauung der beiden Schlußtheile der Kirche liegen mindestens zwei Jahrhunderte. Daß das Sanctuarium und der Thurm kein fortsetzungsweiser Ausbau der Kirche sind, kennzeichnet die Abgeschlossenheit der Style hinlänglich. Das Schiff ist im reinen romanischen Style erbaut, der keinerlei Merkmale des Übergangsgeschmackes an sich trägt. Der Thurm und namentlich das Sanctuarium erheben sich im gothischen Style, an welchem wir aber ebenfalls nicht das geringste Zeichen der Übergangsformen aus dem romanischen Style wahrnehmen können. Dieser Styl stammt aus der Blüthezeit der Gothik und eben darum, weil die zwei ganz verschiedene Zeitperioden kennzeichnenden Bauformen: der Rundbogen- und der Spitzbogenstyl durch keine Übergangsbrücke verbunden erscheinen, ist es ganz unzweifelhaft, daß zwei unmittelbar miteinander nicht zusammenhängende Zeitalter an dieser Kirche gebaut haben. Als Koháry das erwähnte Altarblatt malen ließ, achtete man gar nicht auf diese Stylverschiedenheit. Daraus erfahren wir aber auch zugleich, daß diesem heutigen Altarbilde keine aus dem XIII. Jahrhunderte oder früher herstammende Malerei oder Skulptur zum Vorbilde gedient hat. Wenn der Maler des Koháry ein Vorbild benutzte, so konnte dieses nur aus dem XIV. oder XV. Jahrhunderte stammen.

Trotzdem darf man jedoch nicht behaupten, daß die Legende, welche Stephan den Heiligen, mit diesem Kirchenbau in Verbindung setzt, sich nicht rechtfertigen lasse. Die Bauform des Schiffes, sowie der Rundkapelle

[1]) Henßlmann: Das Resultat der Ausgrabungen von Stuhlweißenburg (ung.) 1864. Derselbe: Die Grabungen des Erzbischofs von Kalocsa (ung.), 1873.

ermächtigt uns für alle Fälle dazu, diese im romanischen Style gehaltenen Theile als im Zeitalter St. Stephans entstandene anzunehmen. Wenn auch Stephan der Heilige, den Thurm und die Apsis nicht hat erbauen können, so konnte er immerhin das Schiff bauen lassen, denn es entspricht völlig dem Baugeschmacke seines Zeitalters. Wir glauben jedoch, daß St. Stephan nicht der ursprüngliche Erbauer der Kirche gewesen ist. Er mochte sie vielleicht umgebaut haben, denn das ursprüngliche Gotteshaus kann noch älter sein als die Zeit St. Stephans.

Wenn nun Stephan der Heilige, sei es in Folge eines Krieges oder der glücklichen Errettung aus der durch scheue Pferde hervorgerufenen Lebensgefahr, diese Kirche als Lösung eines Gelübdes erbaut hat, wie so kommt es dann, daß wir außer der Kirche in dieser Gegend noch an mehreren Orten solche Baudenkmäler gewahren, die völlig auf die Form und Zeit der Deutsch-Altenburger Rundkapelle hinweisen? Ist es nunmehr nicht gewiß, daß es sich hier nicht bloß um einen Votivbau, sondern um das Hinwelken einer großen Vergangenheit im Christenthume handelt? Wir hegen die Meinung, daß alle diese Baudenkmäler des romanischen Styles, von denen wir ähnliche ganz in der Nähe, in Scheiblingkirchen, St. Lorenz, Pottenstein, Pulkau, Kuenring, Hadersdorf, Mistelbach und Tulln antreffen, noch die Überreste jener Zeiten sind, in welchen Kaiser Karl die Avaren vom linken Ufer der Donau auf das rechte Ufer dieses Stromes versetzt hat. Jene Diöcese, jener Kirchensprengel, dessen Sitz Vetvar war, dehnte sich in dieser Gegend aus. Weil aber das Gotteshaus von Deutsch-Altenburg unter allen das hervorragendste ist, so identificiren wir Vetvar mit Deutsch-Altenburg. Diese Identificirung ist umso einleuchtender, als hier eine alte Erdverschanzung feststehen blieb, von der wir eher annehmen dürfen, sie sei ein avarisches, als ein quadisches Werk.[1]) Dieses Schanz-

[1]) Diese Verschanzung den Quaden zuzuschreiben, dafür liegt keinerlei Grund vor. Der Mühe und den Forschungen Much's und Schmidel's haben wir die zuverläßige Kenntniß zu verdanken, daß wir es da mit einem befestigten Orte aus nachrömischer Zeit zu thun haben, indem das Schanzwerk auf römischen Substructionen ruht, aber nur in einer solchen Zeit aufgeführt worden sein kann, in welcher Carnuntum bereits ein ganz verlassener, in Staub und Asche gestürzter Ruinenhaufen geworden war.

werk konnte im Besitze der Avaren allen Anforderungen dieses Volkes, das als berittene Kriegsmacht sich ohnehin nicht innerhalb dieser Umschanzung aufhielt, sondern diese als einen nur den Schatz und vielleicht auch die Familie ihrer Fürsten bergenden Aufenthaltsort gebrauchte, ganz gut entsprechen. Wir haben außerdem noch in Betracht zu ziehen, daß unten am Fuße der Burg, am Abhange des Burgfelsens, heiße heilkräftige, jodhältige Schwefelwässer aufquellen, die bereits die Römer mit Erfolg anzuwenden wußten. So rechtfertigen Burg und Heilwässer ganz gut den Namen Vetvar, wenn dieser wirklich die Bedeutung: Wasserburg in sich gefaßt hat.[1])

Mit Deutsch-Altenburg identificiren wir Vetvar auch aus anderen Gründen. Wir haben den großen Erdhügel erwähnt, der in der allernächsten Nähe der Deutsch-Altenburger Kirche sich befindet. Was kann dieses Erdwerk sein, aus welchem Grunde hat man es errichtet und aus welcher Zeit stammt es? Eine geschriebene Kunde hat sich davon nicht erhalten und wir können daher nur blos auf der Basis der Muthmaßung uns über diese Frage aussprechen. Zu behaupten, daß dieser Hügel zu kriegerischen Zwecken entweder durch Barbaren, durch Römer oder Türken[2]) erbaut worden sei, ist eine unverständliche Erklärung. Dieselbe wäre nur dort annehmbar, wo es sich um eine offene Ebene oder um ein flaches Terrain handelt, nicht hier, wo das Nachbargebirge das Erdwerk einschließt und hoch überragt. Welches Volk immer darauf einer entfernter liegenden Stätte ein Signal geben wollte, hätte dies von den höher emporsteigenden Hügeln der Nachbarschaft vielmehr ins Auge fallend bewerkstelligen können. Man kann

---

[1]) Diese Anschauung theilt auch Hansiz, der folgendermaßen darüb. schreibt: Certum videtur Vetvar fuisse oppidum Hunnorum non Moravorum. Var enim Hunnis idem erat, quod Germanis **burgum**, seu arx. Credibile est locum Vetvar fuisse Danubio Moraviam respicienti vicinum Moravi enim ad Danubium usque colebant. Intra fluvium juxta rudera veteris Carnunti Tutundus seu Tudunus Hunnorum Princeps cum suis residebat. **Germania Sacra**, I, 147—148. Szentiványi schreibt von Urolf, dem Erzbischofe von Lorch, daß er im Jahre 825 nach **Óvár**, auf Deutsch nach **Altenburg** zog, wo er viele Hunnen und Avaren getauft hat. (In **catalogo Sanctorum Hungariae** ad diem 14. Januarii.)

[2]) Vergleiche Kubitschek und Frankfurter: **Führer durch Carnuntum**, 44—45.

daher bezüglich dieses Erdhügels keine andere Meinung haben, als daß er ein wirklicher Tumulus, ein wirklicher Grabhügel ist, in dessen Innerem eine sehr vornehme Persönlichkeit ruhen muß. Dieser Grabhügel ist sicherlich nichts anderes als das Gegenstück zu jenen großen Erdhügeln, die sich auf der weiten Ebene unseres ungarischen Tieflandes finden. Darum überrascht es nun im hohen Maße, daß man gerade in der Gegend von Deutsch-Altenburg auf einen solchen Hügel stößt. Die Erbauer der großen Grabhügel des Tieflandes waren keine Christen. Dies sagen wir jedoch nicht darum, als ob die Errichtung dieses Erdaufwurfes als Grabhügel christlichen Anschauungen widersprechen möchte. In unseren Friedhöfen sind die Grabstätten auch nichts anderes als bescheidene Tumuli, kleine Grabhügel. Wir halten an der Verwendung dieser Erdwerke als Grabhügel darum fest, weil die bisher geschehene Eröffnung und Untersuchung solcher Hügel die vollen Beweise dafür geliefert hat, daß dieselben Grabstätten eines uralten Heidenvolkes sind. Hunnen, Avaren und jene heidnischen Kumanier, welche noch im XIII. Jahrhunderte das Christenthum auf gütlichem Wege nicht annehmen wollten, haben sie errichtet. Wenn wir davon ausgehen, gelangen wir schnell auf den Gedanken, daß der Erdhügel von Deutsch-Altenburg auch ein derartiger Bau eines uralten, Grabhügel errichtenden Volkes ist. Wir halten ihn für einen Bau der Avaren und zwar für einen Grabhügel, in dessen Innerem eine hervorragende avarische Persönlichkeit bestattet liegt.[1]) Von den Avaren, die zur Zeit Karl des Großen in diese Gegenden einwanderten, wissen wir, daß sie

[1]) Herr Enea Lanfranconi, in dessen Gesellschaft wir Deutsch-Altenburg einmal besucht hatten, hält den Hügel für das Grab Árpáds. Aus verschiedenen Gründen vermögen wir diese seine Ansicht nicht zu theilen und glauben, daß er von der Unhaltbarkeit seiner Ansicht sich überzeugen würde, wenn er seiner Absicht gemäß die Aufgrabung des Hügels durchgeführt haben wird. Die Aufgrabung wäre der einzige Weg, zur Wahrheit zu gelangen. In den fünfziger Jahren begannen die in Hainburg stationirten Pionniere eine Aufdeckung des Hügels, aber nicht zu wissenschaftlichem Zwecke, sondern als rein militärische Übung und führten darum auch kein Protocoll. Überdies beschränkte sich die ganze Grabung nur auf eine Seite des Hügels. Herr Lanfranconi, der für wissenschaftliche Zwecke schon große Summen geopfert hat, würde sich zweifellos neue Verdienste erwerben, wenn er die gewissenhafte Aufgrabung des Hügels von Deutsch-Altenburg bald ins Werk setzen möchte.

im Christenthume nicht sehr standhaft blieben. Einer ihrer Khane, Tudun, nahm das Christenthum in Aachen an, kehrte aber aufs Neue zum Glauben seiner Väter zurück. Auch andere Mittheilungen bekräftigen es, daß die Avaren nur sehr spät ihre Ohren und Herzen der frohen Botschaft des Evangeliums öffneten. Sie glichen hierin unseren Kumaniern des XIII. Jahrhunderts, die das Christenthum wol aus Zwang annahmen, aber lange genug noch auf heidnische Weise fortlebten und nach heidnischer Art sich kleideten.

Damals, als die Avaren den Hügel über die Begräbnißstätte der Überreste eines ihrer Heerführer aufwarfen, stand wol kaum ein christliches Gotteshaus an diesem Orte. Damals gab es nur den Avaren-Ring, so daß der Zusammenhang zwischen diesem Ringe und dem Tumulus ganz augenfällig ist. Der Bau des Gotteshauses hat gewiß später stattgefunden. Der Khan Abraham, der dem als Theodor getauften Tudun im Khanate nachfolgte, empfing an der Mündung der Fischa, in Fischamend, das Christenthum, woraus wir vielleicht folgern dürfen, daß sich damals auf dem Platze des heutigen Altenburg noch keine Kirche befunden hat. Weil aber Kaiser Karl bei der Bekehrung der Avaren mit derselben Unbeugsamkeit auftrat, wie bei den heidnischen Sachsen und Baiern, können wir füglich jene weitere Ansicht wagen, daß die Erbauung des Gotteshauses von Deutsch-Altenburg nicht viel später als die Stiftung der Diöcese von Vetvar erfolgt ist.

Wenn die Aufzeichnung richtig ist, daß die urkundliche Erwähnung der Deutsch-Altenburger alten Kirche aus dem Jahre 1213 stammt, in welchem die damaligen Besitzer dieses Gebietes, die Ritter Alban und Johann Dörr [1]) sie erbauten, so kann diese Aufzeichnung gewiß nur auf einen Umbau der älteren Kirche Bezug haben. Die beiden Ritter Dörr haben die Kirche St. Stephans aber so umgebaut, wie man im XV. Jahrhundert, um 1400 herum, ihre Kirche umgestaltet hat, als man den heute stehenden Thurm sammt den Sanctuarium aufführte. Die ganze Construction des romanischen Schiffes weist darauf hin, daß dazu eine romanische Apsis und ein romanischer Thurm gehört hat, und offenbar

[1]) Kubitschek und Frankfurter w. o. 45.

kamen aus dem damals abgetragenen Baumaterial die vielen antiken Stein- und Ornamentfragmente in die Umfriedungsmauer der Kirche hinein, die eben an der Wand derselben sichtbar sind. Ob auch Stephan der Heilige diese Kirche nur umgebaut hat, können wir ohne alle Urkunden nicht mit Gewißheit sagen. Die mit der Kirche verknüpfte Legende und namentlich das Altarblatt weisen darauf hin, daß auch St. Stephan zu den Bauherren dieser Kirche gezählt wird. Wenn er es wirklich war, so hat auch er nur Umbauten an der Kirche, die zur Zeit Karl des Großen errichtet wurde, vornehmen können.

Ob einst mehr Licht in diese Frage kommen wird, wer vermag dies zu sagen? So viel ist sicher, daß wir von der Diöcese von Vetvar nach dem Jahre 826 nichts mehr erfahren. Jede Kunde von den Avaren geht verloren. Im Jahre 822 erwähnen die Reichsannalen zum letztenmale dieses Volk aus dem Anlasse, als es zur Besänftigung des Zornes Ludwigs des Frommen Geschenke an den Reichstag nach Aachen sandte.[1]) Seit dieser Zeit verliert sich jede Spur der Avaren in den Chroniken. Darum, weil es das Schicksal dieses Volkes war, im Meere der Vernichtung[2]) spurlos unterzugehen, oder deßhalb, weil es endlich derart im Christenthume aufging, daß seine heutigen Nachkommen in Folge der civilisirenden Macht des Christenthums sich schon seit Langem jedweder Eigenthümlichkeit des Rassencharakters völlig entkleidet haben?!

---

[1]) Eginhardi Annales ad an. 822. Außerdem Krones: Handbuch der Gesch. Österr. I, 272. Büdinger: Österr. Geschichte, I, 137.

[2]) Ein russisches Sprichwort sagt: „Er ist dahingeschwunden wie der Avare, ohne Vetter und ohne Erben." Nestor in der Übersetzung Schlözer's II, 217. Doch auch der Magyare kennzeichnet mit dem Worte: avarság (Avarenthum) das Wüstsein.



VII.

Die Gründung der Probstei von Preßburg. Ihre ursprüngliche Stätte. Pröbste und Domherren während der ersten drei Jahrhunderte. Die erste Pfarre.



Mit der Wegwanderung der Avaren wurde das Christenthum zwischen der March und der Waag immer allgemeiner. Morawia wird im Jahre 822 zum erstemale historisch erwähnt und um das Jahr 830 auch der Fürsten dieses Landes, Mojmar und Privina, gedacht.[1]) Diese waren, wenn nicht die ersten, so doch immerhin die eifrigsten Verbreiter des Christenthums unter den Slaven. Während Mojmar sich in dem Landgebiete jenseits der March aufhielt, war Privina in Neutra seßhaft. Mojmar muß unbedingt ein thatkräftiger Christ gewesen sein, denn schon in seinen Tagen blühte das Bisthum von Speculijulium. Daß er aber auch sonst im Rufe eines guten Christen stand, wissen wir daher, weil die Papst Eugen II. zugeschriebene Bulle ihn zur Gründung christlicher Bisthümer auffordert. Allerdings ist diese Bulle eine spätere Erdichtung, nichtsdestoweniger beweist sie aber doch, daß Mojmars Ruf noch nach einem Jahrhunderte ein solcher war, welcher von seinem Eifer als Christ Zeugenschaft geben konnte. Von Privina

---

[1]) Eginhard in Vita Caroli Magni ad an. 822. Dazu Dümmler: Piligrim v. Passau, 11. Palacky: Gesch. v. Böhmen, I, 107. Dudik: Mährens allg. Geschichte, I, 82. Büdinger: Österr. Geschichte, I, 183.

gilt dies vielleicht noch mehr. Als er sich auf den innerhalb der March befindlichen Landestheilen niederließ, gab es keine christliche Kirche in Neutra, denn Privina empfing erst nachher das Christenthum. Nachdem ihn Mojmar aus seinem Besitze verdrängt hatte, nahm Privina seine Zuflucht zu dem Markgrafen Radbold und in diesen Zeitpunkt fällt seine Taufe in der Kirche zu St. Martin in Traismauer. Darauf kam der Erzbischof Adalram von Salzburg nach Neutra und weihte die erste Kirche daselbst ein. Dies kann aber auch nur zwischen 821 und 826 geschehen sein, weil seine oberhirtliche Verwaltung des Salzburger Erzbisthumes in diese Jahre fällt.[1]) Daß diese erste Kirche von Neutra kein bischöfliches Gotteshaus war, geht vielleicht aus dem Umstande hinlänglich hervor, daß die Geschichtsquelle, aus der wir dies alles erfahren, dieses Gotteshaus als keine Cathedrale anführt.[2]) Hieraus geht aber auch handgreiflich jener historische Anachronismus hervor, den die angebliche Bulle Eugen II. enthält, wenn sie das Bisthum von Neutra als bereits im Jahre 826 bestehend erklärt. Dieses Bisthum ist thatsächlich etwa fünf Decennien später gestiftet worden, was der die Bulle erdichtende Piligrim nach Ablauf eines Jahrhunderts leicht aus den Augen verlieren konnte.

Mojmar und sein Nachfolger in der mährischen Fürstenwürde, Ratislaw, eröffneten mit der Ausbreitung des Christenthums auch den slavischen Aspirationen einen immer größeren Kreis. Einer wie der Andere strebte darnach, das Joch der Franken abzuschütteln. Der Versuch beider Fürsten wurde jedoch zu Nichte. Swatopluk, der dritte Nachfolger Mojmars, hat ihn endlich zur That gemacht. Die Herrschaft dieses Fürsten, soweit wir sie aus den auf uns gekommenen Denkmälern zu beurtheilen vermögen, muß eine sehr zielbewußte gewesen sein, obwohl die politische Klugheit ihn zu einem sehr schwankenden Character gemacht hat. Soviel ist gewiß, daß sein Streben nach Macht kein geringes und er darüber mit

---

[1]) Dümmler: Piligrim v. Passau, 12, 155 und Anm. 26

[2]) Conversio Bagoariorum et Carantanorum, I, p. 12. Bei Pertz in der angezogenen Stelle: Cui [nämlich Privinae] quondam Adalramus archiepiscopus ultra Danubium in sua proprietate loco vocato Nitrava consecravit ecclesiam.

sich im Reinen war, daß politische Unabhängigkeit durch nichts besser zu sichern ist, als durch die Unabhängigkeit des Glaubens. Hievon hatte schon sein Vorgänger klare Einsicht. Diese Einsicht spornte Beide an, in ihrem Reiche ein solches Bisthum zu gründen, das berufen sein solle das Slaventhum den großen deutschen Religionscentren über der Donau zu entfremden und mehr im eigenen Kreise zu centralisiren. Nach Konstantinopel geschickte Gesandte baten den griechischen Kaiser, er möge den Slaven einen solchen Verkündiger des Wortes Gottes zuweisen, der ihnen die Wahrheit jener Lehre, die ihrem Ermessen nach die aus Italien, Griechenland und Deutschland kommenden Heilsboten so sehr verwirrt hätten, in ihrer ganzen Unverfälschtheit auseinander setze.[1]) Damit war der Kern des Wunsches der Sender genug offen dargelegt. Die Thätigkeit der abendländischen Prediger fiel nicht zu Gunsten der slavischen Aspirationen aus. Trotzdem dürfen wir aber nicht glauben, daß die mährischen Slaven in der Wirksamkeit der griechischen Missionäre die Sicherung des Triumphes ihrer politischen Angelegenheiten erkannt hätten. Sie bedurften eines slavischen Apostels, der nicht nur in ihrer Sprache die Lehre des Evangeliums zu verkünden, sondern auch den Ritus und die Gesänge der Liturgie festzusetzen hatte. Einen solchen Apostel mochten sie wol am besten aus dem östlichen Kaiserreiche gewinnen, wo in der Umgebung von Thessalonich sich slavische Bevölkerung vorfand. Der griechische Kaiser sandte auch thatsächlich von da aus Methodius und seinen später den Namen Cyrill sich beilegenden Bruder Konstantin nach Mähren. Cyrill hat die heilige Schrift ins Slavische übersetzt und im Vereine mit seinem Bruder den Ritus sowie die Liturgie in slavischer Sprache eingerichtet. Als sich dann die politischen Verhältnisse derart gestalteten, daß das Übereinkommen von Forchheim im Jahre 874 Swatopluk in seiner Herrschaft über Mähren bekräftigte, mußte die deutsche Geistlichkeit sich aus Mähren entfernen und zweifellos fällt in diese Epoche die Gründung des Bisthumes von Neutra.[2])

[1]) Dümmler: Die pannonische Legende vom heil. Methodius, mitgetheilt im Archiv für Kunde österr. Geschichtsforschung, XIII, 186—187. Außerdem Miklosich: Vita S. Methodii, Wien 1870, 13.

[2]) Von dem Neutraer Bisthume glauben mehrere, die sich auf Martin,

Im Jahre 879 geht Swatopluk's Vertrauensmann und Günstling, der Alemanne Wiching, als Bischof von Neutra, nach Rom.

Die Gründung des Bisthums von Neutra kann zugleich als sichtliches Zeichen dessen betrachtet werden, wie Swatopluk seine Slaven kirchlich und politisch einigen wollte. Wiewol Theben der befestigte Hauptort Ratislaws war, der unter ihm zu großer Blüthe gerieth, hat Swatopluk trotzdem nicht hier das slavische Bisthum errichtet. Er gründete es aber auch in Preßburg nicht, denn sowol Theben wie Preßburg liegen unmittelbar am deutschen Gebiete und entsprachen demnach geographisch seinem Plane nicht. Das kirchliche Centrum mußte er von der deutschen Grenze weiter weg verlegen, denn nur so glaubte er seine Slaven gegen den aufsaugenden Einfluß der Deutschen sicher stellen zu können. Damit aber der namhafteste bevölkerte Punkt der Donaugrenze — Theben war mehr befestigter Ort — dennoch nicht des kirchlichen Bollwerkes entbehre, glauben wir, wenn wir dies auch nicht mit Urkunden zu erhärten vermögen, daß Swatopluk auch in Preßburg eine kirchliche Institution von größerer Bedeutung ins Leben rief. Ob nun diese, die bis heute fortbestehende Probstei oder eine solche kirchliche Institution war, die der erst später organisirten Probstei als Grundlage diente,

---

dem Mönch von Velehrad, stützen, daß es von Fritigil, der vom heil. Ambrosius getauften Gattin des Königs Rosemund der Markomannen im Jahre 395 errichtet worden sei. Andere, darunter auch Szalágyi [De statu Eccl. Pannoniae, III, 225.], Katona [Hist. Crit. Duc. 537 und Epist. exeges. 11], Fejér [Dissertatio in res hung. veteres, 88 und Initia religionis Christianae, 135], Pray [Specimen Hierarchiae Hung. I, 361], Podhráczky [Chronicon Budense, 174], Schrödl [Wetzer-Welte: Kirchenlexicon VII, 766] setzen die Gründung zu Anfang des IX. Jahrhunderts um das Jahr 824 und halten den Erzbischof Urolf von Lorch für den Stifter. Wenn wir erwägen, daß zwischen den Markomannen und der Gegend von Neutra nicht die Markomannen, sondern die Quaden saßen, kann die Gründung durch die markomannische Königin eine Wahrscheinlichkeit für sich haben? Wir besitzen auch keinerlei verläßliche Kunde, welche die Gründung durch den Erzbischof von Lorch rechtfertigen würde. Im Gegentheile verweisen die Umstände ganz bestimmt darauf, daß Swatopluk die Diözese von Neutra gegründet hat. Diese Ansicht sprechen Karl Szabó (Die Periode der ung. Herzoge (ung.) 80) und Krones (Handbuch der Gesch. Österr., I, 478) aus. Ich habe mich in meinem in ungarischer Sprache erschienenen Werke (Die kirchliche Geographie Ungarns zu Anfang des XIV. Jahrhunderts, I, 66.) dieser Ansicht angeschlossen.

wissen wir nicht zu sagen, weil darüber keinerlei historische Kunde auf uns gekommen ist. So viel ist unzweifelhaft, daß mit der Stiftung Swatopluks das kirchliche Leben in Preßburg kräftigere Wurzeln trieb.

Das große nationale Ziel, das sich Swatopluk gesetzt hatte, wurde von ihm wol erreicht, aber der Erfolg war nicht von Dauer. Wir haben gesehen, wie unter dem Ansturme der mit Arnulf verbündeten Magyaren der Thron und das Reich Swatopluks in Trümmer gingen. Nun drängt sich die Frage auf, ob unter den neuen Herren des Bodens auch das kirchliche Leben in dieser Gegend erloschen ist?

Wir halten uns hierbei zwei Erscheinungen vor Augen, aus welchen wir so ziemlich eine zuverlässige Folgerung auf den Gang der Ereignisse machen können. Die eine Erscheinung ist die, daß die Magyaren nicht nur allein als christliche, sondern auch noch als heidnische Nation sich jederzeit durch religiöse Toleranz hervorgethan haben.

Wenn auch die Magyaren an ihren Nationalgott glaubten, so findet sich in den über sie berichtenden Chroniken des Auslandes nicht eine einzige Stelle, worin sie dessen bezichtiget erscheinen, daß sie die christlichen Völker aus religöser Antipathie ein halbes Jahrhundert hindurch verfolgt hätten. Aus Abenteuer- und Raublust oder um erlittene Beleidigungen zu rächen, brachen sie in die westlichen Länder ein und brandschatzten Klöster und Kirchen nicht aus religiöser Verfolgungswuth. Dies geschah nur aus Lust an Beute. Dem entsprechend können wir also auch nicht annehmen, daß nach dem Siege über Swatopluk und der Besitznahme seines Reiches die von ihm in Preßburg gestiftete Kirche zerstört und ganz und gar vernichtet worden wäre.

Die zweite, diese Ansicht bestärkende Erscheinung ist die, daß die Magyaren auch die andere Stiftung Swatopluks, den Bischoffitz von Neutra, nicht gestürzt haben. Die Urkunde St. Stephans vom Jahre 1006 stellt die Existenz der Neutraer bischöflichen Kirche außer allen Zweifel. Wir wissen es ganz gut, daß die Echtheit dieser Urkunde stark angefochten wird.[1]) Auch wir schließen uns der Ansicht Jener an, welche

[1]) Katona [Hist. Crit. I, 127], Jászay (Die Zeiten der magy. Nation bis zur goldenen Bulle (ung.), 239.), Fejér [Dissert in res veteres, 123. und Initia relig. Christianae, 137.], Kerékgyártó (Culturgeschichte

diese Urkunde vermöge ihrer äußeren Merkmale für kein Original halten. In der Kanzlei des Königs Stephan wurden die Urkunden nach einem ganz anderen Schema angefertigt. Wir leugnen es aber, daß eine der Form nicht entsprechende Urkunde in Bezug auf die in ihr enthaltenen historischen Angaben für jeden einzelnen Fall schon als Fälschung betrachtet werden dürfe. Wenn wir die Stiftungsurkunde des Bisthumes Fünfkirchen wegen ihrer Mangelhaftigkeit in der Form nicht verwerfen, so haben wir auch keinerlei Befugniß den Neutraer Stiftungsbrief als Erdichtung zu betrachten, denn die Thatsachen, die darin enthalten sind, lassen sich nicht als erdichtet erweisen.[1])

Der Stiftungsbrief vom Jahre 1006 sagt, daß die St. Emmeramskirche von Neutra auch zur Zeit des Königs Stephan des Heiligen bestanden hat. Hier traf der heilig gesprochene König Geistliche an, welche regelmäßig den Gottesdienst versahen. Er selbst nahm an ihren Gebeten theil. Mit ihnen zugleich sang er vor dem Altare des heil. Emmeram die Psalmen.[2]) Die Kirche erlitt nur insoweit einen Wechsel,

Ungarns (ung.), II, 84.) erklären die Urkunde als verdächtig, Szalay (Gesch. von Ungarn (ung.) I, 99.), Knauz (Lányi Ung. Kirchengeschichte (ung.), I, 338.), Dudik (Mährens Allg. Geschichte, I, 43.), Záborßky (in „Századok“ (ung. hist. Zeitsch.), 1868, 54.), Balics (Gesch. der röm. kath. Kirche (ung.), I, 92.) und neuestens Karácsonyi (Die Urkunden des Königs St. Stephan (ung.), 103—106) erklären sie als Erdichtung.

1) Dies habe ich in meinem in ungarischer Sprache erschienenen obenerwähnten Buche „Kirchl. Geographie Ungarns am Beginne des XIV. Jahrhunderts“ Seite 68—72 ausführlicher behandelt. Diese meine Ansicht wird aber auch von nicht geringeren Historikern, wie Michael Horváth (Das erste Jahrhundert des Christenthums in Ungarn (ung.), 188.) und Karl Szabó (Klein. hist. Schriften (ung.), I, 271.) getheilt und diese Historiker gehören vielleicht doch „auch zu den wirklichen Geschichtsforschern.“ Aber auch Fejérpataky spricht nicht die Falschheit der Urkunde aus (Der Stiftungsbrief der Abtei Martinsberg (ung.), 160.), sondern schließt sie nur insoweit aus seiner Untersuchung aus, als ihre Textirung von dem im Jahre 1001 erlassenen Stiftungsbriefe des h. Stephan gänzlich abweicht.

2) venimus ad castrum nostrum Nitra: vbi indicibili cordis nostri solatio affecti sumus, quia extra quamlibet exspectationem accidit nobis, quod nonem S. Romanae Ecclesiae Sacerdotes Presbiteros inuenimus, qui se capitulares canonicos Ecclesiae B. Emerami martyris, in dicto castro nostro Nitra situatae, nominabant; et dictae Ecclesiae ac populo, vsque ex partibus Marcomannorum illuc confluenti, inseruiebant, laudes diuinas.. assidue decantantes. Quibus nos vltra associati, diebus pluribus compsallere, veniamque peccatorum ac verae fidei

als ihr Bischof Wiching bei Eintreffen der Ungarn, die seiner Obsorge anvertraute Heerde treulos verließ und sich zu Arnulf flüchtete, als dessen Kanzler er später eine Rolle gespielt hat.[1]) Es ist natürlich, daß nach der Flucht des Hirten auch die Heerde sich zerstreute und das Vermögen der Kirche, über dessen Bestand wir nichts wissen, so sehr zusammenschmolz, daß die, welche am Altare des heil. Emmeram dem Gottesdienste oblagen, kaum von den Pfründen dieses Altares zu leben vermochten. Trotz dieser Verarmung der Kirche bestand aber der Altar dennoch.

Ganz ähnlich mag es der Kirche von Preßburg ergangen sein. Die ursprüngliche Kirchenstiftung dürfte an Personal und an Vermögen einen Abbruch erlitten haben. Sie verarmte wie das Gotteshaus von Neutra, aber gleich diesem wurde sie nicht zerstört. Dies macht uns auch das Vorgehen St. Stephans verständlich.

Wir wissen, daß Stephan der Heilige der Apostel seiner Nation war. Seinen Bemühungen ist die Christianisirung der Ungarn zu verdanken. Er war der Stifter der meisten, heute noch in unserer Heimath bestehenden Bisthümer. Wenn wir diese Stiftungen betrachten, so sehen wir, daß er auf die Populationsverhältnisse des Landes besonders Acht hatte. Es ist daher sehr überraschend, daß er gerade dort, wo diese Populationsverhältnisse am günstigsten standen, im nordwestlichen Ungarn, keine kirchliche Diözese gestiftet hat. Um diese ganz auffallende Thatsache zu erklären, haben mehrere angeführt, daß die Ungarn nach der Schlacht von Augsburg sich nicht mehr im Besitze des westlichen Landestheiles befanden und St. Stephan somit auch keine Stiftungen machen konnte. Diese Ansicht entbehrt aber

---

lumen, robur, et incrementa deprecari non destitimus. Desericš: De initiis et majoribus Hung. Commentaria, V, 181. Neuestens Karácsonyi: Die Urkunden Stephan des Heiligen (ung.), 103.

[1]) Kaiserliche Gnade hat ihm auch zu dem Bischofssitze von Passau verholfen, aber die Provinzialsynode vom Jahre 899 entfernte ihn von da, als einen, der schon früher den Bischofsstuhl von Neutra inne hatte, mit der Begründung, daß ein Wechsel in Bischofssitzen mit den Gesetzen der Kirche nicht im Einklange stehe. Annales Fuldenses ad an. 899. Kleinmayrn: Iuvavia, 99. Dümmler: Piligrim von Passau 7.

jedweden Grundes. Es ist allerdings wahr, daß nach der Niederlage von Augsburg der Theil jenseits der Donau vom Kahlenberg bis zur Leitha verloren ging, aber ebenso unanfechtbar bleibt es, daß St. Stephan dieses Landgebiet im Jahre 995, als er die Schwester Kaiser Heinrich II. zur Frau genommen hatte, vom deutschen Könige wieder zurückerhielt.[1]) Das aber das Hochland am Abhange der Karpathen seit der Zeit der Landeseinnahme beständig und ununterbrochen in magyarischer Hand war, ist ein nicht zu bezweifelndes historisches Factum. Die Behauptung daß Boleslaw von Böhmen im Jahre 955 die Grenzen seines Reiches bis zum Mátragebirge ausgedehnt habe,[2]) beruht auf irrig erklärten Worten des Stiftungsbriefes des Prager Bisthumes aus dem Jahre 973, welcher uns weder im Originale, noch in der Abschrift [Transsumt] aus dem Jahre 1086 vorliegt, sondern lediglich als Bruchstück in der böhmischen Chronik des im Jahre 1125 verstorbenen Prager Dekans Kosmas erhalten geblieben ist. Man hat nämlich den in diesem Fragmente vorkommenden Ortsnamen Mudre ohne jedwede Kritik einfach mit Mátra erklärt, wogegen derselbe nachweisbar den im nördlichen Theile des heutigen Nieder-Österreichs gelegenen Mouriperg d. i. Malberg bedeutet, bis wohin sich auch im X. Jahrhunderte das Prager Bisthum thatsächlich erstreckt haben kann. Die Angabe, daß im Jahre 1000 die Grenze von Polen bis zur Donau und zur Stadt Gran und von da bis nach Erlau und an die Theiß[3]) sich ausgedehnt habe, ist nichts anderes als ein Phantasiegebilde, das ein in der Geschichte gänzlich unerfahrener und unwissender polnischer Chronist[4]) in

[1]) Infra Litham, nunc pars Vngariae est, lesen wir bei Aventinus, D. enim Henricus secundus Caesar Augustus, regulus Boiorum tertius, Stephano regi, Gisalae sororis suae marito, quo facilius gens effera religionem nostram reciperet, quasdam urbes Boiorum, regnique Boiariae, quae infra Litham sitae sunt, quasi dotis nomine traditisse legitur: Nempe Posonium, Vratislaburgium, Sempronium, Oedenburgium, et alia huiusmodi oppida. Annales Boiorum. Lib. IV. cap. 34. p. 306.

[2]) Palacky: Gesch. von Böhmen, I, 157. 221. 226—228.

[3]) Palacky, ebenda, I, 248—249.

[4]) Cronica Hungarorum, herausgegeben aus einem Warschauer Codex des XIII. Jahrhunderts von Endlicher: Rerum Hungaricarum Monumenta Arpadiana, 60—82. Bei Bialowsky ebenfalls: Monumenta Poloniae, I, 487.

seinem von Unsinn strotzenden, elend zusammengestoppelten Machwerke ersonnen hat.[1])

Nachdem nun die Dinge sich so verhalten, bleibt es immerhin sehr auffallend, daß St. Stephan im ganzen nordwestlichen Ungarn keine kirchliche Stiftung außer der Abtei von Zobor gemacht hat. Wir werden aber dieses Vorgehen sofort verstehen, wenn wir annehmen, daß es damals sowol in Preßburg, wie in Neutra, wenn auch keinen Bischofsitz, so doch jedenfalls Domkirchen, Propsteien und Domkapitel gab.

Erst am Beginne des XII. Jahrhunderts erhalten wir eine zuverlässige Kunde über die Kirche von Preßburg. Diese späte Erwähnung bot einem Theile unserer Historiker Grund zur Behauptung, daß diese Kirche im XI. Jahrhundert gar nicht existirt habe. Diese ihre Behauptungen erachten wir jedoch als unhaltbar.

Die Existenz der Probstei zur Zeit St. Stephans und St. Ladislaus' vermögen wir, wenn wir sie auch nicht mit Urkunden[2]) erweisen können, doch damit zu beweisen, daß sie schon in den Gesetzen Königs

[1]) Siehe Karl Szabó: Ist es wahr, daß das Hochland am Karpathenabhange nicht Árpád, sondern St. Stephan in Besitz genommen hat? (ung.) Aufsatz im Jahrgange 1868, Heft 5, 7 der ung. hist. Zeitschrift „Századok“ und in seinen ungarischen Kleineren Schriften, I, 233—274. Der vorzügliche Gelehrte hat mit dieser Studie alle falschen Meinungen richtiggestellt. Neben Szabó ist Theod. Botka zu erwähnen, dessen Essay: Studie über die ersten ältesten Grenzen des Graner Erzbisthumes und dessen Territorium (ung.) im Jahrgange 1864 der ung. kirchl. Zeitschrift „Magyar Sion“ Seite 241—261 erschienen ist. Mit dieser Arbeit hat auch er irrige diesbezügliche Meinungen aufgehellt. Daß diese nüchterne Ansicht sich auch bei ausländischen Schriftstellern Bahn zu brechen beginnt, zeigt das Buch von Roesler: Romänische Studien, Leipzig 1871. Darin anerkennt der genannte Schriftsteller auf Seite 163, daß zur Zeit der Landeseinnahme überall der Kamm der Karpathen die Grenze des ungarischen Reiches wurde. So sagt auch Dümmler: daß die gegen die Mährer geführten Kriege der Ungarn zur völligen Besiegung dieses Reiches führten. Piligrim, 14.

[2]) Kaprinai erwähnt wol eine Urkunde vom Jahre 1022, in der die Probstei angeführt wird. Wo befindet sich aber dieselbe? Die Manuscripte Kaprinai's finden sich zwar in der Universitäts-Bibliothek zu Budapest, vergebens suchen wir aber unter ihnen die fragliche Urkunde. Fejér, der aus der Sammlung Kaprinai's das Allerälteste publizirt hat, hat sie ebenfalls nicht vorgefunden, denn sonst hätte er sie gewiß in seinem Werke mitgetheilt. Wir können es daher auf Grund dieser Urkunde nicht als gewiß behaupten, daß St. Stephan die Probstei von Preßburg gestiftet habe.

Kolomans erwähnt wird. König Koloman aber können wir ihre Stiftung keinesfalls zueignen. Koloman war durchaus nicht ein Fürst, der sich durch kirchliche Stiftungen auszeichnete. Wenn man seine in der Geschichte aufgezeichneten Einrichtungen und seine zur Entfaltung gelangte Thätigkeit betrachtet, darf man wirklich nicht sagen, er sei als König ein großer Stifter gewesen. In der Gesetzgebung characterisirt ihn zweifellos eine höhere geistige Potenz. Einzelne seiner Gesetzartikel zeugen von ganz ausnehmendem Aufgeklärtsein, hingegen andere, daß er sich die Vermehrung des Kirchenvermögens gerade nicht angelegen sein ließ. In einem Gesetzartikel ordnete er die Zurücknahme der überflüssigen Kirchengüter und die Verwerthung derselben für das Aerar an.[1]) Wir besitzen auch nicht eine einzige Urkunde, worin er als Kloster- oder Kirchenstifter erschiene. Eine und die andere ältere Stiftung bekräftigte König Koloman wol, z. B. das Kloster der griechischen Nonnen von Veßprim[2]), die Kirche von Arbe[3]), die Abtei von Zobor[4]), aber neue fromme Stiftungen errichtete er nicht. Während unter den Königen aus dem Hause Árpáds, Stephan I., Peter, Andreas I., Béla I., Géza I., Ladislaus I., Béla II., Géza II., Béla III., Emerich, Andreas II., Béla IV., Ladislaus IV. als Fürsten erscheinen, die sich durch Kirchenstiftungen und monumentale Kirchenbauten glänzende Namen geschaffen haben, gehört König Koloman unter die geringe Anzahl jener Monarchen, die auf diesem Gebiete nachweisbar nichts gethan oder geschaffen haben. Sowie von Stephan III., Ladislaus II., Stephan IV., Ladislaus III., Stephan V. und Andreas III. keine Kunde davon zu uns gelangt ist, so wissen wir auch nicht von König Koloman, daß er Stifter war oder irgend ein monumentales Bauwerk einer Kirche oder ein Kloster erbaut hätte. Die Kirche sammt dem Capitel von Dömös wurde wol

---

[1]) Decret Colom. regis 15. Bei Endlicher: Rer. Hung. Mon. Arpad. 362.

[2]) Katona: Hist. Crit. III, 263. Fejér: Cod. Dipl. II, 46. VII. I, 141. Knauz: Mon. Eccl. Strig. I, 74.

[3]) Farlati: Illyr. Sacrum, III, 166. V, 236. Lucius: De regno Croatiae, 188. Siehe Katona: Hist. Crit. III, 276. Fejér: Cod. Dipl. II, 56.

[4]) Fejér: Cod. Dipl. II, 41, 58. V. I, 309. VII. IV, 57. VII, V. 87. Pray: Diatribe de S. Ladislao, 31, 40. Katona: Hist. Crit. III, 214.

unter ihm, aber nicht von ihm, sondern von Herzog Álmos im Jahre 1111 erbaut.[1]) Wenn man daher die angeführten Umstände, sowie seine gegen das eigene Blut sich richtende unbarmherzige und unmenschliche Raserei[2]) ins Auge faßt, so kann man es nicht für unwahrscheinlich halten, daß ihn die geistlichen Chronisten wegen dieser Eigenschaften als Scheusal an körperlicher Erscheinung, als bucklicht, behaart, schielend und stotternd hinstellen, während sein Zeitgenosse und persönlicher Bekannter, Kosmas der Decan von Prag, kein Wort von so großen leiblichen Gebrechen spricht.

Ebendarum, weil sich König Koloman auf dem Felde kirchlicher Stiftungen nicht hervorgethan hat, setzen wir von ihm gar nicht voraus, daß er der Stifter der Probstei von Preßburg war.

Wenn er nun diese Probstei nicht gestiftet hat, so mußte sie unbedingt unter seinen Vorgängern St. Stephan oder St. Ladislaus bereits bestanden haben, denn in der Gesetzessammlung König Kolomans wird die Probstei von Preßburg, wie bereits erwähnt, besonders angeführt. Im 22. Absatze seines Gesetzartikels verbietet nämlich Koloman überall sonst die Abhaltung von Gottesurtheilen mit glühenden Eisen und siedendem Wasser, ausgenommen an Bischofsitzen und an den Orten größerer Probsteien, wie Preßburg und Neutra.[3]) Freilich besteht in der Lesart des Absatzes dieses Gesetzesartikels eine Abweichung, indem Einige anstatt des ut desselben: nec non setzen und discutiren[4]), so daß nach deren Leseart der zitirte Gesetzartikel die Abhaltung der Gottesurtheile nur an Bischofsitzen und in größeren Probsteien und nicht minder in Preßburg und Neutra gestattet. Wir können aber dieser Lesart und Interpretation nicht beistimmen. Der Gesetzartikel kann nur den

[1]) Marci Chronica cap. 66. Thuróczi: Chronica, II, c. 61. Katona: Hist. Crit III, 225.

[2]) Fejér: Cod. Dipl. II, 152.

[3]) Judicium ferri et aque in aliqua ecclesia fieri interdicimus, nisi in sede episcopali et majoribus prepositiuris, ut Posonii et Nitrie.

[4]) So Endlicher: Rer. Hung. Mon. Arpadiana, 363. Pesty: Geschichte der gerichtlichen Zweikämpfe in Ungarn (ung.), 86. So auch Andere. Hingegen steht in der authentischen Sammlung der ungarischen Gesetze das ut und so theilt Batthyány den Gesetzartikel mit: Leges ecclesiasticae Regni Hung. I, 454. und neuestens auch Knauz: Mon. Eccl. Strig. I, 69.

einen richtigen Sinn haben, daß größere Probsteien in Preßburg und Neutra existirten. Wenn an diesen Orten keine größeren Kirchen vorhanden gewesen wären, hätte man die Abhaltung von Gottesurtheilen hier überhaupt gar nicht zugelassen. Es ist überdies zweifellos, daß derlei Gottesurtheile in gewöhnlichen Kirchen schon deshalb nicht leicht abzuhalten waren, weil ihr Vollzug mehrere Personen beanspruchte und weil dabei protokollarische Aufnahmen und Ausfertigungen, sowie außerdem Controle von Amtswegen unbedingt nöthig waren. Das Gesetz wäre aber auch nicht klar gewesen, wenn es die größeren Probsteien nicht namentlich angeführt hätte, denn es hätte sich gewiß damals jede Probstei für eine Großprobstei erklären können, einerseits um ihr Ansehen auf diesem Wege zu mehren, andererseits um auf diese Weise ihre Einkünfte zu erhöhen, denn die Abhaltung von Gottesurtheilen war ohne Zweifel mit nicht geringen Gebühren verbunden. Das Verbot hätte also auf diese Weise sehr leicht ausgespielt werden können und wir dürfen von der Einsicht König Kolomans voraussetzen, daß er den Text in dieser Fassung niemals sanctionirt hätte. Den Mißbrauch des Gesetzes hat dessen Textirung einfach dadurch unmöglich gemacht, daß König Koloman darin die größeren Probsteien Preßburg und Neutra namentlich anführt.

Diese Erklärung haben wir umso eher anzunehmen, als die Lesart und Interpretation des Gesetzestextes im entgegengesetzten Sinne außerdem auch andere Mißverständnisse hervoriefe. Einer unserer Schriftsteller hat aus dieser fehlerhaften Texterklärung[1]) bereits sehr eigenthümliche Resultate gezogen. Er behauptet nämlich, daß der Gesetzartikel zwischen Cathedral- (bischöflichen) Kirchen und Collegiatkapiteln, sowie solchen Gotteshäusern, die weder Cathedralkirchen noch Collegiatkirchen waren, wie Preßburg und Neutra, eine Unterscheidung mache. Nach ihm, um es prägnant zu sagen, bestanden die Kirchen in Preßburg und Neutra ohne Probst. Diese Behauptung sieht der betreffende Schriftsteller durch ein Diplom König Géza II. aus dem Jahre 1158 bezüglich Neutra erhärtet, nach welchem Diplome die

[1]) Podhraczky in Chronicon Budense, 175—176.

Kirche von Neutra noch des Probstes entbehre.[1]) Die ganze Schlußfolgerung hat aber gar keine Basis, denn wenn wir die Gesetzesstelle König Kolomans für Neutra in diesem Sinne auszulegen hätten, so müßte dieselbe Auslegung auch für Preßburg gelten, was jedoch unmöglich ist, weil in Preßburg eine Probstei bestanden hat. Eine Probstei kann wol ohne Domkapitel, aber niemals ohne Probst bestehen.

Wenn nun nach dem Gesagten schon zu Zeiten des Königs Koloman und noch dazu am Beginne seiner Regierung, wo dieses Gesetz gebracht wurde,[2]) die Probstei in Preßburg bestanden hat, ist es klar, daß dessen Stifter nicht die Herren von Csukár gewesen sein können. Diese Behauptung hat eigenthümlicher Weise ein heimischer Gelehrter von großem Wissen, dem wir andererseits auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichtswissenschaft sehr viele Aufklärungen zu verdanken haben, aufgestellt. Er macht nämlich zur Schenkung des Johann, des Sohnes von Peter, die Anmerkung, daß die Probstei von Preßburg weder durch die Herzoge von Mähren, noch durch die Könige von Ungarn, sondern durch den hier erwähnten Johann gestiftet worden sei.[3]) Diese Behauptung hat nach ihm auch Balics[4]) als richtig angenommen. Sie

[1]) Ecclesia Nitriensis caret adhuc Preposito.

[2]) Wir vermögen das Jahr nicht genau zu bestimmen. Mossóczy, Jászay und Knauz setzen das Jahr 1100, Batthyány das Jahr 1099 an. [Leges ecclesiasticae Regni Hung. I, 449—450. Anm.] So viel ist gewiß, daß die Redaction der Gesetzbücher d. h. die Sammlung der in verschiedenen Jahren gebrachten Gesetzartikel durch Alberik auf das Ende des XI. Jahrhunderts und auf den Anfang des VII. Jahrhunderts fällt, weil Alberik diese Gesetze auf Anordnung des Erzbischofs Seraphin zusammenstellte und Seraphin — wie jüngst [Knauz: Mon. Eccl. Strig. I, 68.] erwiesen worden ist — in den Jahren 1095 bis 1104 Erzbischof war.

[3]) E literis his assertio, que fundatae huius Praepositurae laudem Ducibus veteris Moraviae tribuit (Praepositura Poson. p. 3.) satis convellitur. Nec Duces hi, nec Reges Hungariae illam fundaverint; sed antenati Joannis huius, cum Patronatum exercuerint, atque in Ecclesia sepulti fuerint. Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 296.

[4]) So lange also etwa später zu Tage gelangende Urkunden nicht das Gegentheil erweisen — so schreibt er — können wir die Stiftung der Preßburger Probstei durch den Grafen Csukár am allerwahrscheinlichsten um das Ende des XII. Jahrhunderts oder auf die ersten Jahre des XIII. Jahrhunderts ansetzen — und als den ersten Gutsbesitz die Gründe von Csukár, als ersten Probst den auch früher schon als solchen bekannten Ubaldus annehmen. Geschichte der röm. kath. Kirche in Ungarn (ung.), I, 205.

beruht aber nur auf Anschein und Mißverständniß. In unserer Heimat stoßen wir allerdings auf genug Kirchenbauten von Geschlechtern. Sie sind die leuchtenden Beweise davon, daß die Geschlechter Kirchen stifteten, die zugleich den Mitgliedern ihres Geschlechtes als Begräbnißstätte dienten. Daraus aber, daß das ganze Geschlecht einer Person oder mehrere aus demselben Geschlechte unter einer bestimmten Kirche beigesetzt wurden, folgt noch nicht, daß gerade dieses Geschlecht die Kirche erbaut oder eben jene Abtei oder Probstei gestiftet hat, welche diese Begräbnißkirche als Gotteshaus besaß. Nun ist dies eben der Fall bei den Herren von Csukár. Wir wissen aus einer Urkunde vom Jahre 1291 nur so viel, daß ein Nachkomme des Csukár, Johann, der Sohn des Peter, bevor er mit dem Könige von Ungarn gegen Herzog Albrecht von Österreich in den Krieg zog, der Probstei von Preßburg seine Grundbesitzungen vermachte und daß er bei dieser Gelegenheit seine Vorfahren als wirkliche Patrone der Kirche zu St. Martin in Preßburg, unter der dieselben zur ewigen Ruhe bestattet seien, anführt.[1]) Es wäre etwas gewalsames, wenn man auf Grund dieser Mittheilung annehmen wollte, daß die Herren von Csukár die hiesige Probstei gestiftet haben. Fürs erste sagt die Mittheilung nur, daß die Herren von Csukár Patrone der Kirche zu St. Martin und nicht der dortigen Probstei waren. Das wollen wir so verstanden wissen, daß die Herren von Csukár ihren Gutsbesitz an die Kirche zu St. Martin gelangen ließen, wie dies auch thatsächlich geschehen ist. Andererseits kann man aber auch durchaus nicht sagen, daß Patron stets die gleiche Bedeutung wie Stifter hat. Das Patronat einer Kirche entfiel mehr als einmal der Hand der Familie des Stifters, indem es auf eine fremde nicht stiftende Familie entweder durch Vererbung, Besitzwechsel oder königliche Schenkung überging.[2]) Die Herren von Csukár konnten demnach auch keine stiftenden Patrone sein, den Titel und das Recht als Patrone erwarben sie sich aber derart, daß sie die Kirche der Probstei, nicht aber die Probstei selbst, mit Liegenschaften überhäuften. Die Urkunde des Königs Andreas III. aus dem Jahre 1292,

[1]) cuius progenitores et antecessores eius sunt veri patroni.

[2]) Siehe Beispiel bei Knauz: Mon. Eccl. Strig. I, 160.

worin der St. Martinskirche von Preßburg die Csukár'sche Schenkung bestätigt wird, sagt dies auch ganz deutlich. Der König erläutert darin, daß der Sohn des Peter, Johann, ein adeliger Höriger des Schlosses von Preßburg, das Dorf Thurne aus Frömmigkeit und um das Patronatsrecht der Kirche zum heil. Erlöser zu erwerben, geschenkt[1]) und diese Schenkung in Altenburg auf seinem Todtenbette mündlich ausgesprochen habe. Die Schenkung gebühre der Kirche daher auf Grund des Patronatsrechtes [ex iuris patronatus].[2])

Nach der vom 14. April 1291 datirten Urkunde lag nämlich der Preßburger Schloßhörige Johann, der Sohn des Peter, krank in Altenburg darnieder und machte in Gegenwart des Preßburger Domherrn Nikolaus, des Preßburger Leutpriesters Martin, sowie des Pfarrers von Wieselburg, Namens Peter, und des Johann, eines Geistlichen aus Chuzthu (Csölöştö?), und anderer Zeugen sein Testament, welches unter anderem lautet, wie folgt: „So ordne ich zu meinem und meiner ganzen Verwandtschaft Seelenheile an, gebe, hinterlasse und vermache meinen vordem aus einer einstigen königlichen Schenkung herstammenden Gutsbesitz Thurne mit dem Rechte des ewigen Besitzes dem Gotteshause zum heil. Erlöser in Preßburg, in dessen Friedhofe mein Vater, Graf Peter, und meine Ahnen ruhen, wie ich mir denselben gleichfalls als Ruhestatt erwählt habe und hiemit erwähle."[3]) Für den Fall seines Aufkommens behält er sich das Eigenthum dieses Besitzes vor, nach seinem Tode habe aber derselbe sofort an die gedachte Kirche überzugehen.[4]) Am 18. Juli desselben Jahres vermacht[5]) der nämliche adelige Hörige des Preßburger Schlosses, Johann, der erwähnten Kirche,

[1]) pro deuocione et fundacione iuris patronatus eiusdem ecclesie sancti Saluatoris.

[2]) Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 316—317. Fejér: Cod. Dipl. IV. I, 196.

[3]) ordinaui, dedi, reliqui et legavi quamdam possessionem meam Thurne uocatam, olym ex donacione Regia collatam, perpetuo possidendam pro salute et remedio anime mee et omnium parentum meorum Ecclesie Sancti Salvatoris de Posonio, sub cuius cymiterio pater meus Comes Petrus et alij progenitores mei requiescunt, quia et ego eciam ibi elegi et ex nunc eligo sepulturam.

[4]) Wenzel: Neues Dipl. d. Arpádenzeit (ung.) V. 54. Knauz: Mon. Eccl. Strig. I, 282—283.

[5]) possessionem, villam seu terram suam, Thurnie vocatam, inter

deren wirkliche Patrone seine Vorfahren und Vorgänger sind [eidem ecclesie, cujus progenitores et antecessores ejus sunt veri patroni] neuerdings letztwillig denselben Besitz.[1])

Der Umstand, daß Johann von Csukár in der ersten Urkunde nicht hervorhob, daß seine Ahnen Patrone der Preßburger Kirche waren, erläutert den Sinn der Worte „wirkliche Patrone [veri patroni]" in der zweiten Urkunde genug verständlich. Die Herren von Csukár waren thatsächlich nicht mehr als Wohlthäter der Kirche von Preßburg und insoweit durften sie sich Patrone nennen. Obzwar wir es urkundlich nicht beweisen können, vermuthen wir dennoch, daß die Vorfahren Johanns, des Sohnes von Peter, sich um das Gotteshaus von Preßburg namentlich damals Verdienste erworben haben, als die Probsteikirche aus dem Schlosse nach der Stadt übertragen wurde, d. h. als man deshalb ein neues Gotteshaus zu erbauen gezwungen war.

Die erste Probsteikirche stand nämlich Anfangs auf dem Schloßberge und zwar im Schlosse selbst. Auf dem ältesten bekannt gewordenen Bilde des Preßburger Schlosses, das sich auf den Blättern der Wiener Bilderchronik oder der Chronik des Markus erhalten hat, bemerken wir innerhalb der Umfassungsmauer des Schlosses eine Kirche mit hohem Dache und Thurme, welche ganz richtig gegen Osten steht, nachdem ihr Sanctuarium nach Osten zu gerichtet ist.[2]) Diese Kirche ist zweifellos die ursprüngliche Probsteikirche von Preßburg und darum hat das kleine Bildchen einen großen localhistorischen Werth und localhistorische Bedeutung. Der Umstand, daß der Maler der Miniatur die Kirche als im Schlosse befindlich darstellt, macht es gewiß, daß er

---

Tyrnam et Posonium existentem . . . ecclesie sancti Saluatoris de Posonio, cuius progenitores et antecessores eius sunt veri patroni . . . donaverit, ac contulerit, in elemosinam sempiternam, in eiusdem ecclesie Cymiterio, inter caros suos, ex voto se optens tradi ecclesiastice sepulture, in quo eius parentes et consanguinei requiescunt. Diesen Besitz behält er sich, wenn er aus dem Kriege zurückkehren sollte, für Lebenszeit vor, gibt ihn aber post mortem autem illam eidem ecclesie sancti Saluatoris, et in eadem deo famulantibus, pro tempore, preposito scilicet et capitulo. Wenzel: Neues Dipl. d. Árp. (ung.) V, 51. Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 296—237.

[1]) Neuer Ung. Sion, (ung.) Jahrgang 1880. 252—253.

[2]) Siehe die Illustration Nr. 15 Seite 99.

entweder ein älteres Vorbild idealisirt oder aber, auf einer älteren Beschreibung fußend, die ganze Ansicht frei entworfen hat.

Wir meinen jedoch, daß auf Grundlage dieser Abbildung alle Jene, welche diese Kirche mit der in der heutigen Ruine sich vorfindigen Schloßkapelle identifiziren, sich dennoch geirrt haben. Einige Zeit hindurch suchten unsere Schriftsteller diese Schloßkapelle auf der östlichen Seite des Schlosses. Heute wissen wir, daß die hier als einstige Schloßkapelle gezeigte Örtlichkeit keine Kapelle gewesen sein kann, weil ihr Sanctuarium nicht nach Osten, sondern nach Norden geblickt hätte. Die weite und schmuckvolle Örtlichkeit scheint mehr den alten Rittersaal gebildet zu haben, während die Kapelle im südlichen Theile des Gebäudes sich befand, wo sie mit dem Altare, wie vorgeschrieben, gegen Osten zu stand.[1]) Wir wiederholen also, diese Kapelle war das Heiligthum des Schlosses, das nach Jahrhunderten in jener Gestalt ausgebaut wurde, die wir heute innerhalb der Ruinen des Schlosses wahrnehmen. Die alte Probsteikirche stand aber nicht auf dem Grunde des heutigen Schloßpalastes, sondern hinter demselben, wahrscheinlich auf dem sich da ausbreitenden flachen Raume, der sich zwischen der Schloßruine und der Kaserne befindet, wo heute schattenspendende Bäume den erschöpften Besucher erquicken. Auf diesem Raume zeigen sich Spuren verschiedenartiger Grundmauern. Wenn irgendwo, wäre es hier am Platze und von Werth sich durch Grabungen Gewißheit vom Standplatze der dahingeschwundenen alten Probsteikirche zu verschaffen.

Daß diese alte Probsteikirche wirklich innerhalb des Schlosses gestanden ist, wurde uns nicht allein durch die Zeichnung der Bilderchronik bekannt. Wir vermögen dies viel glaubwürdiger als durch die Zeichnung des XIV. Jahrhunderts, mit urkundlichen Daten zu beweisen. Schon im Anfange des XIII. Jahrhunderts plante man nämlich die Entfernung der Probsteikirche aus dem Schlosse. Die diesbezüglichen Urkunden geben auch den Grund hiezu ganz offen an. Papst Innocenz III. schreibt am 24. April des Jahres 1204 dem Erzbischofe von Gran, er gestatte, daß die Probstei von Preßburg aus dem Schlosse weg auf ein außerhalb der

---

[1]) Henßlmann: Die gothischen Baudenkmäler Ungarns (ung.), 87.

Schloßmauern fallendes Gebiet verlegt werde. Der Papst gab aber deswegen die Erlaubniß zur Übertragung, weil König Emerich an ihn ein Ansuchen in Sachen dieser Übertragung ergehen ließ, in welchem er auseinandersetzt, daß durch das Hinaufgehen der Gläubigen in die Schloßkirche sehr leicht die Sicherheit des Schlosses selbst gefährdet werden könne.[1]) Der Papst trug demzufolge dem Erzbischofe auf, das zu thun, was der Vortheil des Landes und das Wohl der Kirche erheische. Zugleich legt er es ihm an das Herz, daß den in der bezeichneten Kirche ruhenden h. Reliquien eines Märtyrers die gebotene Verehrung nicht entzogen werde.[2])

Trotz dieser päpstlichen Gewährung zog sich die Sache mit der Übertragung der Kirche noch sehr in die Länge, denn am 22. April 1221 richtet Papst Honorius einen zweiten Brief an den Erzbischof von Gran.[3]) Er sagt darin, daß ihn der Probst von Preßburg davon in Kenntniß gesetzt habe, es geschehe öfters, weil die Kirche von Preßburg innerhalb der Befestigungsmauern des Schlosses liege, daß die Domherrn (Kanoniker) zu den festgesetzten Gebetstunden nicht in das Schloß eingelassen würden und somit den angeordneten Gottesdienst nicht abhalten können. Aus diesem Grunde bitte der Probst, die Übertragung des Gotteshauses in die Stadt [burgum] zu gestatten, was er auch gewährt habe.[4])

---

[1]) Supplicavit nobis Rex Vngarorum illustris, ut quia in quodam castro suo Posoniensi Praepositura consistit, et ex accessu hominum ad eandem timet sibi de castro illo periculum provenire; ei licentiam concedere dignaremur, ut Praeposituram ipsam extra munitionem construere de licentia nostra valeat

[2]) quod necessitati Regni et vtilitati ecclesiae noveris expedire. Provisurus, ne corpus beati Martyris, qui in dicta Ecclesia requiescit, debita veneratione fraudetur. Das Diplom ist aus dem Lateran datirt. Dobner: Mon. II, 346. Katona: Hist. Crit. IV, 710. Fejér: Codex Dipl. II, 430. Knauz: Mon. Eccl. Strig. I, 170.

[3]) Es irren daher alle, die annehmen, diese Übertragung sei thatsächlich schon im Jahre 1204 geschehen.

[4]) Posoniensis Prepositus proposuit coram nobis, quod cum Posoniensis ecclesia in munitione castri Posoniensis sit sita, frequenter contingit, ut eisdem canonicis castrum ipsum statutis horis intrare nequaquam valentibus, ecclesia ipsa debitis obsequiis defraudetur; quare — supplicavit, ut in Burgum eiusdem castri eam liceret — transferri. Das hat der Papst auch gestattet. Fejér: Cod. Dipl. III. I, 312. Theiner: Mon. hist. I, 29. Knauz: Mon. Eccl. Strig. I, 229.

Aus diesen Urkunden wissen wir nun, daß König Emerich vornehmlich von militärischem Standpunkte aus die Übertragung der Probsteikirche wünschte. Wir erfahren aber auch zugleich, daß außer dem militärischen Beweggrunde eine noch näher liegende Ursache dem Plane der Kirchenübertragung innewohnte, denn das Capitel selbst verlangte dieselbe, weil seine Mitglieder vermöge der bekannten Hindernisse nicht zur rechten Zeit in die Kirche gelangen konnten.

Wenn wir den vom Probste an den Papst gerichteten Brief aufmerksam lesen, muß uns auffallen, daß er seine Bitte nicht mit seiner eigenen, sondern mit der Verhinderung der Capitelmitglieder begründet. Es ist daher gewiß, daß die Schwierigkeit, welche die Domherrn am Kirchenbesuche hinderte, für den Probst selbst nicht bestanden hat, und somit ist es klar, daß der Probst, während die Capitelmitglieder in der Stadt gewohnt hatten, oben im Schlosse selbst, also da seinen Sitz hatte, wo seine Kirche war. Sehr unrichtig meint nun eine gelehrte Capacität unserer Heimat, daß Probst und Capitel im Schlosse gemeinsame Wohnung und Sitz hatten. „Wir können annehmen — so schreibt er — daß vermöge der geringen Ausdehnung des mit der Schloßmauer oder blos mit einem Schanzwerke umfangenen Raumes die Priester und Domherrn der Probstei in einem Gebäude gemeinsam lebten [collegiatim]. Dieses gemeinsame Leben war im Mittelalter üblich, aber es ist bei uns weder in Stuhlweißenburg noch in Kalocsa gelungen, auf die dazu nöthigen klösterlichen Bauanlagen zu stoßen. Der Name der Praemonstratenser als Regulärkanoniker stammt von diesem gemeinsamen Leben „nach der Regel [sub regula]“ her.[1])

Nun überrascht es sehr, wie dieser verdienstvolle Gelehrte, der die citirten Papstbullen kennen mußte, solche mit den Thatsachen so sehr in Widerspruch stehende Zeilen überhaupt niederschreiben konnte. Wenn nämlich die Domherrn und der Probst gemeinsam im Schlosse lebten, warum hat denn dieser dann Klage erhoben, daß die Domherrn dem Gottesdienste nicht obliegen konnten, weil man sie nicht zu jeder Stunde in das Schloß zulasse? Dieser Umstand schließt ent-

[1]) Henßlmann, ebenda. 117.

schieden jeden Zweifel darüber aus, daß das Capitel sich innerhalb des Schlosses befand. Was Henßlmann von den Praemonstratensern sagt, ist richtig. Von diesen Geistlichen aber, die einen Mönchsorden bilden, darf man keine Schlußfolgerungen auf Institutionen des weltlichen Clerus ziehen. Wir können selbst von der Zeit, als Probst und Capitel bereits in der Stadt wohnten, ebenso wenig wie von Stuhlweißenburg und Kalocsa sagen, ob sie auch in einem Gebäude vereint waren und gemeinsam lebten? Wenn das Domcapitel von Preßburg im Jahre 1236 urkundlich berichtet, daß Graf Bökény bereit sei, „in unserem Münster" [in nostro monasterio] einen Eid abzulegen,[1]) so ist unter diesem „Münster" [monasterium] nichts anderes verstanden als die Sakristei der Domkirche, wo das Capitel seine Amtsgeschäfte vollführt.[2])

Die Thatsache, daß der Probst im Schlosse, das Capitel in der Stadt wohnte, ist offenbar sehr dazu geeignet, ohne jedwede Gewaltsamkeit eine neue, vom Standpunkte des Localinteresses sehr bedeutsame Consequenz abzuleiten. Wenn der Probst im Schlosse, das Capitel aber außerhalb des Schlosses in der Stadt wohnte, so unterliegt es nämlich keinem Zweifel, daß die Probstei gemäß ihrer ursprünglichen Stiftung blos eine Probstei war, zu welcher sich erst später das Capitel hinzugesellt hat.[3]) Die

---

[1]) Wenzel: Neues Dipl. der Árpádenzeit (ung.), VII, 24.

[2]) Henßlmann ist überdies auch in anderer Hinsicht mit sich nicht im Reinen und schreibt daher verworren. So behauptet er an einer Stelle, daß „sich im Preßburger Schlosse gleich zu Anfang des XIII. Jahrhunderts die Probstei zum heil. Erlöser [S. Salvatoris] und muthmaßlich auch die Kirche befand." An einem anderem Orte sagt er nun im Gegensatze zu dem Vorigen, daß „sich im Schlosse gleich zu Anfang des XIII. Jahrhundertes nicht nur die Probstei, sondern natürlicherweise auch das dazu gehörige Gotteshaus befand."

[3]) In dem literarischen Streite, der zwischen den hochwürdigen Äbten Knauz und Rimely wegen der Geschichte der Preßburger Probstei entstanden ist, kam auch der Titel der Preßburger Domkirche zur Sprache. Nach Knauz ist die Preßburger Domkirche kein Capitel, sondern eine Probstei. Nach Rimely bilden Probst und Capitel zusammen einen vereinten geistlichen Körper, ein Collegium. (Siehe Neues Ung. Sion (ung.) Jahrg. 1880 und „Die Preßburger Probstei. Beitrag." (ung.) 1881, 5—8) In gewisser Hinsicht behaupten beide Gelehrte Richtiges, denn in Bezug auf ihre Stiftuug ist die Domkirche eine Probstei, in Bezug auf ihre spätere Organisation eine Probstei und Capitel d. i. ein solches Collegium, dessen Haupt der Probst, dessen Mitglieder die Domherrn (Kanoniker) sind

Capitel sind auch bei uns gerade sowie anderwärts entstanden, wo sich Geistliche geringeren Ranges um Bischöfe schaarten und als Gehilfen des Bischofes wirkten. Diese Geistlichen wurden ursprünglich nicht ernannt, sondern gestalteten sich aus dieser Ansammlung um die Cathedral-Kirche zu Domherrn. Darauf hat man auch die Thatsache zurückzuführen, daß in den allerältesten Zeiten die Zahl solcher Kanoniker fast bei jeder bischöflichen Cathedral-Kirche auf 20 bis 40 steigt. Wie der h. Gerhard sein Capitel gestiftet hat, wissen wir aus seiner Legende. Die im kirchlichem Lehramte erfahrenen Personen verwandte er als seine Helfer in der Kirche, in der Schule, im pastoralen Leben. Geschlossene Capitel, für welche die Zahl der Mitglieder genau festgesetzt war, wurden erst später organisirt. Wenn wir auch von der Preßburger Domkirche den Nachweis dessen, daß sie ursprünglich als bischöfliche Cathedral-Kirche gestiftet worden sei, nicht beibringen können, so wissen wir dennoch mit Bestimmtheit, daß sie vom Anfange an als Kirche von höherer Bedeutung erscheint. Nach unseren heutigen Kenntnissen über diese Periode, stand an der Spitze der Preßburger Domkirche der Probst und um ihn schaarten sich ebenso Geistliche geringerer Grade als wie um einen Bischof, ohne daß dieselben ein organisirtes, gestiftetes Probsteicapitel gebildet haben.

Die verdächtige Urkunde von Neutra aus dem Jahre 1006 bietet uns wirklich genug Anhaltspunkte zu Schlüssen nach der gleichen Richtung, weil wir aus ihr erfahren, daß sich auch dort die Zustände des Capitels genau so entwickelten und organisirten, wie wir es hier erörtert haben. Jene Geistlichen, die um den Altar des h. Emmeram ihres Amtes walteten, gaben sich den Namen Canoniker. Daß sie aber kein dem heutigen ähnliches geschlossenes Capitel bildeten, ist daraus ersichtlich, daß erst St. Stephan sie zu solchen Canonikern erhoben hat, indem er sie nicht nur materiell fundirt und hiedurch ihr regelmäßiges Einkommen gesichert, sondern sie auch hierarchisch geregelt hat.[1]) Die Erwähnung dieser That-

[1]) Et ut tanto amplior haec donatio nostra habeatur; ordinauimus, uti presentes et futuri sacerdotes presbiteri Ecclesiae S. Emerami Martyris de castro Nitra capitulares canonici in omnibus tam Synodalibus, quam Regis et Regnicolarum conuentibus ab Ecclesia et Capitulo Strigoniensi statim secundum locum teneant, et vicem habeant.

sache stimmt so sehr mit den Zuständen der ältesten christlichen Kirche überein und widerstreitet ebenso sehr den kirchlichen Zuständen des derzeitigen und vorigen Jahrhunderts, daß wir diese Urkunde auf keinen Fall für eine Fälschung des vorigen Jahrhunderts halten können. Der Urkundenfälscher des vorigen Jahrhunderts vermochte, wenn er auch noch so raffinirt war, nichts derartiges zu ersinnen, was mit der Lebensweise, der Rechtsausübung und der kirchlichen Praxis seiner eigenen Zeit so wesentlich im Widerspruche stand. Dies konnte er wahrlich nur dann niederschreiben, wenn er in einer älteren Urkunde auf dessen Spur gekommen war. Wenn daher die Urkunde auch der Form nach gefälscht ist, ist sie gewiß authentisch hinsichtlich ihres historischen Inhaltes.

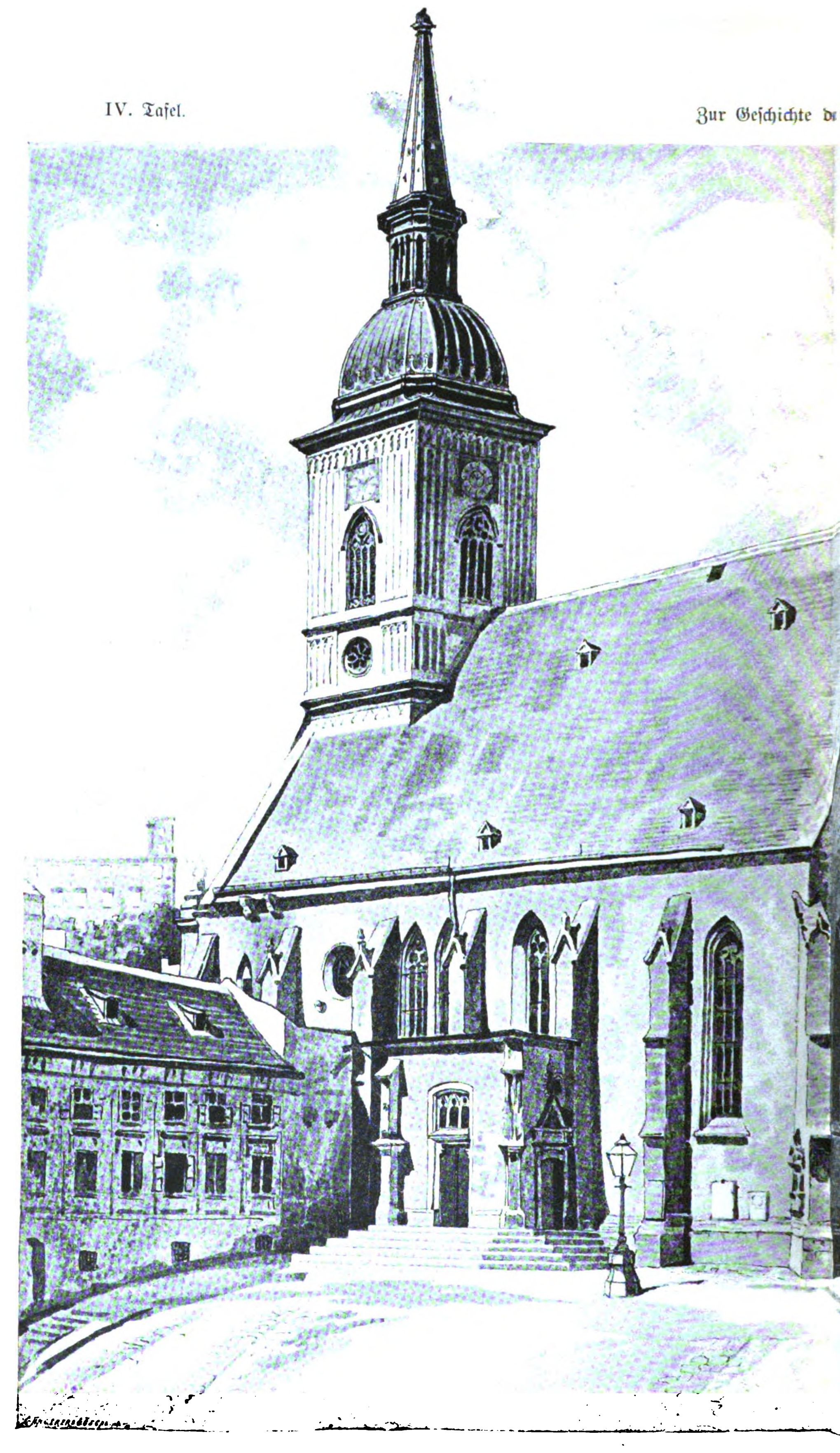
Was die Ursache war, das sich die Übertragung der Probstei nach der Stadt so lange Zeit verzögerte, wissen wir nicht. Wir vermögen uns dies auch nicht anders zu erklären, als daß die nothwendig gewordene neue Probsteikirche in der Stadt noch nicht vollendet war. Wir besitzen aus dieser Zeit nicht eine einzige Urkunde, die uns einen verläßlichen Fingerzeig geben könnte. Wir vermuthen, daß die neue Kirche dort erbaut wurde, wo unsere Domkirche heute steht, nahe an der Schloßmauer in der Nähe des heutigen Probsteigebäudes. Weil sich nun die Herren von Csukár im XIII. Jahrhunderte Patrone der Kirche zum h. Erlöser nennen, findet sich darin Grund genug zur weiteren Annahme, daß sich die Verdienste dieser Herren gerade gelegentlich des Baues dieses Gotteshauses vermehrt haben.

Als Johann von Csukár im Jahre 1291 Csukárd (Thurne) der Kirche von Preßburg schenkte, hob er dabei besonders hervor, daß sein Vater und andere seiner Ahnen im Friedhofe der Kirche zum h. Erlöser ruhen und daß er daselbst auch für sich die ewige Ruhestätte auserwählt habe. Wenn nun sein Vater und seine Ahnen hier beigesetzt worden sind, können wir annehmen, daß an der Stelle des heutigen Domes bereits vor dem Jahre 1221 ein Gotteshaus stand, denn jene 70 Jahre, welche zwischen 1221 und 1291 fallen, genügen kaum um Johann von Csukár über seine in dieser Kirche beigesetzten Vorfahren sprechen zu lassen. Das glauben wir aber um so zuversichtlicher, weil

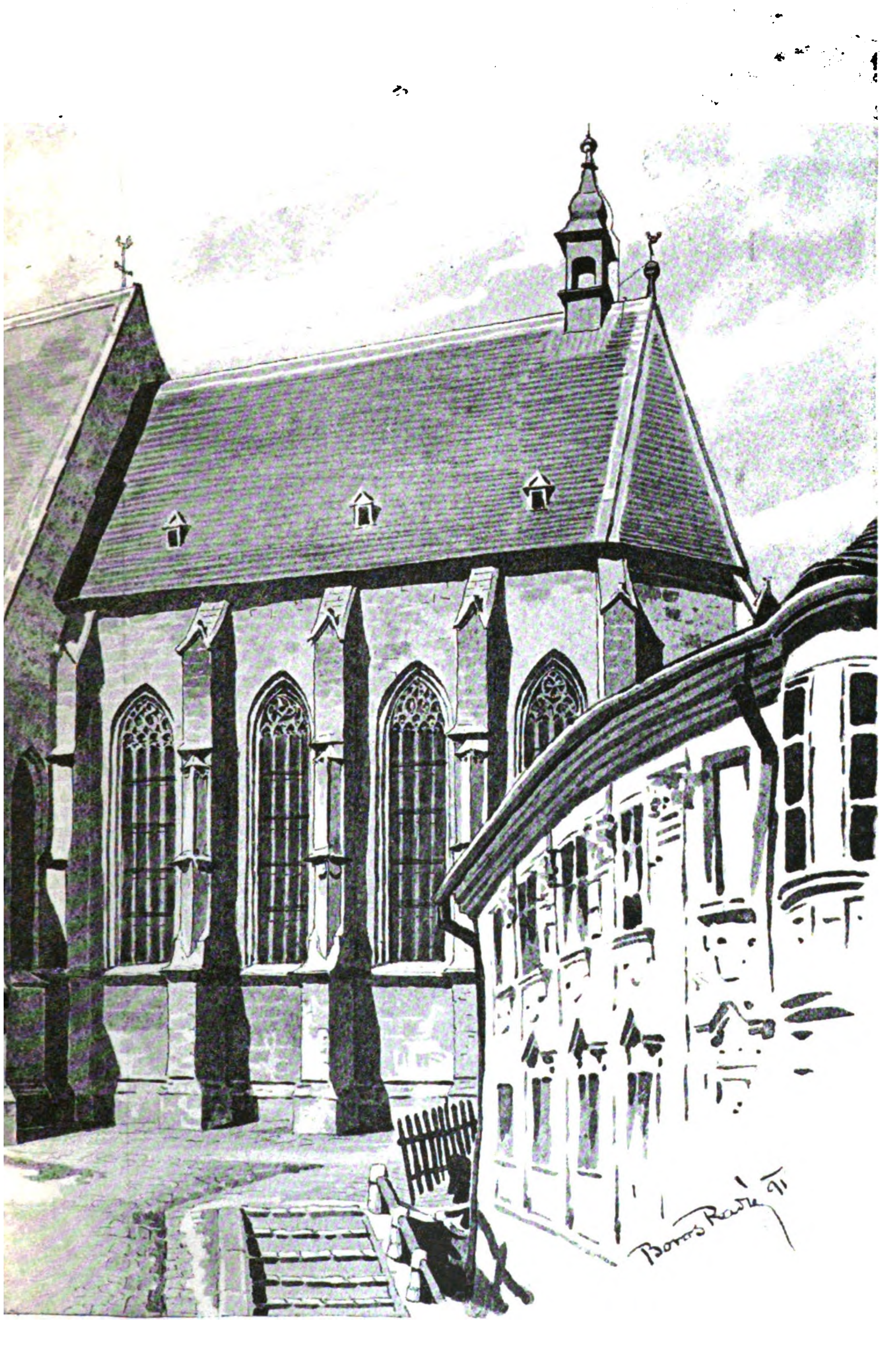
wir nur auf diese Weise mit der Frage ins Reine zu kommen meinen, wie denn diese zum h. Erlöser genannte Kirche eigentlich zu dem Titel einer Kirche zum h. Martin gekommen ist? Der Titel des h. Martin beginnt zu Anfang des XIV. Jahrhunderts Übergewicht zu erlangen, als das Capitel und die Stadt in Angelegenheit der Pfarre einen Vergleich geschlossen hatten. Dies geschah im Jahre 1302. Nur so vermögen wir es uns diesen Titel zu enträthseln, wenn wir es auch nicht mit Urkunden belegen können, indem wir annehmen, daß die Begräbnißkirche der Herren von Csukár ursprünglich den Titel des h. Martin geführt hat. Dieser Titel hat sich auch aufrecht erhalten, als das Gotteshaus später zu der aus dem Schlosse versetzten Probsteikirche erhoben wurde, wodurch die Kirche seither eigentlich zwei Titel führt: vom h. Martin und vom h. Erlöser.

Wir können kaum glauben, daß das Gotteshaus, dessen Patrone die Herren von Csukár waren, einen großen Umfang hatte, bevor es Probsteikirche wurde. Wahrscheinlich war es nur ein kapellenartiges Gotteshaus, das zur Probsteikirche umgebaut und sogar namhaft vergrößert werden mußte. Dieser Umbau sammt Vergrößerung, der zugleich größtentheils ein Neubau war, hat die Übertragung der Probstei aus dem Schlosse so lange hinausgeschoben.

Einige meinen, daß das Schiff der heutigen Domkirche sowie der nördliche Eingang, die Prunkthüre, noch vom Beginne des Baues herstammen. Wir wagen es aber nicht, diese Behauptung nur sohin anzuerkennen. Das ist gewiß, daß die Seitenwände des Schiffes und der erwähnte Eingang als die ältesten Theile der Kirche erscheinen. Weil sich aber gerade an der Prunkthüre die Zeit der Frühgothik zeigt, halten wir die Theile der Kirche nicht aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts, sondern aus dessen zweiter Hälfte herstammend. Wir hätten also anzunehmen, daß der heutige Dom entweder ein solcher Neubau an der Stelle des ursprünglichen Gotteshauses ist, der garnichts vom Mauerwerk dieses ersten Gotteshauses aufweist, oder als solcher Bau dasteht, in welchem die Seitenwände des Schiffes und die in dieselbe gebrochene Prunkthüre Überreste des ersten alten Gotteshauses sind. Nur haben wir im letzteren Falle zu betonen, daß der



Der Preßburger Dom u



von Süden aus gesehen. (Original-Zeichnung von R. Boros.)



Ausbau der ersten ursprünglichen Kirche noch inmitten des XIII. Jahrhunderts stattgefunden hat. Wir müssen somit annehmen, daß das ursprüngliche Sanctuarium, an dessen Stelle heute das im XV. Jahrhunderte gebaute schöne gothische Sanctuarium steht, bereits in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts gebaut war, wozu das Schiff, dessen heutige Gewölberippen ebenfalls späterer Herkunft sind, und der Thurm erst in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts nachgebaut wurden. Es ist dies auch nicht so ganz unwahrscheinlich, denn, falls man mit dem Baue der Kirche, sagen wir, um 1221 begann, so sind es bis zum Ausgange des Jahrhunderts noch immer 70 bis 80 Jahre und das ist nicht zu viel Zeit für die Herstellung eines Monumentalbaues[1]) von so großen Verhältnissen in dieser Periode, wenn wir noch dazu in Anschlag bringen, daß zeitweilig Kriegswiderwärtigkeit sowol die Stadt als die Kirche heimgesucht hat.

Das Jahr, in dem man die neue Probsteikirche zu bauen anfing, genau zu bestimmen, vermögen wir ebenfalls nicht. Auch jener Zeitpunkt bleibt uns unbekannt, in welchem die Übersiedlung der Probstei stattfand. Nur so viel ist sicher, daß dieselbe nach dem Jahre 1221 stattgefunden hat, aber nicht im Jahre 1277, noch im Jahre 1296, wie einige Gelehrte glauben.[2]) Es ist am allerwahrscheinlichsten, daß diese Übersiedlung sehr bald nach dem Jahre 1221 erfolgt ist.

---

[1]) Nach der Ansicht Fried. Pesty's „steht der heutige Dom gerade in der nämlichen Form an der Stelle jenes uralten Gotteshauses, welches noch vor der Ankunft der Magyaren oder unter den ersten magyarischen Königen erbaut worden ist." (Gesch. der gericht. Zweikämpfe (ung.), 128. Anm. 1.) Diese Behauptung ist, wenn unter dem uralten Gotteshause die Probsteikirche verstanden sein soll, ganz unrichtig, denn wir haben gesehen, daß die ursprüngliche Probsteikirche nicht an der Stelle der heutigen Domkirche, sondern oben im Schlosse gestanden ist.

[2]) Baernkopf [Praep praepositi S. Martini, alias SS. Salvatoris, 1848.] meint diese Übertragung auf das Jahr 1277 festsetzen zu können, weil in einer Urkunde König Ladislaus IV. vom Jahre 1277 die Einwohner des Preßburger Schlosses mit der Ausplünderung des Archives in Verbindung gebracht erscheinen. Knauz hingegen stellt den Zeitpunkt der Übertragung für das Jahr 1296 fest, weil damals Andreas III. Agnes von Österreich zur Frau nahm und ihr Preßburg als Widergabe verlieh, wodurch Preßburg von der Seite der Deutschen her eine sichere Deckung erhielt. Knauz meint das Jahr zumeist aus dem Vertrage folgern zu können, den die Stadt im Jahre 1302 mit der Probstei in Angelegenheit der Erwählung des Pfarrers ab-

Schließlich vermögen wir auch das nicht zu sagen, was aus der ursprünglichen Probsteikirche im Schlosse geworden ist. Bestand dieses Gotteshaus als Schloßkirche noch weiter, als die neue Kirche der Probstei in der Stadt unten bereits erstanden war? Wurde sie abgetragen? Wir wissen darüber nichts zu sagen. Das Bild der Marcus-Chronik scheint, wenn es auch kein Ereigniß des XIV., sondern ein solches des XII. Jahrhunderts dargethan hat, für alle Fälle zu beweisen, daß die Kirche noch im XIV. Jahrhunderte unversehrt in dem Schlosse bestanden hat.

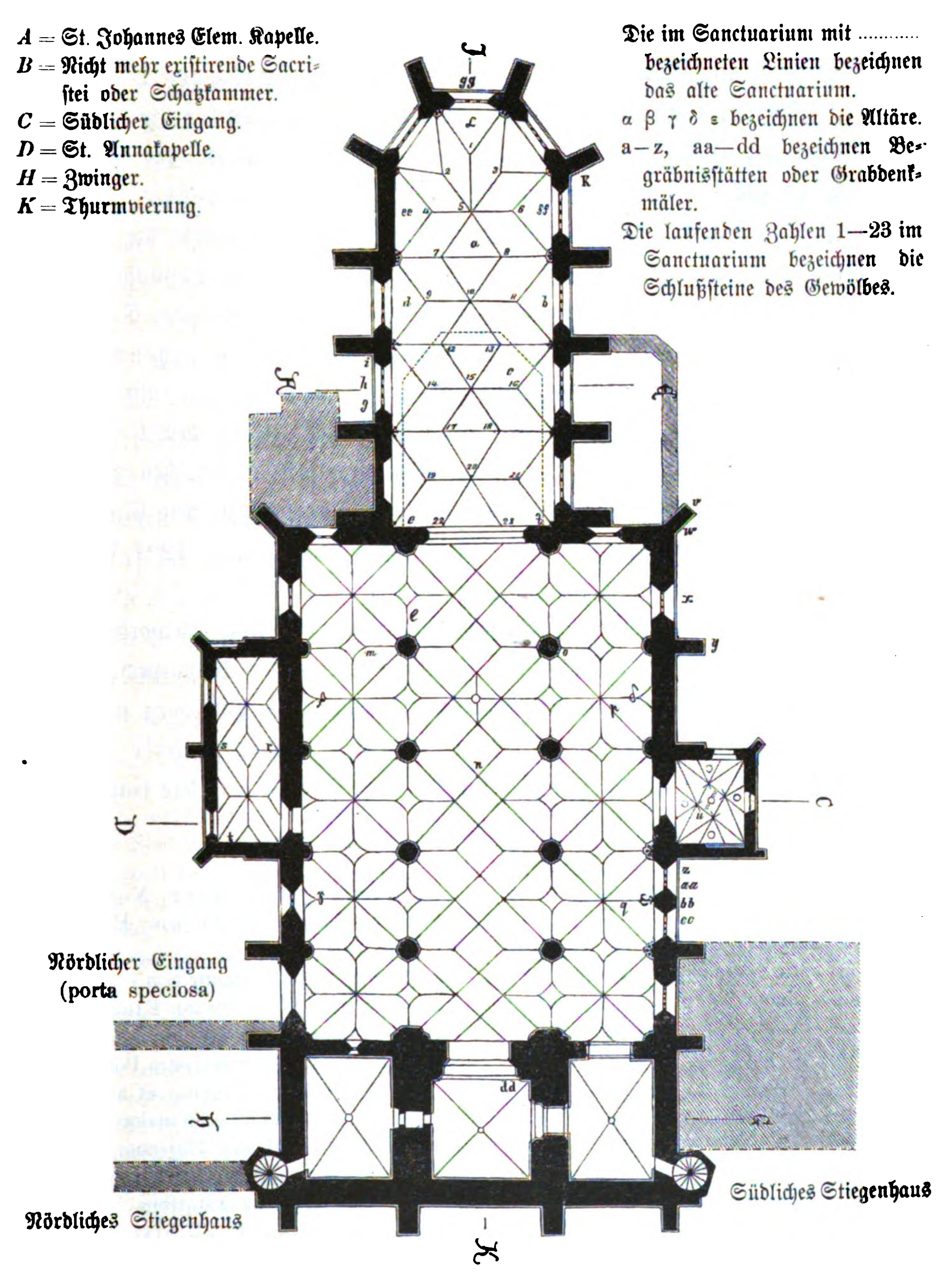
Nun wollen wir aber nach dem alten Besitzverhältnissen der Probstei Umschau halten.

Das Fehlen der Stiftungsurkunde macht es unmöglich, die ursprünglichen Fundationen der Probstei zu bestimmen. Um die Mitte des XIII. Jahrhunderts findet man bezüglich der Frage, was gehörte an Gutsbesitz zur Probstei von Preßburg nichts verzeichnet. Zuerst wird in der Urkunde König Ladislaus IV. vom Jahre 1277 erwähnt, daß der Gutsbesitz der Probstei und des Capitels theils aus königlicher Schenkung, theils aus frommen Stiftungen der Gläubigen, theils aus Kauf oder anderer Art des Besitzerwerbes entstanden sei.[1]) Es wird namentlich angeführt, daß König Béla IV. die Orte Sámod, Völk und Kürt mit den Fischteichen Zozuoseurem, Senketekuta, Haruskuuth und Körtvélyes in der Schütt als ewige königliche Schenkung der Kirche und der Probstei von Preßburg verliehen habe, welche königliche Schenkung im obengenannten Jahre König Ladislaus IV. ebenfalls bekräftigt hat.[2]) Es ist bemerkenswerth, daß unter diesem Gutsbesitze Sámod dem Probste gehörte, während die drei anderen Güter Eigenthum des Capitels waren. Noch heute besitzt das Capitel und der Probst diese Liegenschaften.

geschlossen hatte, weil die Nothwendigkeit eines solchen Vertrages sich erst von jenem Zeitpunkte an herausstellte, wo die Probstei aus dem Schlosse in die Pfarrkirche übertragen worden war. (Ung. Sion, (ung.) Jahrg. 1881.) Die Unhaltbarkeit dieser Ansicht des gelehrten Bischofes hat Real-Abt und Stadtpfarrer Rimely in seinem Beitrage (ung.) zur Geschichte der Probstei Seite 30—32 überzeugend nachgewiesen.

[1]) ex donatione Regia, uel pia deuocione fidelium, uel empcionis, aut cuiuscunque alterius contractus titulo.

[2]) Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 77—78. Wenzel: Ebenda, IV, 81.



22. Grundriß des Preßburger Domes.
Nach der Aufnahme und Zeichnung des Prof. Josef Könyöki.

Ein Jahr später, im Jahre 1278, besiegte König Ladislaus IV. im Vereine mit Rudolf von Habsburg, den König Ottokar von Böhmen und kehrte über Preßburg heim.[1]) Bei dieser Gelegenheit erschien das Capitel zur Huldigung vor dem Könige und bat zugleich, der König möge es für die Verwüstungen schadlos halten, die es durch Ottokar an seinen Gütern erlitten. Damals verschaffte sich der König die volle Überzeugung von den wirklich argen Beschädigungen im Besitzstande des Capitels[2]) und schenkte demselben auf ewige Zeiten die von der Donau aus gegen Kittsee sich erstreckende Wiese, Namens Flantzendorf. Diese Liegenschaft besitzt das Domkapitel auch noch heute. Sie führt jetzt den Namen Capitelwiese.[3]) Außerdem verlieh der König dem Capitel gleichfalls den in der Nähe von Tyrnau liegenden königlichen Besitz Szilincs.[4]) Ein anderes Szilincs gab er im Jahre 1280 dem Capitel als ewige Schenkung.[5]) Andreas III. bekräftigte im Jahre 1291 diese Schenkungen dem Capitel.[6])

Daraus bestehen im Ganzen die bisher bekannt gewordenen königlichen Schenkungen, wozu die Vergabungen einiger Privatpersonen kommen. Paul, der Sohn des Benedikt, Domherr von Preßburg stiftet seine Besitzantheile in den Ortschaften Uzur, Akoli, Csörle und Simperg für die Kirche zum h. Erlöser, ihren Probste und das Capitel

---

[1]) per partes Posonij in redeundo transitum fecit.

[2]) invenissemus Posoniensem ecclesiam certo cercius oculata fide per hostiles incursus predicti Boemorum Regis in suis facultatibus grauiter lesam et pene ad extreme exinanicionis facultatem conlapsam, nimia inopia laborare; condolentes ipsius ecclesie ruine et volentes eius miserie, ut debita, sic deuota, restauracione prospicere, et misericorditer misererj. Er schenkt der Kirche auf Bitten des Probstes Anton die Wiese Flanzendorf und Szilincs. Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 87. Fejér: Cod. Dipl. V. II, 521.

[3]) Bél: Notitia Hung. Novae. I, 559. Rimely: Capitulum Eccl. Poson. 100—101.

[4]) Ladislaus IV. schenkte dem Capitel von Preßburg 1278 terram Flezyndorph vocatam, iuxta danubium sitam in confinio Regni nostri et Castro Potunburg contiguam et vicinam, et aliam terram Zelynch nomine, in maiori Posonio existentem, iuxta Thijrnam, ad collacionem nostram spectantes, vacuas tunc et incolis, ac habitatoribus destitutas. Knauz: Mon Eccl. Strig. II, 87. Fejér: Cod Dipl. V. II, 521.

[5]) Wenzel: Neues Dipl. d. Arpádenzeit, (ung.) V, 51.

[6]) Wenzel: Ebenda, V, 35.

in Preßburg auf ewige Zeiten.[1]) Wie wir schon erfahren haben, vermachte Johann von Csukár, der Sohn des Peter im Jahre 1291 dieser Kirche letztwillig seinen Besitz Csukárd. Diese Schenkung trug jedoch dem Capitel Mißhelligkeiten betreff des Eigenthumsrechtes ein. Wir erfahren nämlich aus einer Urkunde vom Jahre 1292, daß es zwischen einigen Mitgliedern des Geschlechtes der Csukár und der Kirche von Preßburg zu einem Streite kam.[2]) Derselbe hatte bald ein Ende, denn die Adeligen des Preßburger Comitates, Namens Nicolaus von Nyék, Peter, der Rothe aus Paka, Leopold und Chama (Thomas) aus Paka, sowie Nicolaus von Bwd erschienen vor dem Raaber Capitel und entsagten daselbst zu Gunsten der Kirche des h. Erlösers in Preßburg, ihres Probstes und ihres Capitels auf alle wie immer gearteten Rechtsansprüche bezüglich des Dorfes Csukárd.[3]) Zwei Jahre später, im Jahre 1294, bekräftigte König Andreas III. die genannte Kirche feierlich in diesem Besitze. Trotzdem sie nunmehr auch faktisch in diesen Besitz eingeführt worden war, mußte sie binnen zwei Jahren dennoch abermals eine neue Besitzstörung über sich ergehen lassen. Im Jahre 1296 traten nämlich Nicolaus Panka von Nyék, Peter, der Rothe aus Paka, Leopold und Thomas aus Paka, sowie Nicolaus von Bud, also

[1]) nobilis vir magister Paulus filius Benedicti Canonicus Posoniensis . . . portiones suas de possessionibus, terris seu villis Vzur, Ocoly, Churle et Simperg vocatis ipsum de jure hereditario contingentes, saluis tamen porcionibus Johannis et Petri fratrum suorum, Ecclesie Sancti Saluatoris de Posonio et eius Preposito et Capitulo ex voto pie mentis dedit, optulit et donauit in elemosinam sempiternam. Die Orig.-Urkunde im Privatarchive des Preßburger Domkapitels, Capsa C. fasc. Nr. 121. Nach Knauz herausgegeben in Wenzel's „Neues Dipl. d Arpádenzeit" (ung.), IV, 304.

[2]) inter ipsos, et Prepositum ac Capitulum super possessione Twrne seu Chukarfalua nuncupata, Ecclesie Sancti Saluatoris de Poson per Johannem filium Petri in vita et in morte collata altercatio quedam et uerbe mota fuissent.

[3]) ipsi tamen propter bonum pacis et iusticie ac premiorum intuitum eternorum, omni altercationi, controuersie, liti et iuri, si que forte eis in ipsa possessione Twrne nominata ex eo, quod ipsi de generacione quondam Comitis Chukar, aui prefati Johannis essent, competeret, nomine suo, et nomine ac vice omnium fratrum et cognatorum suorum cessissent et renunciassent, et quod predictam Ecclesiam Sancti Saluatoris, et eius Prepositum ac Capitulum prefatam possessionem Twrne, seu Chukarfalua dictam tenere, habere et possidere reliquissent pacifice et dimisissent. Wenzel: Ebenda, V, 71.

gerade die, welche vordem allem Anrechte auf den Besitz von Csukárd entsagt hatten, neuerdings mit Besitzansprüchen auf, wogegen das Preßburger Capitel aber sofort während des Jahres 1296[1]) vor dem Raaber Capitel Protest erhob. Diese Protestation des Capitels muß von Erfolg begleitet gewesen sein, denn wir finden dasselbe später im ungestörten Genusse dieses Besitzes.

Dieses Csukárd war aber nicht die einzige Liegenschaft, die das Capitel von den Herren von Csukár erhielt. Schon ein Ahne des Johann, des Sohnes von Peter, hatte seinen Gutsantheil Namens Csukárföld bei der Schüttler Urfahr dem Capitel geschenkt.

Um dieselbe Zeit vergab Jakob von Jánok den Besitz Csandal, das heutige Torony, an das Capitel von Preßburg. Ursprünglich hatte König Béla IV. diese Liegenschaft dem Nicolaus, dem Sohne des Topuz, verliehen, von dem sie Jakob von Jánok später an sich gebracht hatte. Der Besitz umfaßte 36 Joch. Jakob behielt sich den Nutzen desselben für Lebenszeit vor und ordnete an, daß dieser Besitz erst nach seinem Tode an das Capitel überzugehen habe. Seine Schenkung bestätigte König Andreas III. im Jahre 1296.[2])

Daß mit diesen Besitzungen auch Rechte verbunden waren, versteht sich von selbst. Die Probstei und das Capitel waren übrigens nicht nur im Genusse aller auf dem Besitze ruhender, sondern auch solcher Rechte, welche aus spezieller Schenkung erflossen. So wissen wir, daß die zum Probst und Capitel gehörigen Leute von der Botmäßigkeit des Obergespans frei waren. Als Ladislaus IV. im Jahre 1277 dem Probste und dem Capitel von Preßburg dessen Besitz bestätigte, entzog er dessen Leute der Gewalt und Botmäßigkeit des Obergespans und aller seiner Beamten.[3]) Wie er im Jahre 1278 Flantzendorf und Szilincs dem Probste und dem Capitel schenkte, so befreite er alle Bewohner dieser Besitzungen von der Botmäßigkeit des Obergespans von Preßburg.[4]) Der Palatin Nicolaus, Obergespan von Preßburg,

---

[1]) Knauz setzt diese Protestation auf das Jahr 1299. Mon. Eccl. Strig II, 469. Wenzel: Ebenda, V, 242.

[2]) Wenzel: Ebenda, V, 148.

[3]) Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 77—78. Wenzel: Ebenda, IV, 81.

[4]) Knauz: Ebenda, II, 87. Fejér: Ebenda VII, 521.

erkennt es auch in einer Urkunde vom Jahre 1284 an, daß die Leute der Probstei und des Capitels seiner Botmäßigkeit nicht unterstehen und, das Schloß anlangend, von jeder Leistung oder Last befreit seien. Er trägt besonders dem Schloßcastellan und dem Vicegespan, sowie dem Richter der Gäste des Schlosses [comes hospitum castri] strenge auf, es möge sich keiner von ihnen unterfangen, Leute der Probstei und der Kirche von Preßburg vor sich zu laden, zu verurtheilen, zu besteuern oder ihnen Lasten aufzuerlegen.[1])

Was die ursprüngliche kirchliche Stellung und den sich daraus entwickelnden Rechtskreis des Preßburger Probstes anbelangt, so findet sich in unserer Literatur davon eine Spur, daß er ähnliches wie bischöfliche Gerechtsame ausgeübt hat.[2]) Diese Behauptung ist auch durchaus nicht ohne Grund. Wir haben dabei alle jene Umstände in Anschlag zu bringen, von denen die Stiftung der Probstei begleitet war. Sie war, wie wir erzählt haben, noch vor den Zeiten St. Stephans gestiftet worden und ist somit der Gründung der ungarischen Bisthümer vorangegangen. Die Gründung des Graner Erzbisthums fällt auf das Jahr 998. Die bereits von den mährischen Slaven gestiftete Probstei von Preßburg kann daher bezüglich der kirchlichen Verwaltung Gran nicht unterstellt gewesen sein. Sie war der bischöflichen Kirche von Mähren, entweder Neutra oder Olmütz, untergeordnet. Als nach dem Sturze des mährischen Reiches jeder politische Zusammenhang zwischen den jenseits des Marchflusses liegenden Provinzen und dem Gebiete innerhalb der March und Waag aufgehört hatte, so erlosch auch jedwede Kirchengewalt bezüglich dieses Landgebietes. Wir hätten daher anzunehmen, daß die Kirche von Preßburg unbedingt in die geistliche Jurisdiction des Bischofs von Neutra einbezogen wurde. Nun hörte

---

[1]) Knauz: Ebenda II, 181—182. Wenzel: Ebenda IV, 267.

[2]) Bischof Bärnkopf sagt: jurisdictio fuit ipsis (nämlich den Pröbsten) propria et peculiaris, atque tanta, quanta nulli praepositorum competebat. Dann: patebit praepositorum posoniensium fuisse olim auctoritatem et jurisdictionem tam voluntariam, quam contentiosam, episcopali haud minorem. Pogán: Praep. Poson. 1848. Im gleichem Sinne äußert sich Cherrier in: Gesch. der Kirche in Ungarn (ung.) pag. 91. Vgl. hauptsächlich Rimely: Capitulum Posoniense pag. 22 und besonders seinen Beitrag hierzu pag. 49 u. ff.

aber das Bisthum von Neutra damals auf, als das mährische Reich seine politische Machtstellung verlor, denn der Bischof von Neutra wanderte aus und die Kirche St. Emmeram stand nicht nur verwaist, sondern auch völlig verarmt da. So erlosch jene Verbindung gänzlich, die etwa die Kirche von Preßburg mit dem Gotteshause von Neutra verknüpft hatte. Es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß nach dem Zusammenbruche des mährisch-slavischen Reiches die deutsche Kirche und vornehmlich das Bisthum von Passau, an dessen Spitze in diesen kritischen Zeiten der hochstrebende, mit rastloser Ambition den Glanz und die Macht seines Bisthums mehrende Piligrim stand, mit aller Kraft und Eifer darnach strebten, das jenseits der Leitha und March befindliche ungarische Land ihrer Kirchengewalt unterzuordnen. Weil dies aber trotz aller Anstrengung nicht geschah, mußte für die Kirche von Preßburg eine solche Periode eintreten, in welcher sie ihre Selbstständigkeit leicht entwickeln und auch zur Geltung bringen konnte. Wenn uns die Persönlichkeit oder die Personen bekannt wären, die damals der Kirche von Preßburg vorstanden, so könnten wir aus ihrer Thatkraft über die Art und Weise des Vorschrittes in der Selbstständigmachung unserer Kirche offenbar mehr Schlußfolgerungen gewinnen. So mag es nach allem doch nur als sehr wahrscheinlich erscheinen, daß die Kirche von Preßburg zur Ausgestaltung einer exempten Stellung gelangte und diese während der Zeit zum Abschlusse brachte, in welcher St. Stephan die Diöcese von Gran gestiftet.

Daß die Stiftung der Graner Diöcese der exempten Stellung der Preßburger Probstei kein Ende bereitet hat, beweist hinlänglich das Gesetzbuch König Kolomans. Wie wir gesehen haben, beschränkt es die Abhaltung von Ordalien nur auf bischöfliche Kirchen sowie auf die größeren Probsteien von Preßburg und Neutra. Diese beiden größeren Probsteien mußten ganz gewiß derart beschaffen gewesen sein, daß sie, wenn sie auch keine bischöflichen Kirchen waren, dennoch eine diesen ähnliche oder sehr nahekommende Organisation der kirchlichen Rechtspflege hatten. Sonst wäre der in Rede stehende Gesetzartikel König Kolomans einfach ganz unverständlich, wenn sich nicht bereits unter St. Stephan und St. Ladislaus oder noch früher solche Zustände der

Kirchengewalt in ihr ausgebildet hätten, die man bei der Schaffung des weltlichen Gesetzes in Betracht ziehen mußte. Die Urkunde des Jahres 1006 macht uns auch mit Dingen bekannt, die im Ganzen der Entwicklung dieser Geschehnisse entsprechen und ein erneutes Zeugniß davon geben, daß wir uns bei der Frage nach der Authenticität der Urkunde nicht ausschließlich an die diplomatische Form des Schriftstückes allein zu halten, sondern auch auf Grund der darin enthaltenen historischen Thatsachen zu urtheilen haben. Die Urkunde sagt, daß das Capitel von Neutra vermöge der Frömmigkeit St. Stephans nicht nur allein Landgüter erhielt, sondern auch durch hierarchischen Vorrang höher als andere Capitel gestellt wurde.[1]) Auf welche Weise und warum geschah nun dies wenn die Kirche von Neutra keine Stiftung von St. Stephan war und er selbst nur zu seiner größten Überraschung Kunde von der Existenz dieser Kirche erhielt? Hat er aber dieser Kirche von Neutra trotz alledem dennoch einen Vorrang verliehen, so ist dies nicht anders als dadurch zu erklären, daß sich diese Kirche als uraltes bischöfliches Capitel bereits die historische Berechtigung zu einem solchen Vorrange erworben hatte.

Es ist auffallend, daß sich unter unseren gesammten bis heute bekannten Urkunden aus der Árpádenzeit, deren Zahl zum mindesten die Ziffer von 10000 erreicht, keine einzige gefunden hat, die vom Archidiaconate in Preßburg spricht, wogegen die Spur anderer Archidiaconate mehr als einmal in dieser Periode auftaucht. So kommen die Archidiaconate von Gran,[2]) Komorn,[3]) Bars,[4]) Schaschin,[5]) Hont[6]),

[1]) Capitulares canonici in omnibus tam Synodalibus, quam Regis et Regnicolarum conventibus ab Ecclesia et Capitulo Strigoniensi, per nos in Metropolitanum erecto statim secundum locum teneant, et vicum habeant.

[2]) In den Jahren 1241 und 1266. Knauz: Mon. I, 340. 532. 534. Theiner: Mon. I, 281. 282. 288. Fejér: Cod. Dipl. IV. III, 341. 358. Wenzel, Ebenda, III, 147.

[3]) In den Jahren 1223 und 1233. Fejér: Cod. Dipl. III. I, 428. Knauz: Mon. I, 241. 291. Wenzel: Ebenda, VI, 538. 544.

[4]) In den Jahren 1233 und 1263. Fejér: Cod. Dipl. III. II, 326. Knauz: Mon. I, 297. 488. Theiner: Mon. I, 116, 274. Wenzel: Ebenda, III, 34.

[5]) In den Jahren 1233 und 1272. Fejér: Cod. Dipl. III. II, 319. 326. V. I, 255. Knauz: Mon. I, 297. 597. Theiner: Mon. I, 116. 117.

[6]) In den Jahren 1233, 1262 und 1263. Wenzel: Ebenda, III, 34. VI, 533.

Nógrad [1]) und St. Eustachius [2]) vor. Dürfen wir nicht aus diesen Daten folgern, daß das heutige Archidiaconat von Preßburg nicht aus derselben Zeit wie die vorhin erwähnten, sondern aus späterer Zeit herstammt? Beweist das jüngere Alter nicht, daß das Preßburger Comitat in kirchlicher Hinsicht bei der Stiftung der ungarischen Hierarchie kein gleicher Kirchensprengel der Graner Erzdiöcese war wie Bars, Hont, Nógrad oder Komorn und daß es erst dann dazu geschaffen wurde, als die kirchliche Jurisdiction der Preßburger Pröbste bereits Einbuße erlitten hatte?

Leider stehen uns keine Urkunden zu Gebote, aus welchen wir die Entwicklung der kirchlichen Position der Preßburger Probstei bis ins Detail studieren könnten. Übrigens glauben wir auch nicht, daß es einst Urkunden gegeben habe, die die exempte Stellung des Preßburger Probstes als kirchliche Position zu sichern vermochten, weil wir eben meinen, daß diese canonische Position sich nicht auf königliche oder päpstliche Gnadenbriefe, sondern rein auf historische Entwicklung gestützt hat. Die Preßburger Probstei war an der Grenze zweier Länder und am Berührungspunkte zweier Nationen in einer solchen Lage, daß sie sich auch ohne verbrieftes Privileg hierarchische Selbstständigkeit erringen konnte. Darin allein hat man den Grund zu suchen, daß sie diese Selbstständigkeit mit der Zeit verlor. Wenn die Pröbste von Preßburg über Diplome verfügen konnten, wäre ihre kirchliche Position nicht so leicht ins Wanken gerathen, weil die Pröbste diese Diplome sicherlich vorgewiesen hätten.

Daß der Probst von Preßburg wirklich eine vornehmere Jurisdiction ausübte, beweisen unzweifelhafte Thatsachen und Daten. Schon das Gesetz König Kolomans spricht dies aus, indem es die Kirche von Preßburg eine größere Probstei [prepositura major] nennt. Es ist klar, daß das Epitheton major (größere) auf nichts anderes als auf

VIII, 61. Knauz: Mon. I, 290. 482. 488. 491. Theiner: Mon. I, 244.

[1]) Im Jahre 1254. Wenzel: Ebenda, II, 247. VII, 362. Knauz: Mon. I, 415. 416. Theiner: Mon. I, 225.

[2]) In den Jahren 1264 und 1265. Fejér: Cod. Dipl. IV. III, 228. 258. Knauz: Mon. I, 498. 520. Theiner: Mon. I, 266. 279.

den Titel der Probstei und daher auf die Gewalt des Probstes in der Jurisdiction bezogen werden kann. Vermöge dieses Titels „größere Probstei" wurde dieselbe über alle anderen Abteien und Probsteien erhoben. Wenn sie aber auch dadurch nicht dem bischöflichen Amte gleichstand, so kam sie diesem immerhin sehr nahe, weil außer dem auf der Bischofsweihe ruhenden geistlichen Amte ein großer Theil der jurisdictionellen Gewalt des Probstes wirklich von gleicher Art war wie jene der Bischöfe. So beweisen einzelne Urkunden des XIV. Jahrhunderts, daß die Pröbste von Preßburg in ihrem Capitel Domherrnstellen und Einkünfte als Schenkung verliehen,[1]) den Besitz derselben bestätigt, aus diesem entsetzt und auf leer gewordene Domherrneinkünfte Anwartschaften ertheilt haben. Die Pröbste von Preßburg haben nicht nur allein von Pfarrern, sondern auch von den Domherrn selbst den Unterordnungseid abverlangt und von den ihnen unterstehenden Pfarreien und Kapellen das Cathedraticum, eine Kirchenabgabe, sowie das Todtenvierttheil nicht so sehr als Archidiacone, als wegen der Ehrenbezeugung eingehoben.[2]) Außerdem waren sie Richter, hatten Strafgewalt, übten die Jurisdiction über heilige Orte aus, ernannten und entließen unbehindert ihre Vicare und Auditoren.[3]) Den aus der Mitte des Capitels erwählten Pfarrer[4]) bestätigten die Pröbste. Sie thaten in Kirchenbann, sie sprachen Excommunicationen mit solcher Rechtskraft aus, daß Papst Honorius in seiner vom 23. April 1221 datirten Bulle der hohen Geistlichkeit von Gran und Vesprim es zur Pflicht machte, die durch die Pröbste von Preßburg

[1]) So hat im Jahre 1302 der Probst von Preßburg eine erledigte Domherrnstelle seines Capitels dem Grafen Nicolaus dem Sohne des Jakob, verliehen. Cap. Arch. Capsa K. 4. Im Jahre 1341 verleiht der Probst Michael Domherrneinkünfte dem Nicolaus von Zala. Ebenda. Capsa F. 9. 192.

[2]) Dies geht sowol aus einer Urkunde Königs Uladislaus II. aus dem Jahre 1515 als aus der Zuschrift Thomas Bakócz, des Erzbischofs von Gran, aus dem Jahre 1516 hervor. In dieser letzteren wird ausdrücklich gesagt, daß das Cathedraticum den Probst „decoris ecclesie collegiate Sancti Martini posoniensis titulo" betreffe. Cap. Arch. Caps. A. 2. 5.

[3]) Als solche sind im XIV. Jahrhunderte Thomas, Domherr von Preßburg, Martin, Probst von Dömös, sowie Peter und Nikolaus, Domherrn von Preßburg, bekannt geworden.

[4]) presentare Domino Preposito confirmandum. So im Vergleiche von 1302. Fejér: Cod Dipl. VIII. I, 616.

Excommunicirten nicht aufzunehmen und ihnen keinen geistlichen Trost zu reichen.[1]) Dieses alles übten sie aber nicht als Delegirte, sondern Kraft ihrer ordentlichen, ureigenen Kirchengewalt aus. Deßhalb lesen wir auch in einer Capitelurkunde vom Jahre 1316, daß der Pfarrer von Szentkereßt in der Schütt, als er letztwillig über sein Vermögen verfügen wollte, dies lediglich mit der Zustimmung des Probstes Albert thun zu können meinte, weil die Seelsorge über die Priester von Rechtswegen dem Probste zustehe.[2]) Auf Grund dieses Rechtes wird der Probst in Urkunden beständig „Ordinarius" genannt,[3]) welches Wort, wie man weiß, eine auf hervorragendere Würde beruhende Kirchengewalt bezeichnet.

Dieses vornehme Privileg des Probstes von Preßburg wurde auch in alter Zeit anerkannt. Bei Gelegenheit der Kirchenvisitation der Graner Diöcese vom Jahre 1297 wird die Probstei von Preßburg auf Grund ihrer hervorragenden Würde und ihres Ansehens unter den zur Jurisdiction des Sprengels gehörigen weltlichen Probsteien an erster Stelle und zwar noch vor dem Probste der Zips genannt, wiewol dieser mit Indulgenz des Papstes Nicolaus IV. bischöfliche Rechte und Würden besaß. Der Probst von Preßburg verblieb auch weiter noch in diesem ausgezeichneten Vorrange, denn in den Akten der Tyrnauer Synode vom Jahre 1629 wird er in der Reihe der weltlichen Pröbste als erster angeführt.[4]) Man kann also sagen, daß die Preßburger Pröbste ihre auf höherer Würde fußende Jurisdiction ganz unbehindert und mit Ausnahme von Klag- und Berufungssachen durch die Graner Erzbischöfe nicht beeinträchtiget bis zum Ende des XIV. Jahrhunderts ausgeübt haben, wo sie dann in Folge der durch sie selbst hervorgerufenen Mißbräuche in ihren Rechten nicht durch einfachen erz-

[1]) Theiner: Mon. hist. I, 29. Fejér: Cod. Dipl. III I, 352. Wenzel: Ebenda, I, 179. Knauz: Mon. I, 230.

[2]) Rimely: Beitrag (ung.), 50.

[3]) Nach einer Urkunde vom Jahre 1344 vergieng sich der Domherr und Pfarrer Jakob „wider den Herren Probsten als seinen Ordinarius." Dort wird auch Probst Seraphin der rechtmäßige Hirt der Preßburger Kirche genannt. So wird in den Urkunden vom Jahre 1302 und 1348 gesagt, daß der zum Pfarrer erwählte Domherr „den Probst selbst, als seinen Ordinarius und Vorgesetzten, anzuerkennen gehalten sei."

[4]) Péterffy: Sacra Concilia, II, 268.

bischöflichen Widerruf, sondern durch synodale Beschlüsse[1]) beschränkt wurden.

Wir begreifen es demnach ganz gut, daß der Sprengel des Preßburger Archidiaconates in königlichen Akten mit den Namen einer Diöcese bezeichnet wird[2]) und daß man den Probst von Preßburg auch hier zu Lande, mehr aber noch im Auslande Bischof nennt.[3])

Außer der jurisdictionellen Gewalt des Probstes haben wir jedoch hier noch über solche Rechtsbefugnisse der Preßburger Kirche zu sprechen, an welchen auch die Appertinenz der Probstei das Capitel Theil hatte. Eines derselben, das im Gesetze König Kolomans erwähnt wird, ist die Abhaltung von Ordalien. Das zweite: die Befugniß des Beurkundungsortes, und das dritte: das Recht der Seelsorge. Ordalien oder Gottesurtheile waren in unserer Heimat geradeso im Brauch wie in jedem anderen christlichen oder nichtchristlichen Staate, bei Culturnationen oder uncultivirten Völkern. Ob sie sich schon zu Zeiten St. Stephans oder erst unter seinen späteren Nachfolgern einbürgerten, das können wir kaum zuverlässig behaupten. Thatsache bleibt es aber, daß in den Gesetzen des Königs Stephan I. von ihnen keine Spur zu finden ist, während sie in den Gesetzen der Könige St. Ladislaus und Koloman, sowie in den ungarischen Kirchensatzungen vorkommen.[4])

---

[1]) Diesbezüglich siehe Rimely: Cap. Poson. 22—31. Und Beitrag, 49—53.

[2]) So in jenem Decrete Uladislaus II, in welchem er die „sub dioecesi ac jurisdictione ecclesie Posoniensis" stehenden Pfarrer zur Zahlung des Cathedraticum auffordert. In dieser Urkunde wird das Wort „dioecesis" dreimal gebraucht. Ung. Sion. (ung), Jahrg. 1866. 160. u. ff.

[3]) Am 9. Mai 1278 gebietet König Karl I. von Sicilien dem magistro Portulano Apulie, quod restaurari faciat galeam episcopi Posoniensis... et quod Episcopum ipsum cum dicta galea exire per mare libere permittat. (Mon. Hung. Diplomatica I, 55.) Dazu bemerkt Knauz: Error hic irrepsit; Episcopus Posoniensis nec tunc, sed nec unquam in Hungaria exstitit. (II, 81.) Man kann wol einen Irrthum in dieser Sache annehmen. Wenn man aber das Obenausgeführte erwägt, bleibt es noch nicht ausgeschlossen, daß der Probst von Preßburg im Auslande thatsächlich als Bischof angesehen wurde.

[4]) Szalay behauptet in seiner in ung. Sprache erschienenen Gesch. Ungarns, I, 119., daß sie bereits unter St. Stephan im Brauche waren. Was die Gesetze St. Ladislaus anlangt, lesen wir in ihnen, daß die Commandanten der Wachen die Diebe eintheilen sollen sub decenario numero,

Sei dem nun, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß die Organisirung der Gottesurtheile wie überall, so auch bei uns auf dem Gebiete der Rechtspflege angesichts der ihnen vorangegangenen Praxis einen Vorschritt nach einer besseren Richtung anzeigt. Die Berufung auf Gottes unmittelbares Richteramt, wenn auch deren Form vom Standpunkte der Forderungen des Vernunftsrechtes aus als sehr ungenügend bezeichnet werden kann, beseitigte nämlich die persönliche Gerichtspflege, die, wie wir wissen, hier und dort zur Blutrache und zu grausamer Gewaltthat ausartete. Auch beschämen die Ordalien, nehmen wir sie wie immer, weniger die Vernunft und verletzten in geringerem Grade den Humanismus als die späteren Verirrungen der öffentlichen Gerechtigkeitspflege: Hexenverfolgung und Folter. Bei der Organisirung der heimischen Ordalien ist jedenfalls auffällig, daß wir darin vergebens die bizarren Formen suchen, die in anderen Ländern uns so schreckhaft ins Auge fallen. Während in den westlichen Ländern außer den Feuer- und Wasserproben, sowie dem gerichtlichen Zweikampfe, die Kreuzesprobe, die Abendmahlsprobe, das Loos und das Bahrgericht im Brauche waren, kennen wir bei uns keine andere Gattung der Gottesurtheile außer den ersten drei. Dies zeigt denn doch die Kraft der Intelligenz an, die Wahn und Aberglaube bei unserer Nation niemals ganz zu trüben vermochten. Es ist wahr, auch bei uns entsprach die Abhaltung der Gottesurtheile einige Zeit hindurch derartig der allgemeinen Auffassung, daß nach dem Zeugnisse des berühmten Regestrum von Wardein[1]) in einem Zeitraume von kaum 21 Jahren, d. i. vom Jahre 1201 an bis zum Jahre 1235 nicht weniger als vierhundert Fälle von Gottesurtheilen beim Grabe des h. Ladislaus in Wardein allein vorkamen. Auch ist es richtig wenn wir das Gesetz König Kolomans uns nicht anders, als in dem Sinne erklären, daß sich bezüglich der Ab-

quorum unus pro decem portat iudicium. Qui sit fuerit saluus, reliqui nouem salui fiant. Sin autem, nouem portent iudicium unusquisque pro se. Ille autem qui pro nouem iudicium portuerit, ipse eciam pro se portet aeque iudicium. Decret. III. c I. bei Endlicher: Rer. hung. Monum. Arp. 341.

[1]) Herausgegeben von Bél: Adparatus ad historiam Hung. Preßburg, 1735. 191—278. Und neuerlich von Endlicher: Rer. hung. Mon. Arpad. 640—742.

haltung der Gottesurtheile überall im Lande Lust und Vertrauen zeigte, so daß der aufgeklärte Fürst es für nöthig fand, diese Lust und dieses Vertrauen dadurch einzudämmen, daß er die Abhaltung von Gottesurtheilen lediglich nur auf bischöfliche und auf die zwei größeren Probsteikirchen beschränkte. Andererseits muß der Umstand selbst unseren Gegnern die Anerkennung abzwingen, daß die Gottesurtheile bei uns viel früher aufhörten als bei allen anderen Völkern, deren größere sociale Bildung wir um vieles später erst empfangen haben.[1]) In Ungarn erlischt die Probe mit glühenden Eisen und siedendem Wasser bereits im ersten Decennium des XIV. Jahrhunderts[2]) und nur der Brauch der gerichtlichen Zweikämpfe dauerte bis in die Zeiten des Königs Mathias Corvinus, was bei einem stets Waffen tragenden Volke leicht zu begreifen ist.

Wir bedauern es vom culturgeschichtlichen Standpunkte aus sehr, daß wir die in der Kirche von Preßburg stattgefundenen Feuer- und Wasserproben nicht so aufgezeichnet vorfinden wie in dem obenerwähnten Regestrum von Wardein, welches vom Gesichtspunkte der Rechtspflege, der Strafstatistik, der Rechtsorganisation, der socialen und allgemeinen Bildungsverhältnisse aus ein wirklich unerschöpfliches Quellenwerk bildet.

---

[1]) Nach Fleury war die Feuerprobe in Österreich noch im Jahre 1485 in Übung. Im benachbarten Böhmen wurde sie trotz des großen Widerstandes der Barone im Jahre 1364 aufgehoben. Pesty: Ebenda, 128.

[2]) Die Synode von Ofen im Jahre 1279 verbietet der Geistlichkeit alle Ceremonien bei der Probe mit glühendem Eisen oder siedendem Wasser. Péterffy: Sacra Concilia, I, 108. Endlicher: Ebenda 569. Die allgemeine wissenschaftliche Annahme, welcher Pray (Hist Regum. Hung. II, 56.), Kitonich (Directio methodica processus judicarii Regni Hung. Cap. I. quaest. 9. §. 5.), Bél (Adparatus ad hist. Hung. 190.), Windisch (Ung. Magazin, I, 218.) A. Szilágyi (Neues ung. Museum (ung.) 1855. I, 439.) und Andere Ausdruck verliehen haben, ist, daß König Karl Robert im Jahre 1310 die Feuer- und Wasserordalien abgeschafft hat. Doch behaupten dementgegen Szegedi und auf diesen gestützt Pesty, daß die Feuerprobe durch kein Landesgesetz entschieden eingestellt worden sei. (Gesch. der gericht. Zweikämpfe (ung.) 130.) Daß zu Ende des XIII. Jahrhunderts in Preßburg die Ordalien als erloschen zu betrachten sind, läßt sich — so glauben wir — auch schon aus dem Umstande folgern, daß streitige Parteien von dem ganz in der Nähe liegenden Orte St. Georgen im Jahre 1304 nicht zur Kirche von Preßburg, sondern zu der in weiter Ferne liegenden Kirche von Wardein wegen Entscheidung ihrer Streitsache hinziehen. Ung. Sion (ung.) I, 387.

Daß ein solches Regestrum unbedingt auch hier existirt hat, ist zweifellos, denn der Abhaltung der Gottesurtheile wohnte ein behördlicher Charakter inne. Es ist daher nicht anzunehmen, daß eine solche Corporation, die sich zugleich der *Befugniß des Beurkundungsortes* rühmen konnte, die in der Kirche abgehaltenen Gottesurtheile nicht in Büchern aufgezeichnet hätte. Nicht einen einzigen solchen Fall kennen wir und vermögen auch nicht die Örtlichkeit festzustellen, wo in unserem Dome die Feuer- und Wasserproben vor sich gingen. So viel ist gewiß, daß die St. Annakapelle, welche an der Nordseite unseres Domes angebaut ist, diese Örtlichkeit nicht sein kann, denn die Kapelle ist, wie es auch ihr Spitzbogenstyl beweist, zu einer solchen Zeit erbaut worden, wo die Institution der Gottesurtheile bereits seit fast mehr als anderthalb Jahrhunderten erloschen war.[1]) Wir führen es nur als Vermuthung an, daß der Schauplatz der Gottesurtheile die Sakristei sein konnte.



23. Das älteste Siegel des Preßburger Capitels.

Die meisten Fälle fanden überdies nicht im heutigen Dome, sondern in der ursprünglichen im Schlosse gelegenen Probsteikirche ihre Entscheidung.

Als *Beurkundungsort* [locus credibilis] behielt das Capitel immerdar seine Bedeutung und seine in legaler Form verfaßten und mit eigenem Siegel versehenen zahllosen urkundlichen Ausfertigungen, insoweit sie dem Verderben nicht unterlegen sind, finden sich im ganzen Lande zerstreut und werden theils im Landes-, theils in Capitel- oder Privatarchiven aufbewahrt.[2]) Das Siegel, unter welchem das Capitel

---

[1]) Die zweifelhafte Tradition, welche die St Annakapelle als Ordalienkapelle bezeichnet, ist — wie Pesty meint — mit faktischen Daten nicht zu erhärten. Wenn diese Tradition wahr wäre, so muſs nach seiner Meinung eine ältere Kapelle angenommen werden, an deren Stelle jetzt die gothische Kapelle errichtet ist. *Gesch. der gericht. Zweikämpfe* (ung.) Anm. i. Außerdem Ipolyi: *Mittheil. d. k. k. Central-Commission in Wien*, Jahrg. 1857. 186. und Henßlmann: *Die goth. Baudenkmäler Ungarns* (ung) 138.

[2]) Siehe die Beilage II.

seine Ausfertigungen erließ, veränderte sich natürlich von Zeit zu Zeit, doch glauben wir, daß jenes zu den ältesten Capitelsiegeln zählt, dessen eiserner Stempel im Pfarramte von Preßburg hinterlegt ist. Auf dem Siegelabdrucke, wie ihn nebenstehende Abbildung zeigt, fehlt die Jahreszahl, aber das ganze Aussehen weist untrüglich auf hohes Alter hin. Dies beweist auch außerdem der Umstand, daß darauf nicht der spätere Schutzheilige der Kirche, St. Martin, sondern die Gestalt des ursprünglichen Herrn des Titels, des h. Erlösers, zu sehen ist. Dabei bemerkt man, daß die auf dem Siegel ersichtliche Baulichkeit nicht das Gebäude der Kirche, sondern das Schloß selbst ist.[1]) Wir erkennen daran den Beweis, daß dieses Siegel aus der Zeit herstammt, wo sich die Probsteikirche noch im Schlosse befand. Daß aber der Siegelabdruck wirklich aus der Árpádenzeit ist, erweist der Umstand, daß er an einer Urkunde aus jener Zeit hängt. Eine derartige aus dem Jahre 1288 datirte Urkunde besitzt auch das Archiv der Stadt Preßburg.[2]) An

---

[1]) Auf diesem Siegel vermuthen wir geradeso die Abbildung des Schlosses, sowie auf den vorne mitgetheilten Stadtsiegeln. Wir wissen wol, daß die auf mittelalterlichen Stadtsiegeln erscheinenden bethürmten Gebäude gewöhnlich auf die Stadtthorbefestigung Bezug nehmen und im Allgemeinen den mit der Stadtmauer umfriedeten Typus einer Stadt kennzeichnen, weswegen unter Stadtsiegeln so auffällige Ähnlichkeiten vorkommen, wie z. B. unter den Siegeln von Ödenburg, Stuhlweißenburg, Visegrad, Agram und Preßburg, welche durch Majláth in der ung. heraldischen Zeitschrift Turul Jahrg. 1885. III, 135—137. bekannt gemacht wurden. Nichtsdestoweniger verbleiben wir bezüglich der Preßburger Siegel bei der Meinung, daß das sowol auf Stadt-, als auf Capitelsiegeln erscheinende bethürmte Gebäude immer auf das Schloß und nicht auf die Stadt hindeutet. Die Stadt erhielt ihren Freibief erst im Jahre 1291 durch König Andreas III. und konnte daher früher auf ihrem Siegel das den Stadttypus ersichtlich machende bethürmte Gebäude nicht verwenden. Da dieses Gebäude aber schon auf dem Capitelsiegel vom Jahre 1288 zu sehen ist, und bereits, wenn das durch Knauz bekannt gemachte Siegel nach dem Jahre 1116 auch ein Capitelsigel ist, um vieles früher vorkommt, so glauben wir, nicht zu irren, wenn wir das bethürmte Gebäude auf unserem Stadtsiegel nicht mit dem Stadtthore, sondern mit dem Schloßgebäude selbst erklären.

[2]) Stadtarchiv XI. 6. Es ist öfter abgebildet erschienen. So von Ipolyi (Mitth. d. k. k. Centralcom. V, 291.) Henßlmann (Die goth. Baudenkmäler Ung. (ung.) 161.), Rimely (Cap. Poson 295.) und Knauz (Mon. Eccl. Strig. I, 100.). Die von Knauz mitgetheilte Abbildung, wenn sie genau angefertigt ist, unterscheidet sich in den Scheidepunkten von unserem Siegel und daß dieses Knauz'sche Siegel ein älteres ist als das unsere, geht daraus hervor, daß er es nach einer Urkunde des Jahres

zahlreichen im Capitelarchive befindlichen Urkunden aus den Zeiten der Árpáden hängt dieses Siegel ebenfalls.[1])

Das Capitel in seiner Eigenschaft als Beurkundungsort beschränkte sich aber nicht nur allein auf Ausfertigung von Urkunden, sondern es leistete der Öffentlichkeit auch durch die Bewahrung von Urkunden Dienste. Das Capitelarchiv, das sich im nördlichen Stockwerke des Domthurmes befindet, besitzt heute leider nur mehr Reste seiner einstigen Schriftschätze. Unten den schweren Widerwärtigkeiten an Feuersbrünsten, Verwüstungen und Plünderungen, welche unsere Stadt unter den Königen aus dem Hause der Árpáden betroffen haben, wurde auch deren Archiv hart mitgenommen, das in Anbetracht dessen, daß es bei seinem heutigen so sehr verminderten Bestande dennoch eines der namhaftesten Archive des Landes[2]) ist, immerhin berufen gewesen wäre, auf die ersten Jahrhunderte der ungarischen Monarchie ein glänzendes Licht zu werfen.

Was nun endlich die Seelsorge anlangt, so gehörte dieselbe vom Anbeginne her thatsächlich zur Probsteikirche. Damit ist unwiderlegbar erwiesen, daß die Probsteikirche auch die allererste Kirche Preßburgs überhaupt war. Papst Innocenz IV. sagt in einer Bulle vom 13. Jänner 1253 ausdrücklich, daß die Probsteien von Preßburg und Hanta die

---

1139 bringt. Er theilt auch (ebenda, I, 79.) nach dem Jahre 1116 ein Siegel ohne Unterschrift mit, das augenscheinlich an das Preßburger Capitelsiegel erinnert. Auch hier ist das doppelthürmige und mit einer Kuppel bedeckte Steingebäude und zwischen den zwei Thürmen die Gestalt des lehrenden heil. Erlösers zu sehen. Daraus, daß der gelehrte Herausgeber dieses Siegel nach einer Urkunde aus dem Jahre 1116 mittheilt, folgern wir, daß er es an einer Urkunde aus dem XII. Jahrhunderte gefunden hat, was wir darum hier erwähnen müssen, weil die Zeichnung und der Schnitt des Siegels eben auf spätere Herkunft hinweisen. Die Zeichnung und der Schnitt ist nämlich künstlerisch vollkommener als auf dem von uns mitgetheilten Siegel.

[1]) So z. B. an zahlreichen Urkunden der Capsa VII., XIV. und XXXIII., woran die wohlerhaltenen Siegel mit rother, grüner, weißer oder roth-weißer, roth-grüner, weiß-violetter, roth-weiß-grüner, violett-gelb-blauer, weichselfarbig-gelber Seide oder blos mit Pergamentstreifen hängen.

[2]) Wir haben das Archiv im Jahrg. 1877 S. 107 der „Századok" in den aus Anlaß des damaligen Ausfluges der ungar. hist. Gesellschaft nach Preßburg erschienenen Berichten umständlicher bekannt gemacht.

Seelsorge ausüben.[1]) Wir wissen dies jedoch auch aus viel früheren Vorfällen. Wir sahen, daß König Emerich im Jahre 1204 vornehmlich vom militärischen Standpunkte aus beim Papste die Übertragung der Kirche aus dem Schlosse betrieben hat. Er hatte als Grund die Gefährdung angegeben, die das Schloß durch die hinaufwallenden Leute treffen könnte. Was für Leute hatte er im Sinn? Die in die Kirche eilenden Domherrn gewiß nicht. Diese hätten die Ruhe und Sicherheit des Schlosses, auch wenn sie wollten, kaum gefährden können. Wol aber vermochte dies die große Anzahl der Gläubigen, die täglich in das Gotteshaus zum h. Erlöser emporstieg. Wenn dies nur aus Beweggründen der Andacht, des Hörens der h. Messe oder deßhalb geschehen wäre, um den in der Schloßkirche ruhenden heil. Märtyrerreliquien den Ausdruck religiöser Verehrung zu weihen, so hätte der König diesen Übelstand sicherlich leicht überwinden können, ohne den Papst bittlich darum anzugehen. Der König hätte nämlich ein für alle Male wegen der großen Anzahl der Gläubigen die Kirche schließen und die heil. Reliquien an einen solchen Ort übertragen lassen können, wo das Volk dieselben verehren konnte ohne im geringsten die Sicherheit des Schlosses zu gefährden. König Emerich hätte dies zuverlässig um so leichter ausführen können, als wir gerade von ihm wissen, daß er manchen Anordnungen der römischen Curie mit aller Entschiedenheit im Interesse des Landes und der Dynastie entgegentrat. Wenn er dennoch die Wegräumung dieses Übelstandes nicht auf kurzem Wege verfügt hat, so beweist es, daß derselbe nicht so geartet war, daß man durch bündige Verfügung sofortige Abhilfe treffen konnte.

Das Gotteshaus im Schlosse oben war eben nicht nur die Kirche der Probstei, sondern auch eine Pfarre. Mit dem einfachen Schließen desselben hätte der König auch alle jene kirchlichen Funktionen eingestellt, die zu den vorgeschriebenen Bedürfnissen des religiösen Lebens gehörten. Wenn er unten in der Stadt eine Kirche namhaft gemacht oder im Falle, als eine solche nicht bestand, eine neue Kirche hätte erbauen

---

[1]) quas curam animarum habentes. Theiner: Mon. hist. I, 216. Fejér: Cod. Dipl. IV. II, 177. Knauz: Mon. Eccl. Strig. I, 402.

lassen, die von nun an als Pfarrkirche zu dienen hatte, so wäre damit dennoch keine Abhilfe erreicht worden. Der König konnte dies darum nicht thun, weil das Pfarrecht der Probstei zustand und er dieselbe dieses Rechtes nicht entkleiden konnte. Der angeführte Übelstand konnte daher nur so überwunden werden, daß die Probstei selbst in die Stadt übertragen wurde, wozu aber schon päpstliche Erlaubniß nöthig war.

Nachdem die Probstei in die Stadt gekommen war, wurde auch die Pfarrei dahin übertragen. Wie oben im Schlosse, so war die Kirche der Probstei auch unten in der Stadt zugleich Pfarrkirche und blieb es bis zum heutigen Tage. Der Unterschied zwischen den Zuständen von damals und jetzt war nur der, daß heute die Stadt, in jenen alten Zeiten aber die Herren von Csukár das Patronatsrecht ausübten. Nun hat die Stadt als Patron das Recht der Pfarrerwahl, einst besaß sie dieses Recht nicht. Zu diesem Rechte kam die Stadt erst auf Grund des Vergleiches vom Jahre 1302, wie wir dies seinerzeit erfahren werden.

Wir besitzen leider aus diesen Zeiten kein vollständiges Namensverzeichniß der Pröbste und Domherrn. Aus dem XI. Jahrhundert hat sich nicht ein einziger Name erhalten. Die von Jahr zu Jahr sich mehrende Kenntniß von Urkunden des Árpádenhauses läßt uns jedoch hoffen, daß sich das von uns mitgetheilte Namens-Verzeichniß [1]) zum mindesten für das XII. und XIII. Jahrhundert ausführlicher ergänzen lassen werde.

[1]) Siehe Beilage III.



VIII.

Die Periode der deutschen Angriffskriege. Die wiederholte Belagerung von Preßburg. Papst Leo IX. der Heilige vor Preßburg. Die weltgeschichtliche Bedeutung der Stadtvertheidigung vom Jahre 1052.

Nach dem Hinscheiden St. Stephans traten traurige Tage für das Land ein, weil die Persönlichkeiten, die ihm auf dem Throne folgten, nicht befähigt waren, sein Werk der Gründung und Organisation eines christlichen Staates fortzusetzen. Der unmittelbare Nachfolger des h. Stephan, Peter Orseolo, brachte trotz seines Christenthumes liederliche Sitten, ein überaus anmaßendes Wesen und einen unverhehlten Haß gegen die ungarische Nation mit. Bei solchen Eigenschaften ist es erklärlich, daß sich Peter die Achtung und Liebe der Nation nicht erringen konnte. Die Ungarn faßten Antipathie und sogar Haß gegen ihn und übertrugen diese entschiedene Abneigung auf alle, denen Peter seine Thronbesteigung zu danken hatte. Zu diesen zählte auch der verstorbene h. König selbst, aber in noch höherem Grade seine Gemahlin Gisela. Wenn wir aber die Milde und Gottesfurcht Beider betrachten und überdies die flammende Vaterlandsliebe, mit der König Stephan, der Heilige, das Wohl Ungarns zu begründen und zu fördern bestrebt war, sowie die Willfährigkeit erwägen, mit der Gisela jede Maßnahme ihres königlichen Gatten für das Land unterstützte, so gewinnt der Gedanke

unbedingt Boden in uns, daß sie die Thronbesteigung Peters aus heilsamen Ursachen wollten. Der Anschein mochte ihre Entschlüsse rechtfertigen. Die allernächsten Blutsverwandten St. Stephans, in erster Linie Vazul, boten keine Bürgschaft für ihre Standhaftigkeit und Festigkeit im Christenthume. Hingegen schien es unzweifelhaft, daß Peter, der Nachkomme einer alten christlichen Familie, solche Eigenschaften in sich vereinige, mit welchen er das von St. Stephan begonnene Werk sichern und mit Erfolg fortsetzen konnte. Aus diesem Grunde darf nicht der geringste Vorwurf das Andenken des heiligen Stephan und seiner Gemahlin treffen, weil Beide nach bestem Wissen und Gewissen für das Wohl des Landes gehandelt haben. Wenn auch Gisela an der furchtbaren Verstümmelung Vazuls Antheil hätte, wogegen aber ihre Milde und gottergebene Frömmigkeit spricht, so hat sie dazu gewiß nicht der Haß gegen die Dynastie aus ungarischem Stamme und gegen die ungarische Nation, sondern Besorgtsein für Volk und Land vermocht.

Worauf St. Stephan und Gisela sowie die zu ihnen stehenden Bischöfe und Großen des Reiches zählten, traf leider nicht ein. Peter wurde der ganz und gar unwürdige Nachfolger St. Stephans, weßwegen ihn auch die erboste Nation vom Throne vertrieb und an seine Stelle den Schwager St. Stephans, Samuel Aba, als König krönte. Die Thronbesteigung Samuel Abas erwies sich jedoch nicht glücklicher. Seine Schwachheit einerseits und andererseits seine Tyrannei gestalteten seine Regierung ebenso ungünstig. Unter ihm sank das Ansehen des Landes wie im Sturme dahin, die Unzufriedenheit stieg und das Gespenst eines Krieges trat immer bedrohlicher heran.

Was dem Ansehen des Landes am meisten Abbruch that und das Selbstgefühl der Nation am meisten verletzte, war die jetzt beginnende Einmengung ausländischer Macht. Der exilirte Peter suchte Zuflucht und Hilfe bei den deutschen Nachbarn. Wie wol er sich einige Zeit früher durch die Unterstützung des rebellischen Böhmenherzogs Bratislaw als Feind des deutschen Kaisers gezeigt hatte,[1]) so wandte er sich

[1]) Cosmae Chronicon, bei Pertz XI, 74. Marci Chronica, 89.

jetzt als er in Folge seiner Unwürdigkeit des Thrones verlustig geworden war, an denselben Kaiser, gegen den er früher das Schwert erhoben hatte. Der Kaiser empfing den sich tief erniedrigenden Peter[1]) gnädig. Alles wies darauf hin, daß er Ungarn zu einem Lehensstaate machen wollte. Der nationale König, Samuel Aba, war viel zu schwach und zu unbehilflich in den Geschäften, als daß er die Einmengung der Deutschen vom Lande hätte fernhalten können. Er versuchte es wol, aber es mißglückte. Zwei Abtheilungen seiner in Deutschland eingefallenen Schaaren erhielten Niederlagen, die auch seinen Rückzug mit sich brachten.[2]) Was nun folgt zeigt gleichmäßig, daß Aba ebenso unglücklich als Diplomat wie als Heerführer gewesen ist.

Auf dem Throne des römisch-deutschen Kaiserreiches saß damals Heinrich III., der Sohn jenes Konrad, der schon zu Zeiten St. Stephans den Versuch gemacht hatte, Ungarn politisch zu unterjochen. Zur Vereitelung dieses Versuches genügten die natürlichen Hindernisse, welche an der Grenze des Landes im Wege standen.[3]) Dies ist ein klarer Beweis für die geistige Schwachheit Konrads, denn die von Selbstgefühl strotzende Kraft rechnet bei Erreichung eines Zieles nicht mit Hindernissen. Die Wahrheit dieses Satzes hat eben der Sohn und Nachfolger Konrads, Heinrich III. in der deutlichsten Weise erwiesen. Wie Heinrich III. mit aller Begeisterung diese politische Tradition seiner Vorfahren als die seine erklärte, so nahm er sich vor, mit gleicher Entschlossenheit dieselbe im internationalen Völkerleben zur Geltung zu bringen. Die Natur hatte ihm außergewöhnliche Geistesgaben verliehen Heinrich hatte Verstand, Kühnheit, Energie und Zähigkeit. So tief seine Religiösität war, so unbändig war seine Begier nach Ruhm. Das sind offenbar Eigenschaften, vermöge welchen man von ihm die Erreichung

[1]) Nach Hermann Aug. heißt es: „pedibusque eius pervolutus, veniam et gratiam et imploravit et impetravit.“ Chronicon bei Pertz VII, 123. Außerdem Otto v. Freisingen's Chronicon bei Pertz XX, 244.

[2]) Lamberti Hersfeldensis Annales ad. an. 1042. bei Pertz V, 134. Herimani Augiensis Chronicon. Pertz VII, 123. Annales Altahenses ad. an. 1042. Pertz XX, 796. 797. Simonis de Kéza: Gesta Hung. cap. 2. Endlicher: Rer. Hung. Mon. Arp. 111.

[3]) Wippo: Vita Chuonradi imperatoris, Pertz XIII, 268.

hochgesteckter Ziele erhoffen konnte. Seine Ziele waren einerseits die Sicherung der christlichen Religion in Europa, andererseits den von Karl dem Großen geschaffenen mächtigen Staat, das römisch-deutsche Kaiserreich, zur größtmöglichsten Blüthe emporzuheben. Unter ihm bildete Deutschland wirklich ein Weltreich. Seine Grenzen reichten von der Nord- und Ostsee bis zum Mittelmeere. Auf der einen Seite waren Frankreich, auf der andern Ungarn die Nachbarstaaten. Elsaß und Lothringen, Belgien und Holland, Böhmen, Mähren und Polen bildeten die ergänzenden Theile dieses Reiches. Heinrich war wahrhaftig Herr einer Weltmonarchie.

Wenn man nun bedenkt, wie viel heterogene Elemente die Bestandtheile dieses Reiches bildeten und wie die Einigung dieser vielen divergierenden Elemente nur die Frucht eines großen Zwanges sein konnte, so müßte sich eigentlich die Meinung Bahn brechen, daß ein Monarch von so großem Verstande, wie Heinrich, seine Aufgabe als Herrscher darauf hätte beschränken sollen, nach Thunlichkeit die innere lockere Organisation seines thatsächlichen Reiches zu festigen. Seine übermäßige Begierde nach Ruhm lies aber die Klugheit nach dieser Richtung nicht zu Worte kommen. Es mag sein, daß nichts anderes den Anstoß zu seiner Vermählung mit Agnes von Poitiers, der Tochter Wilhelms, des Herzogs von Aquitanien, bot, als der Calcul, auf diese Weise auch Frankreich für sein Reich zu gewinnen.[1]) Sein Plan und Streben war unstreitig, Ungarn zu unterwerfen, und es in einen Vasallenstaat umzuwandeln. Nun kann auch nicht geläugnet werden, daß hiezu die Verhältnisse niemals günstiger lagen, als in der Zeit, wo Peter und nach ihm Samuel Aba als Könige den Thron von Ungarn inne hatten.

Den äußerlichen Rechtstitel, seine Absicht in die That umzusetzen, gab ihm einerseits die Flucht Peters an seinen Hof, andererseits der Einfall Samuel Abas in die deutschen Provinzen. Er entschloß sich daher zum Kriege wider Ungarn. Damit trat in der Geschichte unserer Heimat ein solcher Zeitraum ein, der für immer denkwürdig bleibt und den wir hier umso eingehender zu behandeln haben, weil er

[1]) Giesebrecht: Geschichte der deutschen Kaiserzeit, II, 359—360.

seinem Verlaufe und Endergebnisse nach ganz und gar mit der Special-Geschichte unserer Stadt zusammenhängt. Unsere Aufgabe ist hier, lediglich zu erforschen, welche Rolle und welches Schicksal in diesen großen Kämpfen und bei deren Abwehr der Stadt Preßburg zu Theil wurde, die vermöge ihrer Lage an der Grenze des Landes in die Heerstraße der feindlichen Invasion hineinfiel.

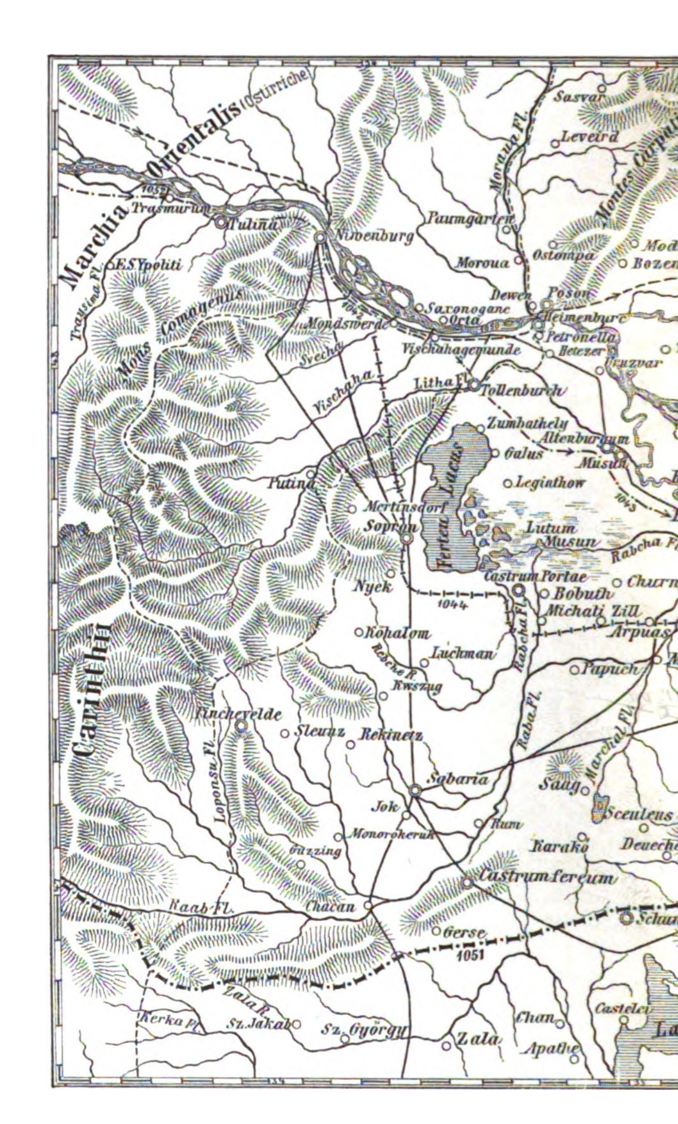
Jene Quellenwerke, aus denen wir diese Kriegsereignisse mit den Deutschen kennen, sind sowol inländische als ausländische Chroniken. Wenn wir auch nicht zu behaupten vermögen, daß das in ihnen Aufgezeichnete das Material zur Zeichnung eines ganz klaren Bildes bietet, so können wir andrerseits auch nicht in Abrede stellen, daß wir mit ihrer Hilfe dennoch ein Bild zu skizzieren im Stande sind, in dem die Hauptlinien ganz deutlich sichtbar und dadurch die Zeugenschaft dieses Bildes völlig faßlich wird.[1])

[1]) Die ausländischen Chroniken weichen von den inländischen zumeist darin ab, daß sie sich bemühen die Feldzüge Kaiser Heinrich's als ruhmvolle Kriegsunternehmungen darzustellen. Einige Chronisten heben es rühmend hervor, daß Kaiser Heinrich mit einer „Handvoll Leute“ die „riesigen“ Streiterschaaren der Ungarn besiegt habe. Wo aber die Schlappen Heinrich's ins Auge fallen, da schweigen sie entweder, oder erwähnen dieselben nur mit ein paar Worten. Die ungarischen Quellen werfen dagegen die verschiedenen Kriegszüge oft durcheinander und in Sachen der Daten kann man sie mit den deutschen Quellen nicht vergleichen; — dennoch ist es unleugbar, daß die Daten der deutschen Quellen nur mittelst der Controlle der ungarischen Quellen und mit deren ergänzenden Daten gut zu verwenden sind. Die ungarischen Quellen enthalten Daten, welche für diese Kriege von wesentlicher Bedeutung sind. Deßhalb sind sie unbedingt zu beachten, was von Seite der neueren Schriftsteller, die über die Kriegszüge Heinrichs schreiben, wenig geschehen ist. Auch in der ungarischen historischen Litteratur werden diese Kriegszüge mangel- und fehlerhaft beschrieben. Szalay, M. Horváth, Majláth, Feßler, Kerékgyártó, u. a. sind in ihren Mittheilungen weder vollständig, noch gehen sie dabei genug kritisch zu Werke. In den Annalen Pray's sind diese Geschichtsquellen besser verwerthet, aber auch darin sind die Ereignisse nicht genügend zusammenhängend und motivirt angeführt. Was speziell Monographien anlangt, so haben wir da ein günstigeres Resultat zu constatiren. In dem bekannten Taschenbuche für die vaterländische Geschichte von Baron Joseph Hormayr vom Jahre 1830. S. 321—389 ist eine umfassendere Studie „Heinrich's III. Züge nach Ungarn“ erschienen, welche viel Sachkenntniß verräth. Im Jahre 1856 erschien in Berlin die Arbeit Strehlke's „De Henrici III. imperatoris bellis hungaricis“, welche geradeso wie die vorzügliche Studie „Peter und Aba“ von Karl Szabó in den Abhandlungen der hist. Classe der ung. Akademie (1872. II.) und Jakob Kandra's im Jahre 1891 in ung. Sprache

Das Ziel Heinrichs war, wie bereits erwähnt, die Unterjochung Ungarns. Wenn wir die Bevölkerung des Landes und die staatlichen und kirchlichen Institutionen desselben betrachten, liegt es offen da, daß der Theil jenseits der Donau in diesem Zeitraume Ungarn hauptsächlich repräsentirt hat. Wie unter der römischen Herrschaft derselbe das Übergewicht über die andern Theile Ungarns errang, so gewann die Gegend am rechten Ufer der Donau auch durch die Gründung des ungarischen Königthumes mehr Wichtigkeit, als das Gebiet am linken Ufer des Stromes. Hier lag die Hauptstadt des Landes: Gran und beziehungsweise Stuhlweißenburg. Hier war der Centralpunkt alles kirchlichen und staatlichen Lebens. Hier entstand das Graner Erzbisthum und mit ihm fast gleichzeitig die Bisthümer von Raab, Veßprim, Fünfkirchen, während in den zwei übrigen Dritteln des Landes die Bisthümer von Neutra, Waitzen, Csanád und Wardein erst um vieles später gegründet worden. Ein Factor von allererstem Range für die Civilisation des Christenthumes, die Abtei von St. Martinsberg, erstand als erste Abtei im Lande ebenfalls jenseits der Donau. Hier erhoben sich die meisten Städte und Orte und hier waren auch Verkehr und Communication am allerlebendigsten. Der Theil jenseits der Donau bildete, um es kurz zu sagen, im XI. Jahrhunderte das eigentliche

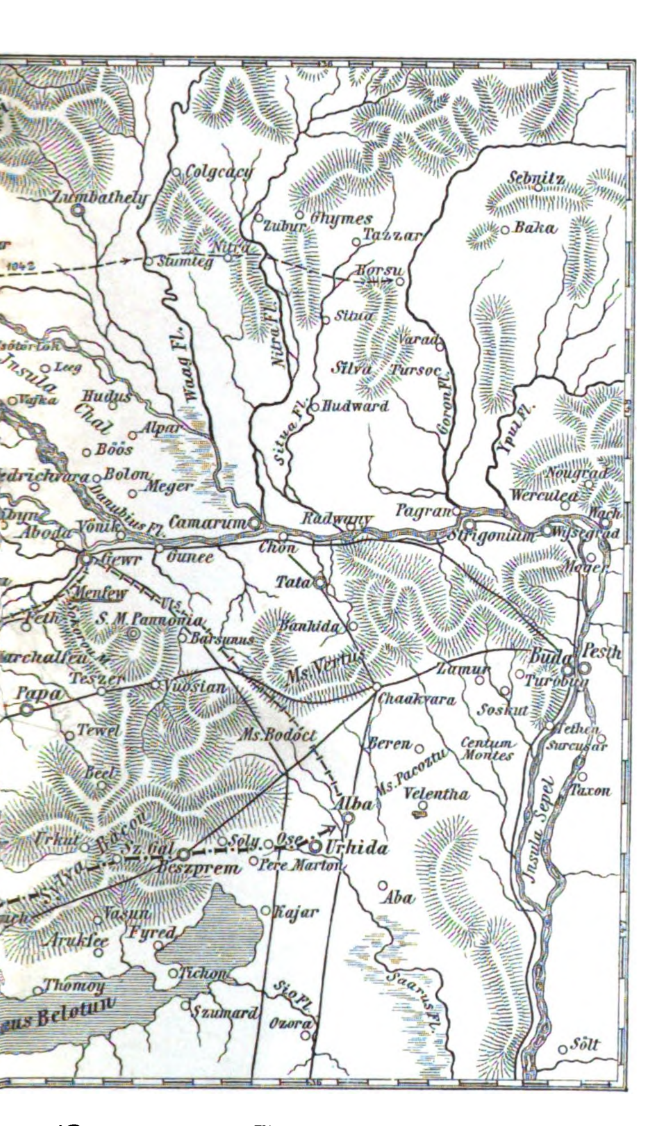
---

in Erlau erschienenes Werk „König Samuel Aba" nur die zwischen Aba und Heinrich vorgefallenen Kriege behandelt. Ausführlicher sind die „Beiträge zur Geschichte der älteren Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn" von Dr. J. G. Meyndt und dessen im Jahre 1870 erschienenes Werk „Kaiser Heinrich III. und König Andreas I.", welches mit großem Apparate und großer Kenntniß der Quellen, aber auch mit nicht geringer Voreingenommenheit geschrieben ist. In allerneuester Zeit ist in den unter der Redaction Eugen Horváth Rónai's in ung. Sprache herausgegebenen „Kriegsgeschichtlichen Mittheilungen" Jahrg. IV. Heft I—III. die im Jahre 1890 bei Gelegenheit der kriegsgeschichtlichen Preisausschreibung belobte Arbeit von Ludwig Kiss „Die Vertheidigung unserer nationalen Unabhängigkeit wider Heinrich III." erschienen. Das Werk ist in seiner Art als vorzüglich zu erachten, wenn es auch weder die Quellen noch den Gegenstand erschöpft. Es ist mit klarem Style, richtiger Auffassung und lehrreich geschrieben. Wenn der Verfasser die geologische Gestaltung des Territoriums, (die auch zugleich die Niveauerhebung kennzeichnet), der Kriegszüge von 1041 bis 1053 und das bei uns noch im XI. Jahrhunderte in Anspruch genommene altrömische Straßennetz in Betracht gezogen hätte, würde sein Urtheil hie und da wol anders lauten.



Karte zu den Kriegszügen des Ka

(Nach der dem Hormayr'schen Taschenbuche, Jahrgang 1830, beigegebenen



...sers Heinrich III. in Ungarn.

...Terrainkarte neu gezeichnet und mit den Heerstraßen der Römer ergänzt.)

Ungarn. Das Ziel des von Kaiser Heinrich entworfenen Operationsplanes konnte demnach in Ungarn nirgends anderswo als jenseits der Donau angesetzt sein.

Die Straßen, die aus dem deutschen Reiche in den in Rede stehenden Theil von Ungarn führten, sind uns nicht unbekannt. Das XI. Jahrhundert hat sich durch Neuanlage und Neubau von Straßen noch nicht sehr ausgezeichnet. Wir müssen daher annehmen, daß man die Straßen benützt hat, die man als Erbschaft der Römer vorfand. Wenn auch die Barbaren alle römischen Städte zerstört hatten, so konnten sie die römischen Straßen dennoch nicht ungangbar machen, weil es einerseits auch nicht im Interesse dieser Barbarenvölker liegen konnte, bequeme Verkehrsstraßen zu vernichten, und weil andererseits die Römer ihre Straßen derart bauten, daß weder Menschen noch Zeit dieselben so leicht und schnell zu ruiniren vermochten. An vielen Orten unserer Heimat sind die heutigen Straßen auf den Untergrund der alten Römerstraße gebaut. Wir können daher ruhig behaupten, daß im XI. Jahrhunderte die römischen Straßen umsomehr die Verkehrslinien bildeten, als dieselben mit Berücksichtigung des Terrains, des Bodens und der Gewässer geplant und ausgeführt waren. Auf Grund von Itinerarien und von noch erhaltenen Straßenresten wissen wir, daß das römische Straßennetz zwischen dem heutigen Österreich und Ungarn so angelegt war, daß die Straßenlinie strenge nach dem Laufe der Donau, an deren rechtem Ufer, auf der Grenze des Inundationsgebietes hinzog. Von dieser Hauptverkehrsader trennten sich in der Gegend des heutigen Wien nach Süden zu zwei Äste, von denen der eine nach dem heutigen Baden und von da in gerader Richtung über die Fischach und Leitha hinüber geführt hat. Der zweite Ast ging von Wien aus geraden Weges nach Ödenburg, wo er mit der Straße zusammentraf, die von Carnuntum, dem heutigen Petronell herkommend, wie wir wissen, an der westlichen Seite des Neusiedler Sees hinab nach Steinamanger lief und sich von da gegen Unter-Lendva und Pettau hielt. Wie Ödenburg der Brennpunkt dreier Straßen war, so war auch Steinamanger ein sehr bedeutsam geschürzter Knoten in diesem Straßennetze. Von hier ging nämlich eine Straßenlinie über Salabér nach dem am Plattensee liegenden Keßthely und noch weiter.

Eine andere Linie lief über Pép, Sárvár, Árpás und Koronczó nach Raab, eine dritte über Sárvár, Varsány, Csákvár nach Alt-Ofen. Csákvár, das römische Florianae, war wieder ein nennenswerther Knotenpunkt, denn hier trafen sich die Straßen von Keßthely und Alt-Ofen, von Steinamanger und Alt-Ofen sowie von Alt-Szöny und Fünfkirchen, welche letztgenannte auch Stuhlweißenburg, das römische Herculia, berührt hat. Endlich führen wir noch an, daß ein Straßenzweig sich von Raab aus gegen Fünfkirchen zog, auf welchem man auch nach Veßprim und Stuhlweißenburg gelangen konnte.

Wenn man sich dieses Straßennetz vor Augen hält, so wird man so ziemlich sicher über die Kriegsstraßen Kaiser Heinrichs ins Reine kommen. Eines haben wir jedoch noch früher festzustellen. Bezüglich des jetzt angedeuteten Straßennetzes nämlich dürfen wir nicht außer Acht lassen, auf welche geologische Beschaffenheit des Erdbodens dasselbe fällt, weil davon sehr viel abhing, als es sich um die Weiterbeförderung einer ganzen Heeresschaar handelte. Die Wien-Ödenburger Straßen bewegten sich überwiegend auf Neogenbildungen. Nur bei Baden, Wiener-Neustadt und Bruck a. d. Leitha zweigt sich Alluvialboden im Zusammenhange ab. Der große Straßenast zwischen Petronell, Ödenburg, Steinamanger und Pettau zog sich auf rein neogenen Erdboden dahin, dessen einförmigen geologischen Zusammenhang nur die Inundationsflächen der darin befindlichen Flüsse trennen. Dasselbe gilt von den Straßenzweigen zwischen Steinamanger und Keßthely sowie Keßthely und Csákvár mit dem Unterschiede, daß hier die Neogenbildungen nicht durch das Alluvium der Quaternärzeit, sondern durch das Eocen der Tertiärzeit und die Kreide und Triaslagerungen der Secundärzeit zerstückelt werden. Mehr oder weniger ist dies auch bei der Straße von Steinamanger nach Csákvár der Fall. Die große Straße an der Donau hingegen läuft zumeist auf alluvialem Boden. Auch die Straße von Raab nach Fünfkirchen war größtentheils auf diesem Boden erbaut, der nur in der Gegend von St. Martinsberg durch neogene Bildungen, in der Gegend von Bakony aber durch tertiäres Eocen und durch die Kreide und Trias der Secundärzeit durchschnitten ist. Das Vertrautsein mit der geologischen Formation in diesen Gegenden ist darum wichtig, weil

was nicht Alluvium ist, an und für sich schon eine bedeutendere Erhebung des Bodens anzeigt. Während die Raabau, die kleine und die große Schütt, die das innere Rund des Preßburger Beckens bilden, sich nicht viel mehr als um hundert Meter im Niveau erheben, steigt nämlich der Secundär- und Tertiärboden überall auf zwei- bis vierhundert Meter in die Höhe, wozu die Gebirgserhebungen von Bakony und Vértes in einer Höhe von fünf- bis siebenhundert Meter nicht gerechnet sind.

Aus dieser Erhebung des Bodens lassen sich jene Sectionen der Straßen schon leichter feststellen, die in regenreichen Jahren bald unter Wasser standen, namentlich im XI. Jahrhunderte, wo die Wässer des hier in Rede stehenden Erdbeckens sich in zügelloser Freiheit ihr Bett nach Belieben in dem nachgiebigen Untergrunde graben konnten. In dieser Hinsicht bestand schon ein namhafter Unterschied zwischen der römischen Zeitepoche und dem XI. Jahrhunderte, denn die Römer hielten auch Flüsse im Zaume, insoferne sie dieselben im Interesse ihrer Straßenzüge regulirten, die sich ansammelnden Standwässer ableiteten und auf diese Weise ihre Straßen in Tiefebenen stets in gangbarem Zustande erhielten.

Darin befolgten jedoch die das Erbe der Römer antretenden Barbaren nicht die nutzbringende Gewohnheit der Erblasser und auch der Halbbarbare, der die in der abendländischen Civilisation des Christenthums verborgenen Fähigkeiten zum Vorschritte erst durch die Bemühungen St. Stephans empfangen hatte, ahmte Rom darin nicht nach. Wie die Construction römischer Straßen in Folge ihrer Tüchtigkeit und Solidität durch ganze Jahrhunderte nicht verfiel, so gingen andererseits die Wasserregulirungswerke in kurzer Zeit unrettbar zu Grunde, weil sie schon ihrer Natur nach nicht für lange Dauer geplant sein konnten. Hernach geschah es auch thatsächlich, daß die Tiefebene zwischen dem Neusiedlersee und der Raab, worin die Rábcza, Rebcze, Raab und Marczal sowie deren Nebenbäche ein ungeheuer verwirrtes Wassernetz bildeten und heute noch bilden, so ziemlich unwegsam geworden ist.

Wir haben jedoch auch Einiges über die Insel Schütt zu bemerken. Die Schütt macht sozusagen die Hälfte der linken Seite des

Preßburger Donaubeckens aus. In geologischer und hydrographischer Hinsicht ist der Unterschied zwischen der einstigen und heutigen Schütt ungeheuer. Heute bildet nämlich diese mächtige Insel ein zusammenhängendes geologisches Ganzes, das den Charakter einer Insel mit dem von Jahr zu Jahr steigendem Versiegen der kleinen Donau bald ganz verlieren wird. Einst war die Schütt kein zusammenhängendes geologisches Ganzes. Wenn wir nach den Urkunden des XIII. Jahrhunderts das Wassernetz dieser Insel reconstruiren, werden wir finden, daß hunderte und hunderte von Wasseradern sie in ebensoviel Inseln zerstückelt haben. Es bleibt ganz unfaßbar, auf welche Weise eine große Heerschaar auf diesem Terrain weiter hätte marschiren können. Der von der kleinen Donau nach Norden zu fallende oder vielmehr außerhalb der Schütt befindliche Theil des Preßburger Beckens erweist sich vortheilhafter, denn er liegt den Neogenbildungen näher, aber andrerseits verursachen die großen fließenden Gewässer, die Waag und die Neutra, die das Terrain durchschneiden, nicht geringe Schwierigkeiten beim Übergange.

Kaiser Heinrich mußte demnach, als er die Eroberung des jenseits der Donau gelegenen Landtheiles mit Stuhlweißenburg in seinem Kriegsplan aufnahm, wol bedenken, welchen Weg er zur Ausführung seiner Kriegsoperation zu wählen habe. Er wählte die Hainburg-Raaber Straße, die über Ung.-Altenburg und Wieselburg nach Raab führt. Von Raab aus folgt die Straße einer alten römischen Straße, die so ziemlich geraden Weges auf das natürliche Thor losgeht, das aus der Ebene von Raab in die Stuhlweißenburger hinüberführt. Der Bakonyerwald und die Gebirge von Vértes und Gerecse trennen diese beiden Ebenen von einander. Dieser Gebirgszug markirt zugleich auch die Wasserscheide, weil von der westlichen Seite desselben die Raab und die Nebenflüsse der Donau eine nördliche und nordwestliche Richtung einhalten, während der Sárfluß und die Nebenflüsse der Donau sich auf der östlichen Seite des Gebirges nach südwestlicher Richtung hin bewegen. Zwischen dem Bakonyer Walde und dem Vérteser Gebirge liegt eine tiefe Erdsenkung, die Mulde von Moor, durch welche ein Arm des Sárflusses, die Csurgó, fließt. Während die Erdbildungen der

Secundärzeit, Trias und rhaetische Formation den Kern der Vérteser Gebirge und des Bakonyer Waldes bilden, welche Formation von Außen das Neogen umgrenzt, ist die durchlaufende Mulde reines Alluvium. Damit ist also auch die Höhengestaltung des Terrains skizzirt. Stuhlweißenburg liegt derart hinter dem erwähnten Gebirgszuge, daß es in die Längenachse der Erdmulde von Moor fällt und völlig gerade auf Raab hinzieht. Nun stellt es sich freilich als ganz klar heraus, daß unter allen Straßen nach Stuhlweißenburg für den, der aus der Richtung von Wien kommt, die Straße über Hainburg, Raab und Moor die kürzeste ist. Gewiß hat eben ihre Kürze Kaiser Heinrich zur Wahl dieser Straße vermocht. Dadurch verrieth er aber auch, daß sowol er als seine Heerführer nicht hinlänglich genug über die Natur der Gegend unterrichtet waren. Das geschah erst später, als man den Marsch fortsetzen mußte. Jetzt erst erhielt er Kunde, daß die in Folge der großen Regen angeschwollenen Gewässer die Straße sicherlich dort, wo die Leitha, der Karlburger Donauarm und die Arme der Raab sich ineinander ergießen, völlig unter Wasser gesetzt hatten.

Bevor Heinrich seine Schaaren gegen Raab in Bewegung setzte, mußte er sich den Rücken decken. Das Terrain, das zwischen der Leitha und dem Kahlenberg liegt, war damals noch ungarisches Land, welches er daher früher in seine Gewalt bringen mußte. Es scheint, daß der Kaiser dabei keine Schwierigkeiten hatte, denn weder gleichzeitige noch spätere Quellen wissen etwas davon. Der bedeutsamste und strategisch wichtigste Punkt dieses Grenzgebietes war Hainburg, das einen befestigten Platz bildete und als solcher sowol über die Communication auf der Donau, als auf dem Lande Herr war. Dieser Burg hätte der Kaiser offenbar sehr leicht ausweichen können, wenn er seine Kriegsschaaren auf der Wien-Ödenburger Straße vorgeschoben hätte. Damit hätte er aber das Hinderniß nur umgangen, aber nicht beseitigt und vernichtet. Er mußte daher Hainburg unbedingt in seine Gewalt bekommen, denn der Kaiser führte nicht allein ein Landheer, sondern auch eine Kriegsflottille nach Ungarn. Die deutsche Schiffsmacht war so ziemlich das, was einst die römische Flottille, die vor Jahrhunderten auf dem Spiegel der Donau eine so einschneidende Rolle gespielt hatte und deren

Hafenplatz, wie wir wissen, eben das in der Nähe von Hainburg liegende Petronell war. Wie die Aufgabe der römischen Flottille nicht darin bestand, Schlachten auszufechten, sondern Truppen, Lebensmittel und Kriegsvorräthe heranzubringen, Urfahr- und Uferdienste zu leisten und Heeressäulen von einem Ufer an das andere zu setzen, so war die Bedeutung der deutschen Flotte ebenfalls nur zweiten Ranges. Sie brachte Lebensmittel, Belagerungsmaschinen und die Reservemunition herbei und vermittelte die Übersetzung einzelner Heerschaaren von einem Ufer auf das andere. Wenn auch diese Flotte vom Gesichtspunkte der Kriegsoperation aus nicht in Anschlag kommen konnte, so gewann sie doch durch die Instandhaltung der operirenden Truppen eine größere Wichtigkeit, denn deren Verpflegung und Versorgung mit Munition blieb rein der Flotte überlassen. Wir finden daher, daß die Flotte sowol bei Karl dem Großen, als bei Ludwig und Heinrich die Basis der Ufercolonnen bildete. Weder durfte sich das Heer so weit vom Ufer entfernen, daß es die Flotte ganz aus dem Auge verlor, noch blieb diese Flotte sich selbst so sehr überlassen, daß sie von den militärischen Maßnahmen des Heeres keine Kenntnisse erhielt. Wo sie keine solche Kunde hatte, da barg schon die Durchführung des Feldzugsplanes einen Fehler in sich. Wie die Flotte und das Landheer der gegenseitigen Berührung ermangelten, war es ein Zeichen, daß in der pünktlichen Ausführung des Feldzugsplanes Schwierigkeiten oder gar vereitelnde Umstände aufgetaucht waren.

Wir begreifen darum, daß Kaiser Heinrich schon wegen der Donauflottille sich an die Donau halten und in erster Linie alle jene Hindernisse beseitigen mußte, die der Flottille den Weg verlegten. Hainburg und das ihm so ziemlich gegenüberliegende Preßburg waren eben solche Punkte, die der Flotte im Wege standen. Heinrich mußte demnach Preßburg auch für den Fall unter seine Botmäßigkeit bringen, wenn er mit seinen Truppen am anderen Ufer blieb. Preßburg hat daher gemäß seiner Lage an der Donau vom Beginne bis zum Ende der Angriffskriege Kaiser Heinrich III. eine sehr wichtige und, wie wir erfahren werden, sogar die entscheidende Rolle gespielt.

Angenommen, daß dem Plane des Kaisers im Jahre 1042 kein natürliches Hinderniß im Wege gestanden wäre und daß er mit seinen Schaaren auf der Straße von Hainburg nach Raab hätte fortmarschiren können, so ist es auch in diesem Falle gewiß, daß er nach der Erstürmung von Hainburg zuvörderst Preßburg einnehmen mußte. Aus diesem Grunde hatte ein Theil des Heeres unbedingt auf das linke Ufer der Donau zu setzen, denn insolange, als er Preßburg nicht in der Hand hielt, war die Flottille in der Erfüllung ihrer Aufgabe nicht nur behindert, sondern auch der ernsten Gefahr ausgesetzt, die Beute des Feindes zu werden. Worauf aber der Kaiser nicht gerechnet hatte, das trat ein. Er mußte mit seinem ganzen Heere über die Donau hinüber, denn große Regengüsse hatten das rechtseitige Donauufer so sehr unter Wasser gesetzt und die Gewässer hatten besonders bei jenem Theile der Straße, wo die Leitha, der Karlburger Arm, die Rábcza und Raab mit ihren Abzweigungen ineinanderströmen, dieselbe derart überschwemmt, daß an den Weitermarsch auf dieser Straße nicht mehr gedacht werden konnte. Der Kaiser mußte daher seinen Kriegsplan gänzlich umformen. Heinrich war aber kein solcher Heerführer, den derlei zu entmuthigen vermochte. Er sah seine Erfolge dadurch nicht auf's Spiel gesetzt. Nur die Kriegsmühseligkeiten waren gesteigert, sie selbst vermochten aber seine starrsinnige Natur nicht niederzubeugen.

Der neuentworfene Kriegsplan Heinrichs, an dessen Zustandekommen der Herzog Bratislav von Böhmen in hervorragender Weise theilgenommen hatte,[1]) bestand darin, denselben Weg am linken Ufer der Donau entlang zu marschiren, welche die Hochwässer am rechten Ufer des Stromes unpassirbar gemacht hatten. Vielleicht hatte er im Sinn bis zur Waag vorzurücken, um bei Komorn wieder über die Donau zu gehen und von da aus seinen Marsch auf Stuhlweißenburg fortzusetzen, oder er wäre durch die Nothwendigkeit gezwungen, über die Neutra und Gran gegangen, längst deren Thäler er das Heer in die Gegend von Gran geführt hätte, um da über die Donau zu gelangen. Zum Donau-Übergang bei Komorn riethen die günstigeren Ufer-

[1]) Kézai: Gesta Hungarorum, cap. II. Bei Endlicher: S. 111.

verhältnisse und der bequemere Weg von da nach Stuhlweißenburg. Hingegen hätte aber auch der Übergang bei der Mündung der Gran seinen Vortheil gehabt, da dabei Gran, der kirchliche Centralpunkt Ungarns, der Sitz des Erzbischofs, in seine Gewalt kommen konnte.

Der von Kaiser Heinrich gewählte Weg erscheint in Bezug auf das zu erreichende Ziel wol als großer Umweg, doch immerhin nicht als solche Linie, auf der sich dieses Ziel nicht erringen ließ. Die Hauptschwierigkeit auf dieser Linie waren die vielen Flußübergänge. Der Kaiser konnte gar nicht den Gedanken fassen, über die Schütt hinab nach Komorn zu rücken,[1]) denn das Terrain der Schütt war, wie gesagt, voll von Inseln. Er mußte unbedingt das Gebiet der kleinen Donau entlang wählen, wenn auch die Dudwaag, die Waag und eventuell die Neutra und Seiden hier keine geringen Schwierigkeiten beim Übergange verursachten.

Die Quellen setzen uns nicht in Kenntniß, wo Kaiser Heinrich bei Preßburg mit seinem Heere auf das linke Donauufer ging. Wir meinen unterhalb und nicht oberhalb von Preßburg. Das Kriegscommando hätte den auf die Donau ausmündenden Theil der Marchebene, als ein von Jahr zu Jahr umfangreicher werdendes Inundationsgebiet zur Überführung der Truppen nicht geeignet gefunden. Überdies wäre auch die Nähe der Marchmündung kein günstiger Übergangspunkt gewesen, denn der durch die Hainburg-Thebener Biegung vermehrte starke Seitendruck der Donau verhindert in ganz auffälliger Weise das Einfließen der March in dieselbe. Schon bei gewöhnlichem Zustande lenkt die Marchmündung mit der Menge ihres zurückgestauten Wassers unsere Aufmerksamkeit auf sich, was beim Austritte der March aus ihrem Bette natürlich noch mehr der Fall ist. Wir müssen aber auch berücksichtigen, daß das Marchfeld bei Schloßhof von zwei Wässern durchzogen wird: vom Rußbach und vom Stampfelbach. Beide ergießen sich zwischen Theben und Theben-Neudorf in die March. Diese zwei Bäche erschweren in regenreichen Jahren ungemein die Gangbarkeit der Straßen. Sie stellten

---

[1]) Jakob Kandra ist der irrigen Ansicht, daß das kaiserliche Heer durch die Schütt gezogen ist. König Samuel Aba (ung.) 71.

sich dem deutschen Heere als sehr belangreiches Hinderniß in den Weg, so daß dasselbe zu großen Umwegen in südlicher Richtung gezwungen war und außerdem unbedingt ein gutes Stück nach Norden bis nach Theben-Neudorf von der eingeschlagenen Richtung abweichen mußte, um an der March einen günstig gelegenen Platz zu finden. Wenn der Übergang hier auch ausgeführt worden wäre, so hätte das Heer noch eine andere Schwierigkeit überwinden müssen. Das Commando konnte absolut



24. Die das Marchthal von der Preßburger Gegend trennenden kleinen Karpathen bei Theben.

davon keine Kunde haben, inwieweit der Gegner die Vortheile der Natur zu seiner Vertheidigung auszunützen verstand. Die durch die kleinen Karpathen durchführende Straße, die vom Thebener und Kaltenbrunner, sowie vom Blumenauer und Preßburger Gebirge (dem Gemsenberge) gleichsam eingeengt wird, kann mit wenig Aufwand erfolgreich vertheidigt werden. Heinrich mußte es auch unbedingt in Anschlag bringen, daß die ungarische Heeresleitung diese Vertheidigung nicht unterlassen werde. Alle diese Schwierigkeiten entfielen, wenn das deutsche

Heer unmittelbar unter Preßburg, in der Gegend des heutigen Auparkes, den Übergang bewerkstelligen konnte.

Sei dies nun eine noch so sehr offenstehende Frage, so viel ist gewiß, daß das Heer Kaiser Heinrich's thatsächlich vor Preßburg anlangte.

Die erste Erstürmung Preßburgs nahm nun ihren Anfang und gar bald war die Stadt in des Kaisers Gewalt. Den schnellen Fall Preßburgs erklären Einige damit,[1]) daß dasselbe damals ein befestigter Platz von nicht sehr hervorragender Bedeutung gewesen sei. Diese Erklärung ist aber eine irrige, denn Preßburg war auch zu jener Zeit, wie dies aus dem bisher Vorgetragenen erhellt, bereits ein in ernste Rechnung zu ziehender strategischer Punkt. Dieses jähe Gelangen von Preßburg in Feindeshand ist eher auf die Unzulänglichkeit seiner Vertheidigung zurückzuführen, wie es auch die Annalen von Altaich deutlich erkennen lassen. Dieselben schreiben die Einnahme von Hainburg und Preßburg nicht dem deutschen Heere, sondern den eigenen Bewohnern der Stadt zu, was wieder ein heimischer Historiker nicht für wahrscheinlich hält, denn nach seiner Ansicht will damit der Annalist das deutsche Heer von der Beschuldigung, Preßburg durch Feuer verwüstet zu haben, entlasten.[2]) Nach unserer Ansicht aber kann dies nicht die Absicht des Annalisten gewesen sein. Derselbe hätte viel lieber seiner eigenen und der Eitelkeit seines Volkes geschmeichelt, wenn deutsche Waffen Hainburg und Preßburg erstürmt hätten. Wir sind daher überzeugt, daß seine Angabe der Wahrheit nur zu sehr entspricht. Hainburg und Preßburg hat factisch die eigene Einwohnerschaft angezündet, und dies erklären wir damit, daß Deutsche die Vertheidigungstruppen dieser beiden befestigten Orte gebildet haben. Aus unseren heimischen Quellen wissen wir nämlich, daß Peter überall Burgen und Schlösser nicht mit ungarischer, sondern mit deutscher und italienischer Mannschaft von feindseliger Gesinnung belegt hat.[3]) Auf diese stützte er sich ganz offen, da er unfähig war, die

---

[1]) Auch Kiss ist dieser Meinung. Kriegshist. Mitth. (ung.) IV, 343.

[2]) Jakob Kandra: wie oben, 70.

[3]) Munitiones, praesidia et castella Teutonicis et Latinis custodienda tradebat. Marci Chronica, cap. 43.

Sympathien der Ungarn zu gewinnen. Die deutsche Besatzung des Preßburger Schlosses machte Preßburg, damit nicht die ungarisch gesinnte Einwohnerschaft dieser befestigten Stadt gegen das deutsche Heer etwa gar die Vertheidigung versuchen könne, dadurch zu allem Widerstande unfähig, daß sie dasselbe in Flammen aufgehen ließ.

Nachdem Preßburg in die Hand des Kaisers gerathen war, setzte er seinen Weitermarsch sogleich in östlicher Richtung fort. Leider geben die Quellen über die Vorfallenheiten auf diesem Weitermarsche keine genügende Auskunft. Nach Lambert rückte Kaiser Heinrich im Jahre 1042, nachdem er Aba geschlagen, bis zur Raab vor und nahm drei beträchtlich große Städte ein.[1]) Diese Erzählung wirft jedenfalls die Kriegszüge der Jahre 1042 und 1043 zusammen, denn daß der Kaiser im Jahre 1042 nicht bis an die Raab gelangte, ist nach anderen Quellen gewiß. Hermann von Reichenau überzeugt uns namentlich davon, daß der Kaiser lediglich am nördlichen Donauufer bis zur Gran gekommen sei und auf seinem Zuge Alles verwüstet habe.[2]) Aba kann er auf diesem Zuge kein Treffen geliefert haben, denn Aba erwartete den Angriff nicht auf dieser Seite, sondern am rechten Ufer der Donau. Die gleichzeitigen Annalen erwähnen auch nicht, daß Aba eine Schlacht verloren habe. Das erwähnt allein Aloldus,[3]) dem es schon lange nachgewiesen wurde, daß sein Werk eine Fälschung des vorigen Jahrhunderts ist.[4]) Aber auch in anderer Hinsicht befriedigt die Mittheilung Hermanns

[1]) tres urbes maximas cepit. Annales ad. an. 1042. Pertz: Mon. Germ. hist. V, 152.

[2]) septentrionalem Danubii partem, quia flumina australem et paludes munierant, usque ad Grana fluvium vastavit seu in detitionem accepit.

[3]) Vastatur regnum, et Ovo maximam cladem accipit. Aloldus: Notulae Anecdotae e Chronica. Kremser Ausgabe 1742. ad. an. 1042. Offenbar haben aus- und inländische Schriftsteller nur auf Grund des Aloldus von einer Niederlage Aba's schreiben können. So Giesebrecht (Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit, II, 353.), Büdinger (Österr. Geschichte, I, 430.) und Weiß (Gesch. d. Stadt Wien, I, 61.), nach welchen Aba 1042 zweimal an der Gran geschlagen wurde. Überdies erwähnt Weiß anstatt dem Flusse Gran die Stadt Gran und verwechselt Beide. Auch die heimischen Schriftsteller weichen sehr von einander ab, während nämlich nach Szalay Heinrich bei dem eroberten Preßburg dem Aba eine Niederlage beibringt (Ung. Gesch. (ung.) I, 130.), verlegen Szentkláray (Gesch. der Kriegsflottille auf der Donau (ung.), 36.) und Andere diese Niederlage an die Waag und an die Gran.

[4]) Waitz: Jahrbücher der Regierung Heinrich I. Blumberger: Jahr-

mehr, weil er die Zeit des Heerzuges besser feststellt, wenn er sagt, daß derselbe auf den Herbst des Jahres 1042 fiel und überdies auch die Namen der eingenommenen Städte anführt. Nach ihm waren diese Städte: Hainburg und Preßburg.[1])

Wir fragen nun, wie kann man es sich vorstellen, daß Kaiser Heinrich, der ausgezogen war, Ungarn mit dessen Hauptstadt unter seine Botmäßigkeit zu bringen, dessen kriegerische Erfolge nicht blos Deutschland, sondern man kann sagen, ganz Europa aufmerksam verfolgte, angesichts eines solchen Zieles und solchen Selbstbewußtseins sich damit begnügt hätte, nur das zwischen der March und Gran liegende Landgebiet zu verwüsten? Das war kein Krieg zum Zwecke der Unterwerfung, sondern ein offener Feldzug auf Raub, der weder die Ambition des Kaisers befriedigt, noch den allgemeinen Erwartungen des Auslandes entsprochen hätte. Von der Begier Heinrichs nach Ruhm, von seinem nach Machtfülle und Herrschaft gierigen Egoismus können wir wahrlich nicht voraussetzen, daß er zur Erreichung seines ausgesteckten Zieles nicht einmal den Versuch gemacht haben sollte. Warum marschirte er am Ufer der Donau entlang, wenn es nicht sein ursprünglicher Plan war, weiter unten an geeigneter Stelle den Donauübergang zu unternehmen und auf Stuhlweißenburg loszurücken? Sein Kriegszug von der March bis zur Gran bliebe uns völlig unverständlich und brächte uns bezüglich der zweifellosen Klugheit des Kaisers in argen Irrthum. Daher drückt nach unserer Ansicht das Schweigen der Quellen nicht aus, daß Heinrich die Erreichung seines Zieles thatsächlich nicht versucht hat, sondern es sagt vielmehr, daß der angestellte Versuch miß-

bücher der Literatur, Wien 1839. Band LXXXVII. Anzeigeblatt 41. Chmel: Handschriften der Wiener kais. Bibliothek, II, 657.

[1]) Heinricus rex autumno Pannonias petens, Heimenburg et Brezesburg evertit. Pertz V, 124. In einem Codex kommt diese Stelle so vor: duas populosissimas civitates evertit. Die hier angezogene Stelle des Hermann rechtfertigt das Vorgehen Giesebrecht's daher vollständig, der durch Zusammenstellen der Annalen von Altaich, des Aventinus und Stellen aus anderen Schriftstellern die beiden der bairischen Grenze naheliegenden Orte ebenfalls mit Preßburg und Hainburg erklärt. Giesebrecht: Annales Altahenses, Berlin. 1841. 66—67. Auf ihm fußen Büdinger (w. o. I, 430) und auch Weiß (w. o. I, 61.). Selbst Szalay (w. o. I, 139.) erklärt die Städte in der nämlichen Weise.

glückt ist. Er mißglückte, weil der Kaiser den Donauübergang nicht zu Stande bringen konnte. Dies geschah jedoch nicht, weil ihm etwa die Natur bei Komorn oder Gran unüberwindliche Hindernisse in den Weg gelegt hätte, sondern weil er am anderen Ufer auf solchen Widerstand traf, dem er sich nicht entgegegen zu stellen wagte.

Wir haben gesagt, daß Aba den deutschen Kaiser nicht am linken, sondern am jenseitigen Donauufer in der wasserreichen Gegend der Raab erwartete. Als er davon Kunde erhalten hatte, daß das deutsche Heer zufolge der Hochwässer auf der Straße von Hainburg nach Raab nicht weiter marschiren konnte und darum auf das andere Donauufer übergangen sei, lag ihm der Plan aller weiteren Kriegsunternehmungen des Kaisers klar vor. Nun war es offenbar, daß der Kaiser nur seinem Zuge entgegenstehenden Hindernissen ausweichen und hernach von der andern Seite aus auf das vorgesteckte Ziel losmarschiren wolle. Dem veränderten Angriffe entsprechend änderte auch König Aba die Dispositionen der Vertheidigung. Er zog seine Truppen auf einen Punkt des Gefildes zwischen der Raab und dem Vérteser Gebirge dort zusammen, wohin der Feind nach bewerkstelligtem Donauübergange hinkommen mußte. Es läßt sich von Aba nicht voraussetzen, daß er sich um die feindliche Invasion nicht gekümmert habe. Schon aus reinem Selbsterhaltungstriebe mußte er für die Vertheidigung Sorge tragen. Wir halten es daher zweifellos, daß das ungarische Heer sich unter der Führung Abas in einer so drohenden Stellung am rechten Ufer der Donau befand, daß der Kaiser diesem Heere gegenüber den Donauübergang nicht einmal zu unternehmen wagte.

Dies sagt nun soviel, daß der Kriegszug des Kaisers vereitelt wurde, wie es auch wirklich der Fall war. Der Kaiser konnte sich eben, wenn man die erfochtenen Resultate ins Auge faßt, mit nichts anderem als mit der Verwüstung eines Landstriches und der durch Verrath bewerkstelligten Eroberung von Hainburg und Preßburg rühmen. Ungarn hatte er nicht einmal annähernd unter seine Botmäßigkeit zu bringen vermocht, wenn selbst die Bewohner des zwischen der March und Gran liegenden Landstriches vor ihm erklärten, um keinen Preis Peter als

König wieder zurück zu nehmen.[1]) So durfte kaum eine unterworfenes Volk reden! Aber noch mehr. Heinrich schlug den von ihm durchzogenen und verwüsteten Landstrich wol als Lehen zum deutschen Reiche, aber seine Maßnahme hatte nur so lange Dauer, als die Hufe seiner Streitrosse Ungarns Boden stampften. Wie er abzog hörte diese Verknüpfung des Landes an das fremde Reich sofort auf. Die Truppen Abas vertrieben nämlich mit geringer Kraft die zurückgelassenen Deutschen und brachten das Land zwischen der March und Gran wieder unter ungarische Oberhoheit.[2])

Auch das Schicksal Preßburgs gestaltete sich nicht ärger. Die Jahrbücher von Altaich verzeichnen, daß Kaiser Heinrich auf Bitten des Böhmenherzogs Bretislav und mit Zustimmung der Einwohnerschaft die von ihm eroberten Städte, also auch Preßburg, dem „Verwandten" St. Stephans gab, der an dem Kriegszuge mit den böhmischen Schaaren Theil genommen hatte[3].) Darin liegt neuerdings ein Beweis für die Natur dieser angeblichen Unterwerfung, denn unter der unterworfenen Einwohnerschaft ist kaum wer anderer als die Söldnerschaar zu verstehen, die auf die Dächer der Stadt, um dieselbe zur Übergabe zu zwingen, Feuerbrände geworfen hat. Wenn wir aber diese Angabe auf die Bürgerschaft der Stadt zu beziehen haben, so klärt uns der Umstand über die Art ihrer Unterwerfung vollständig auf, daß sie zur Duldung der Herrschaft des in kaiserlicher Gunst stehenden Herzogs

[1]) Herimannus von Reichenau (Chronicon ad. an. 1042. Pertz VII, 124.) sagt: Et subactis partium illarum Ungariis, cum Petrum recipere nollent. Gleiches führen die Annalen von Altaich zum Jahre 1042 (Pertz XX, 798) an. Trotz alldem verkünden die deutschen Historiker laut die glanzvollen Kriegsresultate Kaiser Heinrichs aus diesem Jahre. Nach Giesebrecht „war Kaiser Heinrich bald Herr des ganzen westlichen Ungarns, des Mittelpunktes des Reiches und verließ dann sieggekrönt das Land." Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit, II, 353.

[2]) Das erkennen auch die deutschen Historiker an. Siehe Giesebrecht: Gesch. der deutschen Kaiserzeit, II, 354. Büdinger: Österr. Geschichte, I, 431. Hormayr: Taschenbuch, Jahrg. 1830. I, 336.

[3]) Novem ibi civitates rex deditione cepit, quas rogatu Bratezlavi et consensu incolarum fratrueli Stephani regis, qui cum eodem duce advenerat, dedit. Annales Altahenses, Pertz XX, 798. Herimannus Augiensis aber quendam alium ex illis, item apud Boemos exulantem, ducem eis constituit. Chronicon ad. an 1042. Pertz w. o.

ihre Zustimmung gab, d. h. daß der Unterwerfer die Einwilligung des Unterworfenen einholen mußte.

Diejenigen unserer Geschichtsforscher, die bisher die Frage beantworten wollten, wer denn eigentlich dieser Verwandte des h. Stephan gewesen sei, konnten zu keinem den Rahmen der Vermuthung überschreitenden Resultate gelangen.[1] Wir haben diesbezüglich nur von einem einzigen Prinzen aus dem Árpádenhause sichere Kunde. Dieser floh nach der Blendung Bazuls nach Böhmen und ist Domoßló. Schon der Umstand an sich, daß Domoßló nicht nach Polen und beziehungsweise nach Rußland floh, wie die unzweifelhaften Sprößlinge Ladislaus des Kahlen, Andreas, Béla und Levente, bietet einen genügenden Fingerzeig, daß wir unter

[1]) Bei dem Worte patruelis haben wir des väterlichen Oheims St. Stephans zu gedenken, denn die Stammtafel der Blutsverwandtschaft des ersten Königs ist folgendermaßen gestaltet:

Taksony
Géza — Michael
St. Stephan (Sohn Gézas) — Bazul, Ladislaus der Kahle (Söhne Michaels)
St. Emerich (Sohn St. Stephans) — Domoßló? (Sohn Bazuls) — Andreas, Béla, Levente (Söhne Ladislaus des Kahlen)

Es ist gewiß, daß der obengenannte Herzog weder Bazul, noch Ladislaus der Kahle gewesen ist, sondern ein Sohn von einem derselben. Karl Szabó denkt in seinem ungarischen Werke „Peter und Aba“ an Andreas, Katona an Béla, also auf Enkel des Herzogs Michael. Dieser Ansicht können wir aber nicht beipflichten, denn daß entweder Andreas oder Béla im Gefolge Bratislavs im Heereszuge Heinrichs theilgenommen hätten, vermögen wir mit den historischen Ereignissen nicht in Einklang zu bringen. Die Enkel Michaels lebten überdies nicht in Böhmen, sondern in Rußland als Flüchtlinge, denn ihr Aufenthalt in Böhmen, von dem nur die Marci Chronik (Cap. 46) uns in Kenntniß setzt, war nur von vorübergehender Dauer. Aus diesem Grunde meinen wir eher an Domoßló denken zu können, den wir auch urkundlich (Fejér II, 149. III, II, 118, 125.) kennen. Stephan Horvát, Hormayr, Büdinger und Andere halten ihn ebenso irrthümlich für den Sohn Ladislaus des Kahlen, als Andreas, Béla und Levente für die Söhne Bazuls (Hist. Samml. (ung.) Jahrgang 1878. Taschenbuch, Jahrgang 1830 I, 375. Österr. Gesch. I, 427). Die letztere Meinung hat neuestens auch Karácsonyi in der ung. herald. Zeitschrift „Turul“ Jahrgang 1890 VIII, 49—54) auf Grund der Chroniken von Wardein und Agram entgegen dem Kézai und seinen chronikschreibenden Genossen, aber nicht mit überzeugenden Gründen angenommen, über welche wir uns aber hier nicht des Näheren aussprechen können. Hier sei nur erwähnt, daß wir, wenn wir Domoßló als einen aus dem Mannesstamme Michaels herstammenden Prinzen annehmen, auch jener Ansicht nicht beitreten können, die, wie bei Engel, unter dem Worte patruelis eine mütterliche Verwandtschaft annimmt und den hier in Rede stehenden Prinzen als den Sohn Namens Proknui oder Bokna des siebenbürgischen Herzogs Gyula (Julius), des mütterlichen Oheims St. Stephans, erklärt.

Domoßló keinen vierten Sohn Ladislaus des Kahlen zu vermuthen haben, sondern einen Prinzen, der von einer böhmischen Mutter herstammte. Nur Vazuls Frau kann eine Böhmin gewesen sein, denn außer Ladislaus dem Kahlen, kennen wir keinen andern Prinzen des Árpádenhauses zur Zeit St. Stephans als Vazul und daher halten wir Domoßló für den Sohn des unglücklichen im Kerker zu Neutra geblendeten und des Gehörs beraubten Vazul.

Aber auch dieser Domoßló vermochte sich nicht in seinem neuen Besitze zu behaupten, das Heer Abas drängte auch ihn heraus, so daß er flüchten mußte.[1]) Wie arm der Kriegszug Heinrichs im Jahre 1042 an Erfolgen war, erweist am schlagendsten der Umstand, daß nicht einmal das Land zwischen der Leitha und dem Kahlenberge in seinem Besitze blieb. Dieser Landstrich mit der Hainburg stand auch fernerhin, wie wir sehen werden, unter ungarischer Oberherrschaft, denn Aba entsagte erst im Frieden des Jahres 1043 demselben zu Gunsten des Kaisers.[2])

Im Jahre 1043 rückte Heinrich mit neuen deutschen Truppen ins Land,[3]) was gewiß nicht geschehen wäre, wenn er Ungarn bei seinem Kriegszuge im Jahre 1042 unter seine Botmäßigkeit gebracht und in einen Lehensstaat umgewandelt hätte. Mit dieser neuerlichen Kriegsunternehmung beweist er selbst, wie fern er noch seinem vorgesteckten Ziele stand.

Es fällt auf, daß Aba, wie er das Gerücht von dem erneuten kaiserlichen Einfalle vernahm, sofort Gesandte mit der Bitte um

[1]) quem tamen Ovo statim post discessum regis resistere non valentem in Boemiam repulit, sagt Herimannus Augiensis in Chronicon ad an. 1042.

[2]) Die Übergabe dieses Landstriches erwähnt Hermann von Reichenau bei dem Jahre 1043. Die Annalen von Altaich kennzeichnen das Land noch ausführlicher, weil es sich vom Kahlenberge bis an die March und Leitha hin erstreckte. In einer Urkunde des Kaisers Heinrich III. vom 25. Oktober des Jahres 1051 werden als Grenzen erwähnt ex una parte Danubii inter Fiscaha et Litacha, ex altera autem inter Strachtin (?) et ostia Fiscaha usque in Maraha. Monum. Boica, XXX. P. I, 104. Bei Giesebrecht: Kaiserzeit, II, 620. Zahlreiche, hierauf bezügliche urkundliche Angaben bei Hormayr, Taschenbuch für vat. Gesch. Jahrg. 1830 I, 370—374.

[3]) Rex . . . . . ingentem classem summis viribus instruit, atque iterum per Danubium intravit. Annales Sangallenses ad an. 1043.

Frieden an den Kaiser schickte.[1]) Der Kaiser war damals schon bis an die Rábcza gekommen. Weil ihm aber die Friedensanträge Abas als sehr vortheilhaft erschienen, so schloß er mit ihm auch thatsächlich Frieden. Im Sinne desselben entsagte Aba zu Gunsten des Kaisers auf den Landstrich vom Kahlenberge bis zur Leitha, verpflichtete sich außerdem zu einer Kriegsentschädigung von vierhundert Pfund Gold, zur Entlassung der deutschen Gefangenen in ihre Heimat und zur Stellung von Geißeln.[2]) Dieser Friede war gewiß sehr schmachvoll und rief im ganzen Lande eine so allgemeine Erbitterung hervor, daß von diesem Augenblicke an die Sache Abas in Ungarn schlecht zu stehen begann.[3]) Der schon damals auch mit sich selbst zerfallene Mann konnte sich nur mehr durch Tyrannei auf dem wankenden Throne erhalten. Seine Regierung war von nun an eine Reihe von Blutthaten. Von ihm bis zum Tode verfolgte Familien flüchteten von Tag zu Tag in immer steigender Anzahl zu Heinrich und wurden dessen Berather, als er Ende Juni 1044 neuerdings in Ungarn einfiel, indem er als Grund vorgab, Aba habe seine Verpflichtungen nicht erfüllt.[4]) Der Glücksstern Abas neigt sich nun gänzlich seinem Untergange zu, am 4. oder 5. Juli bringt ihm Kaiser Heinrich eine völlige Niederlage bei Ménfö bei und treibt ihn zur Flucht.[5])

---

[1]) Aba Rex missis legatis ad Caesarem, que pacis sunt, quaerebat, promittens captivorum dimissionem, quos habebat, eorum autem quos reddere non poterat, condignam conpensacionem. Marci Chronica, cap. 45.

[2]) Herimanni Augiensis Chronicon ad an. 1043. Pertz VII, 124. Lamberti Hersfeldensis Annales ad an. 1043. Pertz, VII, 153. Annales Altahenses ad an. 1043. Pertz, XX, 798.

[3]) Aus diesem Grunde schreibt Giesebrecht nicht richtig: Ohne einen Schwertstreich hatte Heinrich den glänzendsten Triumph gewonnen; Ungarn erkannte seine Oberherrschaft an. Ebenda, II, 355.

[4]) cum vellet (der Kaiser nämlich) per Bobuch-Rabcha pertransire, fluvium Rabcha stagnantibus aquis et densissimis nemoribus et scaturientibus paludibus impermeabilem transire non potuit. Hungari ergo, qui erant cum Caesare et Petro Rege, duxerunt exercitum, tota nocte equitantes sursum iuxta fluvios Raba et Rabcha, quos illuscente sole facili vado transierunt. Marci Chronica, Cap. 45. Ähnliches sagt auch Kézai. Endlicher: Gesta Hung. Cap. II, 112.

[5]) Herimanni Augiensis Chronicon ad an. 1044. Pertz, VII, 124. Annales Altahenses, Pertz XX, 800. Die Annalen von Hildesheim zum Jahre 1045 geben als Schlachttag den 4. Juli 1045 an. So auch Annalen

Diesen Sieg durfte sich Heinrich durchaus nicht als einen großen Kriegsruhm anrechnen. Es ist wahr, daß Abas Vertheidigungsmaßregeln durch die er den Frieden zu erwirken vermeinte, diesmal die unzulänglichsten waren. Auch ist es ferner anerkannt, daß die Gegner Abas, die zu Heinrich geflüchteten Ungarn, diesem in der Führung des Heeres beistanden. Endlich weiß man es, daß nicht strategische Berechnung, sondern einerseits der Verrath mehrerer Fähnlein,[1]) andrerseits ein das ungarische Heer in Verwirrung setzender und in seinen Operationen hemmender plötzlich entstandener Stauborcan [2]) die Schlacht entschieden haben. Auf Grund der Kriegsvorfälle der Jahre 1042 und 1043 erklären einige Geschichtsforscher Aba als energielosen und unfähigen Heerführer. Dieses Urtheil ist aber kaum gerechtfertigt. Ohne Energie und Fähigkeit wäre dieser Mann gewiß nicht König von Ungarn zu einer Zeit geworden, als in der Nation die Begeisterung für den Atelközer Blutvertrag noch flammend fortlebte. Dem Fremdling Peter Orseolo verhalf nicht die Nation, sondern der um die Zukunft des Christenthumes besorgte königliche Hof und die Geistlichkeit auf den Thron. Von Aba glauben wir, daß auch er nicht der Erkorene der Nation gewesen, weil der Kern der Nation am uralten Blutvertrage festhielt und diesem entsprechend einen König aus der Familie Árpáds am Throne sehen wollte. Eine Fraction erhob Aba zur Regierung, offenbar jene Hofpartei, die entgegen dem Fremdling Peter, der anderen Schwester

---

von Altaich und Aventinus. Hingegen Hermann von Reichenau ad an. 1044 und das Necrologium Salisburgense (Pertz, IX, 763, n. 61) den 5. Juli. In Folge dessen weichen auch die neueren Schriftsteller von einander ab. So setzt Strehlke die Schlacht auf den 4. Juli, Giesebrecht auf den 4. oder 5. Juli (Gesch. der deutschen Kaiserzeit, II, 385 und 625.), Hormayr (Taschenbuch, 1830, I, 342.), Büdinger (Österr. Gesch. I, 432.) und Weiß (Gesch. der Stadt Wien, I, 61) aber auf den 5. Juli an.

[1]) Aba Rex victoriam habuisset nisi quia Hungari quidam amicitiam Petro Regi reservantes, super terram sua vexilla proiecissent, et fugissent. Marci Chronica, Cap. 45. Kézai: Gesta Hung. Cap. II. Bei Endlicher 112.

[2]) turboque vehemens divinitus incitatus, terribilem pulverem obtutibus ingessit Ungarorum. Marci Chronica, Cap. 45. Dies wird auch von den Altaicher Annalen erwähnt (siehe Giesebrecht w. o. II, 384.) Wenn Rodulf (bei Pertz VII, 70) von einer die Ungarn treffenden Verfinsterung des Himmels spricht, so ist dies gewiß auf diesen Stauborcan zu beziehen.

St. Stephans, der Gattin Abas, den Thron sichern wollte. Diese Partei konnte auch die Geistlichkeit leicht gewinnen, weil Aba zur Zeit bereits ein eifriger Christ sein mochte. Sein Name Aba, der ein heidnisch-kumanischer Name ist,[1]) beweist, daß er nicht als Christ geboren wurde. Das Christenthum nahm er erst später an und erhielt in der Taufe den Namen Samuel.

Als Neophit mochte er den Eifer aller Neophiten besitzen, worauf auch das durch ihn gestiftete Kloster Sár deutet. Die Geistlichkeit rechnete vielleicht darauf, daß die Kumanier durch ihn zum Christenthume bekehrt werden könnten. Wenn nun alle diese Umstände die Hofpartei und die Geistlichkeit zur Erwählung Abas günstig stimmten, so waren sie durchaus ungeeignet, um auch den Kern der Nation für seine Erwählung einzunehmen. Die Sympathie der Nation äußerte sich für die im Auslande exilirten Nachkommen Árpáds. Irgend einen derselben wünschte man zum Herrscher. Aba und seine Partei hatte daher jedenfalls große Thatkraft nöthig, um zum Ziele zu gelangen. Unbedingt darf man bei ihm viel Gewandtheit voraussetzen, weil es ihm gelang die gegen seine Person gerichtete nationale Reaction zur Nachgiebigkeit zu vermögen, was offenbar mit Vertröstung auf die im Laufe der Zeit nach Hause kehrenden Abkömmlinge Árpáds geschehen ist.

Wenn man nun bei Aba diese Energie und dieses Talent annimmt, wie vermag man dann seine Haltung gegen Kaiser Heinrich zu erklären, die weder Energie noch Talent verräth? Wenn irgend wo die Terrainverhältnisse zur Abwehr einer feindlichen Invasion günstig waren, so war dies offenbar im jenseitigen Donaugebiete der Fall, wo man schon mit einiger Energie das Heer Heinrichs aufhalten konnte. Wenn Aba jene Kampfweise befolgt hätte, die etwas später König Andreas, wie wir sehen werden, einschlug, so wäre es damals Heinrich gewiß nicht gelungen, Stuhlweißenburg einzunehmen. Die Kampfesweise

[1]) Der Anonymus meint, Samuel sei „um seiner Milde willen“ Aba genannt worden. Dies ist aber eine irrige Ableitung des Namens. Jedoch irrt auch Katona (Hist. Crit. Reg. I, 609.) und nach ihm auch Büdinger (Österr. Gesch. I, 429.), wenn sie glauben, daß Aba den Namen Samuel erst um die Zeit seiner Erwählung zum Könige angenommen habe.

Andreas beruhte auf der Taktik des alten Ungarthums. Kannte König Aba diese ausgezeichnete Gefechtsweise nicht? Wir setzen dies von ihm nicht voraus, denn wir wissen, daß er seiner Herkunft nach Kumanier war.[1]) Bei den Kumaniern erhielten sich alte Gewohnheiten am längsten und nur sehr schwer vermochte das Christenthum die eigenartigen nationalen Gepflogenheiten der Kumanier auszurotten. Noch in der Mitte des XIII. Jahrhunderts kleidet sich diese Volksart nach ihrer alten Sitte, trägt die Haare in Zöpfen, läßt den Bart ungekämmt wachsen und wohnt unter Filzzelten. Dieses hartnäckige Anhängen an der alten Gepflogenheit sagt es uns nicht, daß sich bei diesem Volke aller Kriegsbrauch noch in seiner alten Ursprünglichkeit erhalten hatte? Aba war zweifellos die alte Kampfesweise seiner Nation genau bekannt. Daß er auch Maßnahmen zum Empfange Heinrichs nach ihrer Art getroffen habe, das macht die Angabe der Chroniken ganz unzweifelhaft, nach welcher Kaiser Heinrich im Jahre 1042 die Ufer der Rábcza verbarrikadirt und abgeschlossen d. i. mit einer Thor-Befestigung verschanzt vorgefunden habe.[2]) Diese Befestigung ist für die Vertheidigungsmaßregeln der jenseitigen Donaufer charakteristisch. Die Maßnahmen Abas für die Landesvertheidigung, wodurch die Vorzüge der durch die Natur selbst dargebotenen Schutzwehr im Hanság äußerst geschickt zur gänzlichen Absperrung der Straße von Hainburg nach Raab und Stuhlweißenburg verwendet wurden, kamen derart in Betracht, daß Heinrich gezwungen war zu ihrer Demolirung schwere Wurfmaschinen herbeischaffen zu lassen.[3])

Daran erkennen wir solche Umstände und Daten, wornach Fähigkeiten Aba nicht abzusprechen sind. Wenn er trotzdem als unglücklicher

---

[1]) Der Anonymus läßt ihn von den kumanischen Heerführern Ed und Edömér, die unter Árpád eine Rolle gespielt hatten, abstammen. De Gestis Hungarorum, Cap. XXXII.

[2]) Venit ergo Caesar ad terminos Hungariae, et in crastinum expugnare disposuit obstacula, quibus Hungari fluvium Rabcha concluserant. Marci Chronica, Cap. 45. Diese Schutzwerke erwähnen auch die Annalen von Altaich. Ihre Spuren sind auch heute noch zu sehen und das Volk nennt sie „Burghügel, Burgort." Hormayr: Taschenbuch, 1830, I, 328.

[3]) factis machinis contra opus, quo fluvium Rabiniza occluserant. Annales Altahenses ad an. 1043.

Heerführer erscheint, so ist die Erklärung hiezu ganz wo anders, als in seinen persönlichen Eigenschaften zu suchen. Es lag in dem Umstande, daß Aba damals bereits mit seiner Nation zerfallen war. Nicht allein die hohen Standesherren, auch der gemeine Edelmann wandte sich von ihm ab. Wenn die Angabe einer ausländischen Chronik richtig ist, so war er auch kirchlich excommunicirt,[1]) was auch auf den völligen Abfall der Geistlichkeit hinweist. Die Chronik verzeichnet von ihm, daß er, die Adeligen verachtend, stets mit Bauern und Nichtadeligen gemeinsame Sache gemacht habe, indem er mit ihnen aß, ritt und sich unterhielt, also mit der Volksclasse verkehrte, die bei uns zum Waffentragen nicht befähigt war.[2]) Der Adel und die Volksmilizen vertraten in der alten Monarchie das kriegführende Element, der Bauer war der Sclave der Feldarbeit.

Die altungarische Taktik, wenn sie auch dem Anscheine nach eine leichte und unregelmäßige war, setzte dennoch große Pünktlichkeit und Ausbildung voraus. Die Truppen mußten sowol in der Aufstellung, Anordnung, als in der Offensive und Defensive geschult sein. Die ungarischen Manöver bedingten eine viel größere Gelehrigkeit, weil das ganze Heer aus Reitertruppen bestand. Man kann sich nun vorstellen, wie sehr ungeeignet die nicht geschulte Bauerschaft zu einer auf Disciplin beruhenden Gefechtsweise war, der das ungarische Heer soviel Erfolge, soviel Triumphe zu verdanken hatte. Die Bauerschaft konnte nicht einmal eine Reiterei bilden. Man kann als sicher annehmen, daß die Truppen Abas zumeist aus Fußvolk bestanden haben.

Es ist natürlich, daß Aba einen entscheidenden Sieg über den Feind ohne richtig abgerichtete Truppen in gehöriger Anzahl auf dem Schlachtfelde nicht erwarten konnte, zumeist schon darum nicht, weil

---

[1]) Annales Altahenses ad an. 1044. Pertz XX, 800.

[2]) Ex hinc itaque Rex Aba securitate accepta, factus est insolens, et coepit crudeliter saevire in Hungaros; arbitrabatur enim, ut omnia communia essent dominis cum servis, sed et iusiurandum violasse pro nichilo reputabat, nobiles enim regni contempnens, habens semper cum rusticis et ignobilibus commune Hungari vero nobiles nolentes ei id sustinere, exacerbationem eius moleste ferentes, conspiraverunt et coniuraverunt, ut ipsum occiderent. Marci Chronica, Cap.. 45.

sich im Heere des Feindes geflüchtete Ungarn befanden, denen die Kampfesweise der Heimat nur zu gut bekannt war.[1]) Das Schicksal wendete sich gegen Aba und sein Fatum ereilte ihn gar bald nach der Niederlage von Ménfö. Heinrich zog in Stuhlweißenburg ein, setzte dort den in seinem Heere sich aufhaltenden Peter auf den Thron und ließ zu seinem Schutze deutsche Truppen zurück. Schon im folgenden Jahre 1045 nahm er Peter den Lehenseid ab[2]) und damit war nun der äußere Anschein dessen gegeben, daß Ungarn ein Vasallenstaat des mächtigen deutschen Reiches geworden sei.[3])

Wir sagen ausdrücklich Anschein, denn Wahrheit war es nicht. Ein aufgezwungener Fürst konnte im Namen des Landes keine Entscheidung treffen, weil ein ungarischer Herrscher, wenn er auch kein octroyirter, sondern ein gesetzlicher König war, mit staatsrechtlicher Giltigkeit über die Integrität des Landes absolut nicht entscheiden konnte. In der Nation organisirte sich der Widerstand rasch und heftig. Die Reaction stellte sich ganz auf altnationalen Boden, worauf alles bei Seite geworfen wurde, was christlichen Geist und christliche Auffassung sowie den Schein westeuropäischer Cultur athmete. Der alte heidnische Gottesdienst, Pferdeopfer, Pferdefleischnahrung, die im Zopfe geflochtene Haartracht fingen wieder an in Mode zu kommen und nur allein das Königthum blieb bei dieser Wiederherstellung der uralten Zustände unangetastet. An Stelle des mit leichter Mühe gestürzten und geblendeten Peters wurde Herzog Andreas, der im Auslande befindliche Flüchtling aus árpádischem Geschlechte, auf den Thron berufen. Er nahm die Berufung an und kehrte nach Ungarn zurück.

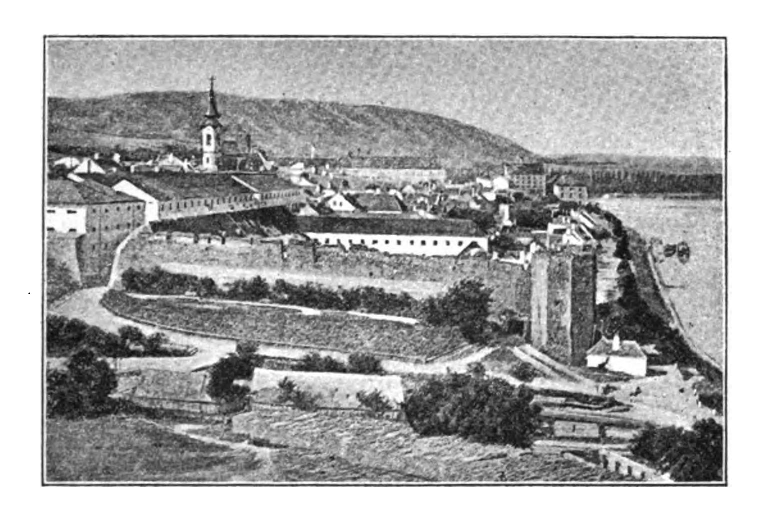
---

[1]) Marci Chronica, Cap. 45.

[2]) Annales Altahenses ad an. 1045. Pertz XX, 802. Herimanni Augiensis Chronicon ad an. 1045. Pertz VII, 125. Annales Corbejenses ad an. 1045.

[3]) Die Königsberger Weltchronik hat darüber folgende Erzählung: Caesar Henricus cum valido exercitu intravit Ungariam restituens eundem Petrum in regnum suum cum magnis laboribus et sic Ungari subiiciebantur Romano imperio. (Bei Giesebrecht: Gesch. der deutschen Kaiserzeit, II, 670.) Solchen Phrasen gegenüber citiren wir die sehr zutreffenden Worte Büdinger's: So leicht aber, wie Heinrich und sein venetianischer Schützling glauben mochten, war Ungarn nicht unter eine fremde Herrschaft zu bringen. Österr. Gesch. I, 435.

Andreas war aber ein zu einsichtiger Staatsmann, um die Zerstörungen der Reaction lange zu dulden. Nur im ersten Momente war er der verderbenbringenden nationalen Zersetzung gegenüber machtlos. Wie er aber die Macht in Händen hatte, erstickte er sofort die durch Vatha in helle Flammen aufschlagende religiöse Gährung. Er stellte nicht nur die christliche Religion als die sicherste Gewähr des culturellen Vorschrittes und des staatlichen Fortbestandes neuerdings her, sondern



25. Die mittelalterliche Befestigung von Hainburg

erkämpfte auch die politische Unabhängigkeit des Landes mit einem Ruhme, der seinen Namen und sein Andenken in der Geschichte unserer Nation immerdar festhalten wird.[1])

Da, wo Aba die größte Unterlassung begangen hatte, bewiesen Andreas und sein Bruder Béla, der eigentliche Führer des Heeres, die größte Emsigkeit. Sie befestigten die Grenzschutzwehren und erzielten damit die Vereitelung weiterer Angriffe Heinrichs.

[1]) Giesebrecht (w. o. II, 633) hebt ganz richtig hervor, daß für die Rückkehr Ungarns zum Christenthume die Constitutiones ecclesiasticae Andreae I. sehr wichtig sind. Dieselben wurden von Mansi (XIX, 631) herausgegeben. Auf sie beruft sich auch die Vita S. Gerardi. Daß diese Constitutionen in die Monumenta Endlichers nicht aufgenommen sind, bleibt eine fühlbare Lücke in dieser werthvollen Sammlung.

Heinrich hatte sofort, als im westlichen Theile unseres Landes die Revolution ausbrach, thatsächlich gegen Ungarn einen neuen Kriegszug geplant. Im Anfange des Jahres 1050 fiel der Verwändte des Kaisers, Bischof Gebhard, an der Grenze ein und verwüstete die Gegend ungemein. Die Ungarn zahlten dies sofort heim, denn sie erschienen sehr bald vor Hainburg, das sie erstürmten, plünderten und verbrannten.[1]) Nach Bekanntwerden dieses Vorfalles eilte das deutsche Heer zu Wasser und zu Land Ende August desselben Jahres nach Ungarn. Die Reihe der Treffen begann in der Nähe von Preßburg bei Hainburg. Das deutsche Heerescommando hatte diese Stadt als taktischen Stützpunkt geradeso ausersehen, wie vor Jahrhunderten Marcus Aurelius das bei Hainburg liegende Carnuntum zum Ausgangspunkt seines Kriegsunternehmens wider die Markomannen machte. Aus diesem Grunde schritten die Deutschen zum Wiederaufbau der von den Ungarn in Schutt gelegten Stadt. Darauf griffen die Ungarn unerwartet die Deutschen am 22. September an und bedrängten sie hart durch acht Tage, worauf sie ihren Angriff derart wiederholten, daß die deutsche Besatzung nur mit großer Anstrengung die Belagerer zurückzuschlagen und die Befestigungen zu vollenden vermochte.[2])

Andreas wollte das gute Einvernehmen mit dem Kaiser auch aus Rücksicht der erfolgreicheren Ordnung der inneren Angelegenheiten auf diplomatischem Wege herstellen. Er wandte sich darum wiederholt an den Papst und bat um dessen Vermittlung.[3]) Dieses Bestreben des Königs Andreas blieb aber ohne Resultat. Heinrich knüpfte eine Versöhnung an solche Bedingungen, die Andreas, wollte er nicht das gleiche Schicksal mit Aba theilen, nicht annehmen konnte. Damit waren die Würfel zu erneutem Kriege gefallen. Im Jahre 1051 setzte der Kaiser im ganzen römischen Reiche ungemein viel Kriegsvolk in Bewegung[4]) und

[1]) Herimanni Augiensis Chronicon ad an. 1050. Pertz VII, 129.

[2]) Annales Altahenses ad an. 1050. Pertz XX, 805. Herimanni Aug. Chron. ad an. 1050. VII, 129. Auct. Zwetlense ad an. 1049. Pertz XI, 539.

[3]) multiplicibus legatis adierat, so schreibt der gleichzeitige Biograph Leo IX., Wibert. Acta Sanctorum, Mens. April. II, 660.

[4]) expeditione imperiali contra Hunnorum impetus totius regni viribus congregata, lesen wir in Vita Bennonis Episcopi bei Pertz XIV, 63.



26. Das Wienerthor in Hainburg.

marschirte mit demselben gegen Ungarn, wo er im August desselben Jahres eintraf.[1])

[1]) autumno magno cum exercitu pactum Andreae regis ut per legatos offerebatur, accipere contemnens, Pannonias petiit. Herimanni Aug. Chronicon ad an. 1051. Pertz VII, 129. 130. Außerdem siehe Annales Altahenses ad an. 1051. Pertz XX, 805. Und Aventinus: Annales Boiorum, 510—511.

Der Feldzugsplan des Kaisers ging auch jetzt auf die Besetzung des jenseitigen Donauufers und die Erstürmung von Stuhlweißenburg aus. Sein Heer theilte sich in drei Theile. Der eine Theil hatte unter der Führung des Böhmenherzogs Bretislaw und Welfs, des Herzogs von Kärnthen, bei Preßburg über die Donau zu gehen.[1]) Die Flottille sollte auf der Donau unter Führung Gebhards, des Bischofs von Regensburg,[2]) herabkommen, während der Kaiser mit dem Kerne des Heeres durch die Markgrafschaft Kärnthen mittelst eines großen Umweges auf Stuhlweißenburg losmarschiren wollte.[3])

---

[1]) Herimannus Augiensis Chronicon ad an. 1051. Pertz VII, 129.

[2]) Ebenda. Die heimische Bilderchronik sagt: sed et naves victuales oneratas per Danubium misit in Hungariam, praefecitque eis Episcopum Gebharth fratrem suum d. i. seinen Vetter. Marci Chronica, Cap. 50.

[3]) Dies geht sowol aus den Altaicher Annalen (Pertz XX, 805. ad an. 1051.), als aus der Chronik des Hermann von Reichenau (ebenda, VII, 129. ad an. 1051) und aus dem auf die Altaicher Annalen sich stützenden späteren Aventinus hervor, nach welchem der Kaiser sein Heer per Charionum fines geführt hat. (Annales Boiorum, 511). Auch die Chroniken von Ofen, Dubnicz und München (die zwei letzteren bei Florian Mátyás in Fontes rerum hung. Domestici, III, 66, 231) sagen dasselbe, indem sie das Heer bei den Quellen der Zala und Zelicze vorbeiziehen lassen. Es ist zweifellos, daß die letzte Angabe aus der älteren Marc'schen oder der Wiener Bilderchronik geschöpft ist, die darüber, wie folgt, schreibt: Caesar cum magna multitudine bellatorum ob easdem causas venit in Hungariam iuxta fontes rivorum Zala et Zelice. Chronica, Cap. 50. So auch Thuróczy, der es bekanntlich dieser Bilderchronik entlehnt hat. Die Zala und Zelicze entspringen jenseits des im Eisenburger Comitate liegenden Theiles der Raab und nur auf diese Weise konnte der Kaiser mittelst einer großen Ausbiegung so weit in südlicher Richtung hinabgelangen. Mehrere erklären die Zelicze mit dem Bache Kerka, wie Podhraczky (Chronicon Budense, 110. Anm. 5 und derselbe: Das Zeitalter und die Glaubwürdigkeit des Anonymus König Béla's (ung.) 350), sodann auf ihn gestützt Kiss (Kriegsgeschichtliche Mittheilungen (ung.) IV, 189), während Katona (Hist. Crit. II, 56) die Leitha annimmt, Szaßinek hingegen den in Rede stehenden Bach mit der Zala identificirt. (Ung. Sion, II, 117 (ung.) Die Zelicze ist aber weder die Zala, noch die Leitha, noch die Kerka, sondern die kleine Zala, wie noch in einer Urkunde die utraque Sala erwähnt wird. (Die Hydrographie Ungarns (ung.) II, 429.) Es ist aus diesem Grunde auch wahrscheinlicher, daß Heinrich nicht durch das Mürzthal in das Thal der Mur zog, um bis zur Einmündung der Kerka in die Mur herabzugehen, wie Meyndt meint (Beiträge zur Gesch. d. älteren Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn, 41—44), sondern im Feistritzthale bis an die Raab herabkam (wie es auch Kiss ausführt), und nach dem Übergange über dieselbe an die Zala gelangte, in deren Richtung er die nach Stuhlweißenburg führende Landstraße am nördlichen Plattensee leicht erreichen konnte.

Die Ursache dieses weiten Umweges suchen die Historiker wieder in den Hochwässern, als wenn das Preßburger Becken in Folge großer Regengüsse derart mit Wasser angeschwemmt worden wäre, daß das Heer durch dasselbe seinen Marsch nicht fortzusetzen vermochte. Diese Schlußfolgerung halten wir aber nicht für begründet. Wenn auch die Straße von Wieselburg nach Raab, wo die Hochwässer die meiste Inundation hervorrufen, von Wasser überschwemmt war,[1]) konnte die Straße von Ödenburg nach Steinamanger dem kaiserlichen Heere noch immer als Verkehrslinie dienen. Diese zog das erhöhte Neogengebiet entlang und hielt sich von Steinamanger so ziemlich in gerader östlicher Richtung auf den Spuren der Römerstraße gegen Stuhlweißenburg. Sie wich auch den sumpfigen Inundationsgebieten der Raab und Marczal aus und führte das Heer mit nicht allzugroßem Zeitverluste ans Ziel. Wenn man sogar zugibt, daß Regengüsse damals die Gegend zum Durchzuge eines großen Heeres ungeeignet machten, mußte der Kaiser noch immer nicht den weiten Umweg über Kärnthen einschlagen, denn er konnte auf der Ödenburg-Steinamangerer Straße weitermarschiren und bei Körmönd oder Unter-Lendva in die Straße am nördlichen Plattensee einlenken, die über Veßprim nach Stuhlweißenburg führt. In dem Umwege über Kärnthen lag jedenfalls eine andere, geheime Absicht. Indem der Kaiser bei Hainburg umkehrte, wollte er auf dem Wege nach Wien seiner Absicht den Anschein leihen, als ob er mit einem großen Theile seines Heeres ins Reich zurückzukehren gesonnen wäre. Nach seiner Berechnung mußten die hievon benachrichtigten Ungarn, als sie nämlich wahrnahmen, daß die kaiserliche Flotte auf der Donau und eine Heeresabtheilung auf dem linken Ufer ins Land herein kamen, zu der Überzeugung gelangen, daß die Flottille und die Heeresabtheilung am linken Ufer die gesammte Angriffsmacht ausmache. Demgemäß hatten sie ihre ganze Wehrkraft in der Gegend der Donau zu vereinigen, so wie dies Aba im verflossenen Jahre ge-

[1]) Annus totus pluvialis, sagen die Annalen von Lambach ad an. 1051. Pertz, VI, 19. Aber auch Hermann von Reichenau, der über diese Kriegs-Unternehmung ausführlicher schreibt, sagt: longo propter fluviorum illuvionem circuitu per Carentani fines transiens. Chronicon, Pertz, VII, 129.

than hatte. Nachdem der Kaiser auf diese Weise die Ungarn in ihren Vertheidigungsmaßregeln irregeführt hatte, wollte er in das Land auf dem Umwege über die Gebirge Kärnthens an der westlichen Landesgrenze, entweder vom Mur- oder vom Raabthale aus, eindringen; also in einer solchen Gegend, wo ihn Niemand erwartete und wo er der ungarischen Defensivlinie in den Rücken fallen konnte. Des Kaisers Plan war, kurz gesagt: die Ungarn zu überrumpeln, um sie dadurch um so sicherer niederwerfen zu können.

Daß die Flotte und die Heeresabtheilung am linken Donauufer keinen andern Zweck haben konnte, als den Feind zu verwirren, geht schon so ziemlich daraus hervor, daß beide gar keinen Contact mit dem Hauptheere hatten. Der Aufzeichnung gleichzeitiger Zeugen entnehmen wir, daß Heinrich ebensowenig von dem Stande der Flotte Kenntniß hatte, als der Befehlshaber der Flotte, der Bischof Gebhard von Regensburg, um die Bewegungen des kaiserlichen Heeres wußte. Auf so weite Entfernung konnte nach damaliger Organisation der Kriegsführung ein solcher Contact gar nicht stattfinden. Daß der Kaiser auf die Verproviantierung seines Heeres durch die Flottille nicht gerechnet hatte, wird dadurch klar, daß er die nothwendigen Lebensmittel auf Pferde lud und sich dieselben auf solche Weise nachtragen ließ.[1])

Nur war sein Plan nicht genug weise erdacht, um dadurch die Vertheidigungsmaßregeln der Ungarn beirren zu können. Wir wissen, daß das altungarische Heer sich vornehmlich durch außerordentliche Vorsicht ausgezeichnet hat. Das hielt schon Kaiser Leo als der Erwähnung wert. Bei keinem kriegführenden Volke in ganz Europa war der Spionage- und Vorpostendienst so organisirt und mit solcher Geschicklichkeit durchgeführt wie bei unseren Vorfahren. Bevor sie noch in ihre jetzige Heimat kamen, kannten sie schon deren natürliche und ethnographische Verhältnisse, den Lauf der Flüsse, die Productionsfähigkeit des Landes und die darin wohnenden Völker. Wie der greise Mánd früher Siebenbürgen ausgekundschaftet hatte, so forschten Andere jene Reiche des Auslandes, in die ein Einfall geplant war, eher aus. Der

[1]) Annales Altahenses, Pertz, XX, 805.

Heerhaufen von St. Gallen, über den der Mönch Ekkehard von St. Gallen so hochinteressante Angaben aufgezeichnet hat, war nichts anders als eine auf Kundschaft und Ausspähung ausgehende Abtheilung, die vor dem Kerne des Heeres einherging. Einer solchen taktischen Ausbildung gegenüber ist das naive Vorgehen der deutschen Heeresleitung sehr charakteristisch, die den Schauplatz des Zusammenstoßes dem ungarischen Heere oft im Voraus bestimmen wollte. Ist das nicht ein Zeichen, daß die Deutschen die ungarische Kampfesweise auch damals, wo dieselbe von ihnen bereits gut gekannt sein sollte, noch fortwährend falsch begriffen? Heinrich hatte sich von Neuem stark verrechnet, wenn er annahm, daß es ihm mit seinem Manöver durch Kärnthen gelingen werde, Ungarn zu überrumpeln. Wir werden gleich erfahren, daß sein diesbezüglicher Plan sich als vereitelte Hoffnung dargestellt hat.

Der Heerführer der Ungarn kam sofort auf die im kaiserlichen Feldzugsplane verborgene List, als er von keiner weiteren Annäherung irgend welcher Kriegsmacht außer vom Herankommen der Flotille und einer nicht namhaften Heeresabtheilung auf dem Lande Kunde erhalten hatte. Seine Maßnahmen beschränkten sich demnach nicht allein auf die Donaulinie. Sobald er aber darüber im Reinen war, aus welcher Gegend her der Angriff von Westen das Land treffen werde, waren seine Vornahmen für die Defensive auch sofort ausgeführt. Diese bestanden darin, daß er vor dem Heranziehen des Feindes Alles verwüstete. Das that er so, daß er die Bewohnerschaft aus ihren Dörfern und Gehöften sammt ihren Rinder- und Schafheerden weit wegführen, die Häuser, Gehöfte, Meierhöfe sowie alle nicht transportirbaren Heu-, Stroh-, und Getreidevorräthe anzünden, das Überbleibende und die ebenfalls nicht wegzuführenden Lebensmittel in Gruben vergraben, verbrennen oder ungenießbar machen ließ, so daß der Feind überall, wo er erschien, nur verwüstetes Land antraf.[1]) Außerdem ließ er sich

[1]) Hiis auditis Andreas Rex et Dux Bela omnes acervos segetum, et thyrsos herbarum igne combusserunt, habitatoresque cum universis animalibus eorum de partibus illis, per quas Caesar erat transiturus, procul abduxerunt. Marci Chronica, Cap. 50. Otto, Bischof von Freisingen, verzeichnet, daß sich die Bewohner des Landes überall versteckt hielten und alle Lebensmittel entweder verbargen oder ungenießbar machten. Chronicon bei Pertz, XX, 245.

in keine offene Feldschlacht ein. Dieselbe wäre bei der geringen Zahl ungarischer Truppen und bei der Eignung der Vertheidigungsbewaffnung der Deutschen gegen Pfeil und Säbel für die Angreifer von zweifelhaftem Erfolge gewesen. Überdies wissen wir aus den Aufzeichnungen des Kaisers Leo, daß den Ungarn in der ebenen Pußtagegend compact geordnete Reiterei und Handgemenge mit schwerem Fußvolke unliebsam war. Das Heer Bélas wollte daher auch nicht durch große Schlachten, sondern durch kleine Treffen, kleine Scharmützel den Feind kampfunfähig machen. Die urplötzlich erscheinende und mit ebensolcher Schnelligkeit verschwindende, ohne Aufhören hin und her jagende, leichte Reiterei torquirte, beunruhigte den Feind und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Auf der ganzen Invasionslinie kam es zu keiner ordentlichen großen Schlacht. Überall hatte man es mit aus dem Hinterhalte hervorbrechenden, schnell und sicher schießenden und rasch sich reterirenden, geringen Streitlinien zu thun. Anstatt compacter Streitmassen gab es allerorten zerstreutes Geplänkel. Darob beklagt sich der deutsche Chronist bitter, daß das ungarische Heer nach der Art einer Raubschaar hin und her jage, ohne das Wagnis einer offenen Schlacht zu unternehmen.[1]) Der Chronist führt dieses Vorgehen auf Mangel an Kühnheit, auf Furcht und Unentschlossenheit zurück,[2]) es war aber eben nichts anderes als lebenskräftige Taktik. Eben dieselbe Taktik, mit der die Ungarn schon im Jahre 907 die Heerschaaren König Ludwigs vernichtet und später halb Europa durchstürmt hatten. Die Ungarn hatten demnach wie wir sehen trotz anderthalb Jahrhunderten nicht die alte erfolgreiche Waffenpraxis vergessen. Was nun sehr in Verwunderung setzen muß, ist, daß die Deutschen von einer solchen Waffenpraxis, die sie kennen zu lernen die meiste Gelegenheit fanden, nichts erlernt oder übernommen hatten. Insoweit erscheint daher der Deutsche nicht so gelehrig wie der Grieche, der wol als Grundlage seiner Taktik das alte Phalangensystem beibehielt, aber dennoch die der Kampfesart des Feindes abgelauschten lebenskräftigen Kniffe nicht unbeachtet ließ. Un-

---

[1]) Herimannus Augiensis Chronicon ad an. 1051. Pertz, VII, 129—130.

[2]) So auch der an diesem Feldzuge theilnehmende Benno, bei Pertz, XIV, 63.

verkennbar weist dies auf Inferiorität des teutonischen Drills gegenüber dem griechischen hin.

Heinrich marschirte trotz der unaufhörlichen Behelligungen und der mit diesen verbundenen Verluste immer vorwärts. So lange der mitgeführte Proviant ausreichte, wurden die unablässig sich erneuernden Behelligungen für ihn nicht verhängnißvoll. Anfänglich vermochte Heinrich, insolange als die ungarische Defensive bezüglich der Gegend der Feindesinvasion nicht in völliger Gewißheit war und die Wegführung der Einwohnerschaft dieser Gegend nicht bewerkstelligen konnte, im Wege der Requisition den Stand des Proviantes zu vermehren. Diese Möglichkeit erlosch aber sehr schnell. Sobald die Richtung seines Marsches für die Ungarn kein Geheimniß mehr war, hörte die Verproviantierung durch die Gegend für das deutsche Heer gänzlich auf.[1]) Von da an kam der Kaiser nur in verwüstete Landschaften und nahm nur durch solche seinen Weg, der ihn aus den Thälern der Raab und Zala, über das Bakonyer Gebirge nach Stuhlweißenburg geführt hat.[2]) Daß

[1]) Cumque Caesar intrasset ad Hungariam, et venisset in regiones combustas, neque militibus suis invenire potuit victualia, nec equis. Weiters: omni victualium penuria laborans. Noch weiter: ad mortem incepit egere; similiter et universus exercitus eius cum equis et subvectoribus miserabiliter fame periclitabantur. Marci Chronica, cap. 50. Auch die deutschen Chroniken machen von dieser großen Bedrängniß des Kaisers und seines Heeres Erwähnung. So Hermann v. Reichenau (Pertz, 129—130.), die Annalen von Altaich (Pertz, XX, 805.), Otto, Bischof von Freisingen. (Chronicon, Pertz, XX, 245.) Benno, der spätere Bischof von Osnabrück aber, der an diesem Kriegszuge persönlich theilgenommen hatte, erwähnt „die übergroße und harte Hungersnoth" im deutschen Heere. Vita Bennonis Episcopi Osnabrugensis. Pertz: Mon. Germ. XIV, 63.

[2]) Nach der Marci Chronica: Transiens autem silvas, appropinquavit montibus Bodohat (Cap. 50). Dieses Bodóhát ist der östliche Abschluß des Bakonyer Waldes, der die Mulde von Moor von dem Vérteser Gebirge trennt. Daß Kaiser Heinrich nach Stuhlweißenburg gelangte, davon sagen die ausländischen Chroniken kein Wort, aber desto bestimmter erwähnen es die einheimischen Quellen. Nach der Kézai'schen Chronik bestürmte der Kaiser Stuhlweißenburg durch fünf Monate. (Endlicher: Gesta Hung. cap. 4. Seite 114.) Meyndt (Beiträge, 46.) hält auf Grund der deutschen Quellen die Belagerung von Stuhlweißenburg nicht für wahrscheinlich, während Hormayr (Taschenbuch, 1830. I, 356.) diese Belagerung auf die Dauer eines Monates verkürzt. Wenn es auch unzweifelhaft ist, daß der Kaiser wirklich vor den Mauern der ungarischen Hauptstadt anlangte, da er nur mit ihrer Einnahme nicht allein sein Ziel zu erreichen, sondern auch Proviant zu gewinnen meinte, so steht es denn doch

er wirklich dahin gekommen ist, darüber lassen die historischen Aufzeichnungen keinen Zweifel aufkommen. Vergebens aber mühte er sich ab, diese Stadt in seine Gewalt zu bekommen. Die Krisis wurde immer fühlbarer. Der Kaiser mußte jetzt ohne alles Säumen darnach trachten, sein Heer aus dieser gefährlichen Stellung herauszuführen.

Der Kaiser nahm daher seinen Weg auf der Stuhlweißenburg-Raaber Straße, die er von seinem früheren Kriegszuge her kannte und die sich unter allen durch ihre Kürze empfahl. Dieser Umstand rechtfertigt unsere oben ausgesprochene Behauptung, daß er nicht in Folge von Hochwässern, sondern aus Kriegslist sein Heer auf dem Umwege über Kärnthen nach Ungarn geführt hatte. Zur Wahl gerade dieser Straße wurde er umsomehr genöthiget, als der Unterhalt seines Heeres ihm von Tag zu Tag quälendere Sorgen verursachte. Indem er auf dieser Straße vorwärts marschirte, mochte er hoffen mit seiner Flottille in Verbindung treten zu können. Wenn dieselbe in diesem Feldzuge irgend eine strategische Weisung hatte, so konnte es nur die sein, dem aus dem südlichen Ungarn an die Donau herankommenden Heere als Unterstützung zu dienen. Wir berühren den Umstand, daß die Flottille diese Weisung hatte, nur so nebenher, denn der Kaiser hielt beim Beginn des Feldzuges die Erreichung seines Zieles für fast gesichert. Nun mußte er sich ganz anders von der Wirklichkeit überzeugen lassen.

Wie die Ungarn vor dem ins Land ziehenden Feinde unaufhörlich manövrirt hatten, so thaten sie es auch hinter dem auf dem Rückzuge befindlichen Gegner. Sie steigerten die Angriffe und potenzirten ihre Energie. Das Kriegsbild erhielt eine ganz andere Färbung. Bald war es unverkennbar, daß das deutsche Heer nunmehr das verfolgte war. Bei dieser Verfolgung des Gegners erwies sich das altungarische Heer als ausgezeichnet. Niemals verlor es im Frontgefechte so viel an Kraft, daß zur Verfolgung des geschlagenen Gegners keine mehr übrig geblieben wäre. Kaiser Leo hebt hervor, daß die Ungarn, wenn sie den Feind in

außer allen Zweifel, daß er die Stadt eher belagert, als bestürmt und daß diese Belagerung kaum länger als ein paar Tage gedauert hat, wie dies auch Kiss (ebenda, IV, 205.) klar und annehmbar dargethan hat.

die Flucht schlügen, sich um Nichts kümmern und unbarmherzig dem Feinde nachsetzen, auf nichts anderes denkend, als auf die Verfolgung. Sie geben sich nicht, wie Römer und andere Völker, mit einer entsprechenden Verfolgung und der Plünderung des Vermögens zufrieden, sondern sie verfolgen solange, bis sie den Feind ganz zusammengehauen haben, wozu ihnen jedes Mittel willkommen ist.[1]) Das mußte jetzt auch Kaiser Heinrich erfahren. Streifende ungarische Reiterei begleitete die kaiserlichen Truppen unaufhörlich und tauchte sogar vor diesen auf. Während die Verfolger das deutsche Heer im Rücken bedrängten, schnitten plötzlich an die Vorhut der Deutschen heransprengende Angriffscolonnen dem Rückzuge den Weg ab. Vorne und rückwärts war das deutsche Heer gleichförmiger Bedrängniß ausgesetzt. Die hinter den Uferverschanzungen und aus sumpfigen Verstecken hervorbrechenden Hinterhalte und überall zerstreuten Schlachtreihen brachten die sich zurückziehenden deutschen Heerschaaren in arge Verwirrung. Ihr Rückzug schlug gar bald in ausgesprochene Flucht um. Diese wurde für das Heer umso gefährlicher, je unordentlicher sie stattfand.[2]) Einzelne Heerestheile, größere und kleinere Haufen, geriethen, vom ordentlichen Wege abgedrängt, in Tümpel, in Sümpfe, in wilde und nicht zu übersetzende Moorgründe. Andere Theile des Heeres gingen während des Überganges über die Flüsse und Flußarme infolge der Unordnung bei der eiligen und stürmischen Flucht zu Grunde. Überall waren die Verfolger auf der Ferse. Von einer nächtlichen Ruhe, von einer Rast war keine Spur. Die Verfolger brechen sogar in den innern Kreis der nächtlichen Lagerstellen der auf dem Rückzuge befindlichen Deutschen ein. Sie schießen ihre Pfeile und werfen Schlin-

[1]) Taktika, 59. Cap.

[2]) Wie das deutsche Heer von Stuhlweißenburg abrückte, wurde sein Rückzug sofort zur Flucht. Dies geht aus der Angabe der Bilderchronik hervor, nach der die Deutschen „ihre Schilder und alles, was sie hatten, zurück ließen, um über Hals und Kopf heim nach Deutschland zu laufen, so daß sie sich nicht einmal rückwärts zu sehen getrauten. Den Ort, wo die Deutschen so schmähliche Unbill erlitten und mit Zurücklassung ihrer Schilder davonrannten, nennt man nach diesem Ereigniß bis heute den Vértes- (Schild) Berg" (Chronicon, Cap. 50.) Das Vérteser Gebirg, das die nördliche Fortsetzung des Bakonyer Waldes bildet, liegt nicht weit von Stuhlweißenburg. Daß der Rückzug Kaiser Heinrichs eine ausgesprochene Flucht war, das beweist Kiss (ebenda, IV, 334) interessant mit den durch ihn mitgetheilten Wegentfernungen.

gen nach den Schlafenden oder auf die im Lagerdienste auf und abpatrouillirenden Krieger. Erbarmungslos räumen sie unter diesen auf und jagen ihnen Entsetzen ein. Um nur dem Pfeilregen und Schlingenwurf zu entgehen, machen die Verfolgten Gruben in dem nassen wasserreichen Boden, legen sich in dieselben und decken sich mit ihrem Schilde zu.[1]) Zum Zusammenbruche des Heeres trug sehr viel bei, daß der Kaiser bei Flußübergängen, da, wo zufällig Brücken die Communication mit dem anderen Ufer ermöglichten, die Zerstörung dieser Brücken sofort, wie er mit dem Kerne des Heeres hinübergekommen war, anordnete, damit die Verfolger nicht nachsetzen konnten. Die Nachhut blieb bei solchem Vorgehen gewöhnlich am diesseitigen Ufer stecken und wurde durch die Verfolger entweder ins Wasser gesprengt oder in Gefangenschaft gesetzt.[2])

Die vom Kerne des Heeres abgetrennten, abgeschnittenen und verirrten Heerhaufen und die mit dem Heere nicht gleichen Schritt innehaltenden Invaliden, Verwundeten und Kranken wurden von den Bauern und dem Volke todtgeschlagen.[3]) Der unglückliche Kaiser vermochte sich nur auf solche Weise mit den Resten seines Heeres zu retten, daß er auch beim Rückzuge trachtete, die Ordnung in der eingeschlossenen

---

[1]) Insuper Hungari et Bisseni singulis noctibus acriter eos infestabant, toxicatis sagittis eos interficiendo, et funes extendentes inter pampiliones eorum, quam plures aliqua servitia facientes rapiebant. Prae timore autem imbrium sagittarum, quibus Teutonici conpluebantur et consumebantur, fodiebant sibi terram, et desuper insertis clipeis etiam vivi cum mortuis iacebant in sepulcris. Marci Chronica, Cap. 50. Kézai: Gesta Hung. Cap. III. Endlicher, 115.

[2]) So geschah es beim Übergang über die Rábcza. Hermann von Reichenau Chronicon, Pertz, VII, 130. Außerdem siehe Meyndt: Beiträge, 46. Giesebrecht: Kaiserzeit, II, 473. Hormayr: Taschenbuch, I, 361. Kiss: ebenda, IV, 338.

[3]) Kézai trägt die Bedrängnisse der deutschen Nachhut ergreifend vor. Nach ihm „ließen sich viele Kranke und Matte auf Sammtpolstern liegend tragen . . . nach Verlassen der Sänfte suchten sie mittelst Pferden und Wagen über die sumpfigen Stellen zu kommen. Ihr Geleit, wie es hinter sich die Truppen des Schloßhauptmanns von Mezö-Örs gewahrte, ließ Herren und Wagen stehen und lief davon, wie es nur ging. Dann schlugen die Bauern die Herren auf den Wagen todt und warfen die Körper in den Fluß. Unter diesen Maroden waren die einen Ritter, die anderen Grafen u. darunter auch Markgrafen. In den Untiefen, wo das Wasser austritt, findet man heute noch Hufeisen, Schwerter und ähnliches.“ Gesta Hung. Cap. III. Endlicher 115.

Masse nach Möglichkeit aufrecht zu erhalten. Nicht die Elemente, der Arm der Ungarn hatte ihn besiegt.[1]) Am 25. Oktober erschien er vor Hainburg,[2]) wo die Verfolgung des Feindes ihr Ende fand. Am 12. November war er schon in Regensburg.[3]) Hier warteten seiner keine Festlichkeiten, wie im Jahre 1042. Das Ansehen und die Machtstellung des ohne Trophäen und Siegeslorbeern heimgekehrten Kaisers waren tief erschüttert.

Was war aber nun in der Zwischenzeit mit dem nördlichen Truppenkörper, mit der Flottille und der Heerschaar Bretislavs und Welfs geschehen? Die deutschen Chroniken schweigen darüber und dieses Schweigen rechtfertigt die Vermuthung, daß auch diese Heeres-theile nicht viel Glück hatten. Von dem Schicksale der Flottille unter Bischof Gebhard setzen uns die einheimischen Chroniken in Kenntniß. Nach ihnen fingen die Ungarn einen von Gebhard an den Kaiser gerichteten Brief auf und gaben darauf eine auf den Namen des Kaisers gefälschte Antwort, nach deren Eintreffen der Bischof seine Schiffe zerstörte und nach Regensburg zurückging.[4]) In dieser Angabe der Chronik ist nichts Unglaubwürdiges. Wir finden im Gegentheile an-gesichts dieser von Einigen vorgebrachten Meinung[5]) den Vorgang des Bischofs sehr glaubwürdig. Wenn nämlich die Flotte noch eine strate-gische Aufgabe in diesem Feldzuge außer der Demonstration und der Irreführung der Ungarn bezüglich des kaiserlichen Feldzugsplanes hatte, so konnte diese keine andere gewesen sein, als das kaiserliche Heer dann zu verproviantiren, wenn dieses nach der Einnahme von Stuhlweißenburg auf seinem Heimwege an die Donau gelangte. Über die Heerschaar des Bretislaw und Welf geben aber nicht einmal unsere einheimischen Quellen Auskunft. Wir meinen darum, daß die deutschen Chroniken es unbedingt

[1]) Dies betonen wir deßhalb, weil selbst ein Historiker wie Leopold Ranke, bei der Schilderung der Macht Kaiser Heinrichs III. schreiben zu müssen meint, daß dieser Ungarn „jenseits der Raab wenigstens auf eine Zeitlang zur Lehnspflicht nöthigte, und daß ihm nur die Elemente Schranken setzten." Gesch. d. Päpste, I, 16.

[2]) An diesem Tage stellte Kaiser Heinrich hier eine Urkunde aus. Stumpf: Die Regesten der fränkischen Kaiser, 2414 und 2415.

[3]) Fejér: Cod. Dipl. VII. IV, 49.

[4]) Marci Chronica, Cap. 51.

[5]) Meyndt in seinem Werke: Beiträge u. s. w.

als hervorragende und rühmliche That verzeichnet hätten, wenn Preßburg in die Gewalt dieser Heerschaar gekommen wäre[1]), um wenigstens damit die drückende Schmach des ganzen mißglückten Kriegsunternehmens herabzumindern.

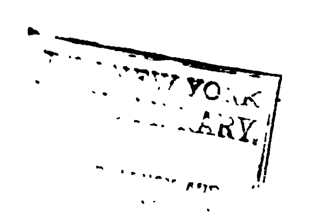
Offenbar hat das Schamgefühl über den mißglückten Verlauf des ganzen Kriegsunternehmens Heinrich zu dem Entschlusse vermocht, je eher die Schande der erlittenen Niederlage auszulöschen.[2]) Als Kaiser eines machtvollen Reiches standen ihm große Hilfsmittel zu Gebote. Er hatte sich von den Folgen der Niederlage noch nicht recht erholt, als er schon die Unternehmung eines neuen Feldzuges plante. Sein eiserner Wille und seine grenzenlose Begier nach Ruhm wiegten ihn in der Hoffnung, daß er den Schimpf des verflossenen Jahres doch noch austilgen werde. Darum zog er weder das Friedensanbot des Königs Andreas, noch die Friedensvermittlungen des Markgrafen Adalbert von Österreich und seines persönlichen Freundes und Verwandten, des Papstes Leo IX., in Betracht.[3]) Schon im folgenden Jahre d. i. 1052 begann er faktisch den neuen Kriegszug. Auf der Donau wimmelte es von deutschen Kriegsschiffen und ächzten die mächtigen und schweren Gefechts- und Sturmmaschinen, die der Kaiser mitführte. Ende Juli erreichte der Kaiser die ungarische Grenze, wo er in erster Reihe Preßburg in seine Gewalt bringen wollte. Mit Ende Juli oder gleich im Anfange des August begann er mit seiner gesammten Land- und Wasserstreitmacht die Belagerung der Stadt.[4])

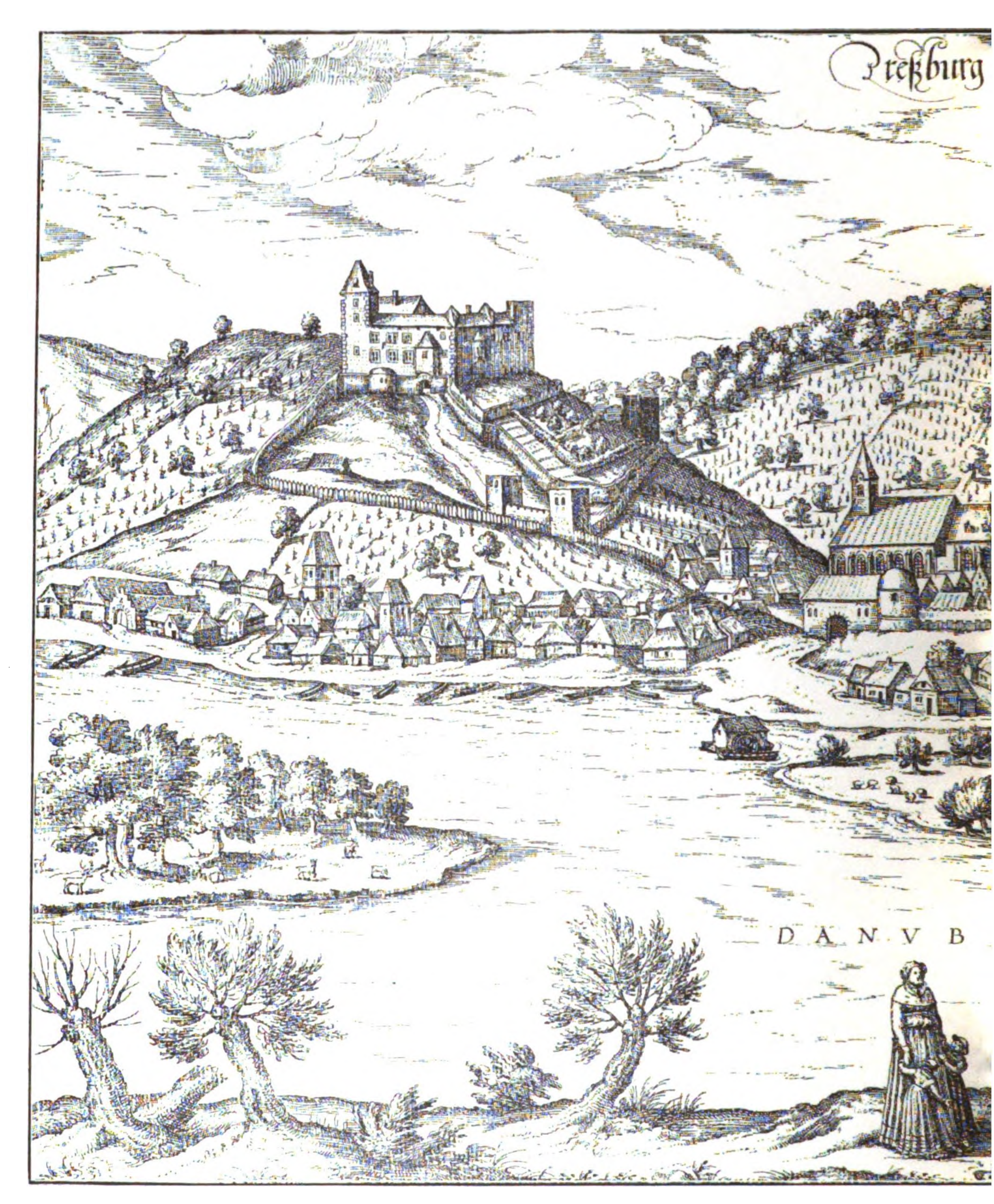
[1]) Hermann von Reichenau sagt im Ganzen, daß das nördliche Truppencorps nach erfolgreicher Beendigung seiner Unternehmung aus Ungarn nach Hause zog (Chronicon, ad. an. 1051. Pertz, VII. 130). Darauf bemerkt Kiss treffend: „Worin der (von Herimannus erwähnte) Erfolg bestand, kann man sich kaum vorstellen. Vielleicht versuchte man die Erstürmung von Preßburg, doch blieb diese — so viel ist gewiß — nutzlos. Das ist Thatsache, daß Gebhard, Welf und Bretislaw viel früher als der Kaiser Ungarn verlassen haben." (Ebenda, IV, 203. 339.) Offenbar hat ihre Unternehmung keinen namhaften Erfolg gehabt.

[2]) Das Unternehmen des Kaisers — schreibt Giesebrecht — war gescheitert .... Der Kaiser sah ein, daß es eines neuen Kriegszugs bedürfe, um den Ungarn zu demüthigen und die Ehre des Kaiserthums zu wahren. Gesch. der deutsch. Kaiserzeit, II, 474.

[3]) Siehe Herimanni Augiensis Chronicon Pertz, VII. 129. Annales Melicenses Pertz, XI, 498.

[4]) Eo tempore Teutonicorum Rex cum magno exercitu obsedit castrum





Das alte Preßburg v

(Nach einem im Preßburger städt. Museum b



…von Süden aus gesehen.

(…findlichen Stiche aus dem XVI. Jahrhunderte.)

Ein hervorragender einheimischer Historiker stellt sich die Belagerung Preßburgs in diesem Jahre so vor, daß der Kaiser von seinen Schiffen aus das Schloß und die Stadt bestürmt habe.[1]) Das erscheint uns aber als nicht glaubwürdig. Eine solche Belagerung wäre vielleicht heute möglich, wo die großen Häuser des Donauquais ganz nahe am Donauufer stehen, so daß die mittelst Wurfmaschinen geschleuderten Steine an den zunächst stehenden Häusern einen kleineren oder größeren Schaden verursachen könnten. In früheren Jahrhunderten war dies aber ganz unmöglich. Die alte Physiognomie von Preßburg unterschied sich wesentlich von der heutigen. Wir können uns davon auf alten Ansichten überzeugen.[2]) Wo sich heute der zwischen die Wödritz und Barossstraße hineinfallende Theil der Franz-Joseph-Vorstadt mit seinen Häusern, Plätzen und der Promenade ausdehnt, dort war alles noch im vorigen Jahrhunderte und um so eher im XI. ein leerer Platz, worauf höchstens Fischerhütten standen. Die heutige Promenade und die Andreasgasse mit allen Gassen, welche von der Promenade und der Andreasgasse aus südlich an die Donau laufen, befanden sich schon außerhalb der Stadt. Die alten Befestigungswerke der Stadt werden durch die nördlichen Seiten des Promenadeplatzes und der Andreasgasse gekennzeichnet. Auf dem nördlichen Theile des Promenadeplatzes zog sich der Stadtgraben hin und lief bis über die Andreasgasse fort. In den südlichen Theil des Promenadeplatzes bog ein Donauarm ein, der beiläufig nach der Richtung der Rosengasse in der Gegend der heutigen Barossstraße mit dem Hauptstrome wieder zusammentraf. Man kann sich daher unmöglich vorstellen, daß die von den Schiffen mittelst Wurfmaschinen geschleuderten Steine der Stadt nur den geringsten Schaden zufügen konnten. Weder die Stadt, noch die Wödritz konnten von der Donauseite aus zu Schaden kommen. Die Häuser der Wödritz erreichten das Donauufer in alter Zeit weniger als heute. Dazu kommt, daß dort die Höhe des Donauufers die Belagerung der Stadt von Schiffen aus unmöglich gemacht hätte. Was nun gar das Schloß anlangt, so mochte

---

Poson ..... Extruxit autem multas machinas bellicas ad expugnandum castrum. Marci Chronica, cap. 50.

[1]) Szalay: Geschichte Ungarns (ung.), I, 149.

[2]) Siehe die beiliegende Tafel VI.

sich dasselbe einer Flottille gegenüber so sicher fühlen, daß es trotz derselben sogar seinen letzten Posten in die Innenräume einziehen konnte.

Aus diesen Ursachen können wir uns die Belagerung Kaiser Heinrichs nicht anders vorstellen, als daß er die mittelst Schiffen herbeigebrachten Belagerungsmaschinen aus denselben auslud und unmittelbar vor den Befestigungswerken der Stadt aufstellte. Im XI. Jahrhunderte bestanden die Befestigungswerke der Stadt aus Ringgräben, Erdverschanzungen, Pallisadenwehren, gemauerten Bastionen und befestigten Thoren. Das Hauptbestreben des Belagerers ging dahin, die Thore in seine Gewalt zu bringen. Darum stellte man die Wurfmaschinen zumeist vor den Thoren auf und hier entwickelte sich stets das heftigste Gefecht, der blutigste Zusammenstoß. Auch bei Preßburg war dies zweifellos der Fall.

Was aber Preßburg bedeutete, erweist am besten diese Belagerung Kaiser Heinrichs. Eine starke, Widerstand leistende Festung war Preßburg, das wahre Bollwerk des Landes, an dem alle Kraft der Belagerer zerschellte. Wir müssen aber hinzufügen, daß auch die Vertheidigung der kriegerischen Ausrüstung des Ortes völlig entsprochen hat. Wenn auch alle die Namen, mit denen eine einheimische Chronik die Vornehmsten der im Schlosse kämpfenden Streiter nennt, keinen originalen ungarischen Klang haben, der Heldenmuth und die Entschlossenheit der Vertheidiger verkünden es laut, daß sie alle treue Patrioten waren.[1]) In wessen Hand aber der Oberbefehl über die Vertheidigung des Schlosses und der Stadt lag, wissen wir weder aus ausländischen,

[1]) Multi enim milites erant in Poson, sed praecipui erant inter eos Wojtech, Endre, Vylungard, Vrosa et Martinus, qui cottidie cum Teutonicis dimicabant acriter. Marci Chronica, Cap. 50. Nach der Meinung Kiss' (ebenda, IV, 345.) waren diese „wahrscheinlich Anführer der Unterabtheilungen und Befehlshaber der benachbarten Schloßgespanschaften." Die erste Ansicht, daß sie Anführer der Unterabtheilungen waren, ist nicht unwahrscheinlich, aber daß sie die Befehlshaber der benachbarten Schloßgespanschaften gewesen seien, ist nicht zu glauben. Dieser Annahme steht die Organisation der Schloßgespanschaften und andererseits der Umstand entgegen, daß es undenkbar ist, daß in einer so schweren Zeit, in der das Land durch das Heer eines mächtigen Reiches bedroht wurde, die in der Nachbarschaft Preßburgs befindlichen Schloßgespäne aus den ihrer Hut anvertrauten Schlössern und Burgen wegmarschirt wären.

noch aus einheimischen Chroniken. Die Richtigkeit und Zähigkeit der Vertheidigung läßt darüber keinen Zweifel zu, daß der Oberbefehlshaber ein ausgezeichneter Mann war, der mit Energie, mit Ausdauer und Klugheit jedes Bestreben des Feindes vereitelte.[1]) Es ist ein nicht zu läugnendes Factum, daß die schweren Steine der Wurfmaschinen und die wiederholten Sturmläufe der Belagerer die Besatzung der Stadt nicht zu entmuthigen vermochten. Preßburg stand unentwegt fest und bot geschickt und resolut Trotz dem wüthenden Feinde. Wie weit das Vertrauen der Vertheidigung ging, erweist der Umstand, daß die städtische Besatzung oft auf die Belagerer Ausfälle machte und ihren Reihen schwere Verluste beibrachte. Die Geschicklichkeit der Vertheidiger brachte sogar zu Stande, daß die auf der Donau ankernden Schiffe des Feindes angebohrt wurden und sodann versanken. Das war wirklich eine unerhörte Bravour. Solche Vorfälle entmuthigten die Deutschen unendlich und brachten ihre bei der Belagerung bisher bewiesene Ausdauer sehr ins Schwanken.[2])

Wir glauben, daß diese Angabe der Chronik nicht der Wahr-

---

[1]) Einige denken an Herzog Béla, jedoch gewiß mit Unrecht. Diesen Umstand würden die Chroniken unbedingt erwähnen. Es läßt sich aber auch darum nicht an Herzog Béla denken, weil ein Schloß, wenn es auch noch so stark war, die Basis der ungarischen Landesvertheidigung nicht bilden konnte. Worin diese Landesvertheidigung bestand, haben wir bei dem Kriege des Jahres 1051 gesehen. Weder Herzog Béla, noch König Andreas konnten sich in ein Schloß einschließen, daß trotz der heldenmüthigen Tapferkeit der Vertheidiger, dennoch in Feindeshand fallen konnte. Wir stimmen daher der Ansicht Kiss' (ebenda, IV, 346) bei, daß nach dem Felzugsplane Béla's dem Heere und nicht einem Schlosse die Hauptrolle zugetheilt war. In Folge dessen befand sich der oberste Heerführer nicht im Schlosse, sondern eben im Heere, das nicht weit von der bedrohten Stadt lagern konnte. Aus dem Fortgange der Ereignisse geht sogar hervor, daß sich auch der König in diesem Lager aufhielt.

[2]) Tunc Hungari, qui in castro erant, natatoriae prudentissimum invenerunt hominem nomine Zothmund, quem noctis in silentio ad naves Imperatoris miserunt, qui sub aqua veniens, omnes naves perforavit, que subito aqua plenae factae sunt, et potentia Teutonicorum contrita est. Marci Chronica, Cap. 50. Diese Erzählung reproduzirt Thuróczy in Chronica Hungarorum, Cap. XLIII. Diesen Vorfall erwähnt auch das Chronicon Monacense in der Ausgabe (Fontes rer. hung. domestici, III, 231.) von Florian Mátyás. Das Versinken der Schiffe Kaiser Heinrichs zeigt die der Marci Chronik entnommene Abbildung 15 auf Seite 99 des vorliegenden Werkes.

scheinlichkeit entbehrt, wenn auch das durch sie bekannt gemachte Unternehmen tollkühn erscheint. Jedenfalls ist es von einheimischen Chronisten nicht erdacht worden, denn Aventin erwähnt es im Anfange des XVI. Jahrhunderts und hat die Thatsache wahrscheinlich aus dem inzwischen verloren gegangenen Theile der Altaicher Annalen übernommen.[1]) Das Resultat, das der Kriegszug des Kaisers hervorrief, ist jedenfalls ein solches, das der Bravour des Tauchers Zothmund den historischen Schein verleiht.

Die Überzeugung wurde gar bald allgemein, daß die Belagerer in das Schloß und in die Stadt nicht eindringen konnten. In dem Grade nun als diese Überzeugung dem Feinde Kampflust und Kühnheit benahm, in demselben Maaße steigerte sie diese Eigenschaften bei den Vertheidigern. Man mußte bereits fürchten, daß die Schlappe Heinrich's schmachvoller ausfallen werde als im Vorjahre. Während nämlich im letzten Kriegszuge die Deutschen sich auf die Unbill der Natur, die ausgebrochenen Krankheiten und die Hungersnoth berufen und so die militärische Ehre mit der Widerwärtigkeit der Natur entschuldigen konnten, war jetzt dieselbe rettungslos aufs Spiel gesetzt worden. Wir können daher aus diesem Grunde mit Gewißheit annehmen, daß sowol der Kaiser, als dessen Heer mit gleicher Freude die Kunde empfing, Papst Leo IX. nähere sich den Mauern Preßburgs. Es war zweifellos, daß der Papst den Kaiser als Friedensvermittler aufsuchte.

Leo kam wirklich als Vermittler eines Friedens in das Lager Heinrichs.[2]) Wir haben erwähnt, daß König Andreas nach dem Kriegszuge des Jahres 1051 sich wegen eines Friedensschlusses an die römische Curie gewandt habe. Der Papst übernahm gerne die Vermittlung,

[1]) Giesebrecht selbst schreibt darüber wie folgt: Die Notiz des Thuróczy (die von ihm bekanntlich aus der Wiener Bilder- oder Marci Chronika des XIV. Jahrhunderts gezogen wurde), daß namentlich Taucher, welche die Schiffe der Deutschen anbohrten, dem Heere viel Schaden zugefügt hätten, scheint, da sie auch Aventin hat, auf unseren Annalen (denen von Alt-Aich) zu beruhen. Annales Altahenses Berliner Ausgabe 86. Anm. 2.

[2]) Wibert in Vita Leonis, bekannt gemacht in Acta Sanct. Mensis April. II. 660. Siegebert erwähnt auch die Feindseligkeiten zwischen dem Könige von Ungarn und Kaiser Heinrich und setzt hinzu: pro quo reconciliando Leo papa ad Imperatorem venit. Acta Sanct. Mensis April. II, 645. Pertz, VIII, 359.

denn in seinem Interesse lag es, den christlichen Glauben in Ungarn jetzt um so stärker zu festigen. Die Rebellion Batha's, die mit der Thronbesteigung des Königs Andreas so sehr im Zusammenhange stand, gab einen klaren Beweis, daß sich in der Nation noch viel in Rechnung zu ziehende Elemente für eine dem Heidenthum sich zuneigende Reaction vorfanden. Die Energie Andreas' hatte wol diese Reaction gebändigt, aber nicht ausgerottet, weil sie dieselbe nicht ausrotten konnte.

Das Auftreten des Königs Andreas bot die größte Sicherheit, daß unter ihm, als dem berufenen Herrscher, und unter seiner Regierung die christlichen Institutionen keine Schwächung zu erleiden hatten. Der Papst befolgte also nur eine ganz richtige Kirchenpolitik, wenn er auf jede Weise trachtete, das Haupt der ungarischen Nation mit dem Kaiser auszusöhnen, damit sich die Religionsangelegenheiten Ungarns in Folge der fortgesetzten Feindseligkeiten nicht verschlimmerten. Nur hatte die Sache des Königs Andreas nicht ausschließlich den Papst nach Ungarn geführt. Wir müssen dies hier besonders hervorheben, weil man des zwischen dem Papste und Andreas obwaltenden Verhältnisses wegen das spätere Verhalten des Letzteren in falsche Beleuchtung gerückt hat, als man die Antipathie gegen Andreas und seine Erfolge nicht niederzukämpfen wußte. Leo suchte den Kaiser wirklich auch im eigenen Interesse auf. Gerade um diese Zeit hatte er das Herzogthum Benevent dem Kirchenstaate einverleibt und schon drohte ihm die Gefahr des Verlustes dieses Herzogthumes. Die süditalischen Normannen hatten gegen ihn das Schwert erhoben und Leo konnte nur hoffen, diese mit Hilfe des Kaisers zu besiegen. Wir können daher begreifen, wie sehr er die Aussöhnung des Kaisers mit Andreas wünschte. Der Ausbruch eines deutsch-ungarischen Krieges hätte die Verwegenheit der Normannen nur gesteigert. Der Papst entschloß sich somit eilig zu der weiten Reise, wie er die Kunde vernahm, daß der von ihm an den Kaiser in der Sache der Ungarn entsandte Abt von Clugny, Hugo[1]), erfolglos zu Heinrich gewandert war. Jetzt dachte er nur mehr durch persönliches

[1]) Acta Sanctorum. Mensis Aprilis. De Sancto Hugone. II, 660. und III, 644.

Erscheinen den Kaiser von seinem Kriege wider die Ungarn abzuhalten. Als er aber anlangte, waren die Kriegswürfel bereits geworfen. Heinrich stand damals bereits vor Preßburg. Die Zeit, in der Leo in die Nähe Preßburgs kam, mag auf Ende August oder den Anfang September des Jahres 1052 fallen.

Als es aber während der acht Wochen dauernden Belagerung[1]) von Tag zu Tag gewisser wurde, daß das Unternehmen des Kaisers, Preßburg in seine Gewalt zu bekommen, fehlgeschlagen war, veränderte sich damit auch immer ausgesprochener die Basis des abzuschließenden Friedens. Andreas erklärte sich nach dem Kriegszuge des Jahres 1051 bereit, unter billigen Bedingungen mit dem Kaiser Frieden zu schließen. Die Hauptbedingung des Kaisers war aber ein jährlicher Tribut, den der ungarische König zu leisten habe, womit dieser die Lehensoberhoheit des Kaisers anerkannt hätte.[2]) Jetzt, wo das Kriegsgeschick wieder dem Könige Andreas hold war, war es ganz naturgemäß, daß dieser bereits den Frieden nicht mehr unter Annahme der älteren Bedingung einzugehen wünschte. Die Basis, auf welcher der König nunmehr die Friedensunterhandlungen einzuleiten verlangte, unterschied sich wesentlich von der früheren. Welches nun dieser Unterschied zwischen der älteren und neueren Friedensbasis war, vermögen wir zwar nicht zu bestimmen, aber wir vermuthen, daß König Andreas nicht nur allein gegen den jährlichen Tribut Einsprache erhob, sondern auch das Zurücklangen der durch Aba verloren gegangenen Neumark d. i. des zwischen der Leitha und dem Kahlenberge liegenden Landstriches unter ungarische Oberhoheit forderte.

Wiewol der Papst, der die Lage klar, nach ihrer Wirklichkeit erfaßt hatte, die Berechtigung dieses Wunsches des Königs Andreas einsah, nahmen die Deutschen dennoch diese Forderung des Königs sehr übel auf. Sie beschuldigten ihn der Hinterlist und der Betrügerei und

---

[1]) per octo ebdomadas obsedendo nihil profecit. Marci Chronica, Cap. 50. Von acht Wochen spricht die Dubnitzer Chronik (Florian Mátyás: Fontes rer. hung. domestici, III, 96) und Ebendorfer von Haselbach (Pertz, Script. rer. Austriae, II, 700).

[2]) Acta Sanctorum. Mensis Aprilis II, 660. III, 644.

stellten ihn so hin, als ob er den durch ihn hergerufenen Papst hintergangen habe.[1]) Diese Beschuldigung ist aber ebenso ungerecht als befangen. Wie nämlich König Andreas den Papst blos um seine diplomatische Vermittlung und nicht um sein Erscheinen vor Preßburg gebeten hatte, so gestaltete er auch die Basis der Unterhandlung nicht anders, als es die veränderten Umstände naturgemäß erheischten.

Es charakterisirt den Kaiser scharf, daß er den König Andreas, als bei Preßburg seine eigene Kriegsuntüchtigkeit offenbar wurde, durch päpstlichen Bann in Furcht setzen und bezüglich seiner hochgespannten Forderungen zur Nachgiebigkeit bewegen wollte. Selbst die deutschen Chroniken erwähnen, daß Papst Leo den König von Ungarn mit der Excommunication für den Fall bedroht habe, falls dieser sich nicht den Wünschen Heinrichs anbequeme.[2]) Der heilige Wandel und die starke Gerechtigkeitsliebe des Papstes lassen nicht einen Augenblick zweifeln, daß diese Drohung kein Ausfluß seiner eigenen Entschließung war, sondern ihm vom Kaiser abgerungen wurde. Leo hatte bekanntlich die päpstliche Tiara Kaiser Heinrich zu danken. Auch haben wir gesagt, daß der Papst beim Kaiser um Hilfe gegen die Normannen ansuchte. Man begreift daher bald, daß er auf den Wunsch des Kaisers den König Andreas mit dem Anathem bedrohte. Den Bann hat er aber thatsächlich über ihn nicht ausgesprochen und so hat er deutlich genug bewiesen, wie sehr er von der Berechtigung der geistigen Unerschütterlichkeit des Königs Andreas überzeugt war.

Der Richterstuhl der Geschichte kann es dem Könige Andreas wirklich nur als Verdienst anrechnen, daß er unerschüttert an dem Interesse des Landes damals festhielt, als der Waffenerfolg auf seiner Seite stand. Nur Kaiser Heinrich trifft die Anklage, daß er trotz wiederholten Schlappen mit starrer Unbeugsamkeit an solchen

[1]) Quod factum est callida machinatione regis Ungrorum, qui promiserat, quaecunque papa iussisset, se facturum, si per eius obtentum imperator cessaret ab oppugnatione suorum. Cum vero Danubium transfretasset exercitus, cuncta quae spoponderat, est mentitus. Annales Altahenses ad an. 1052. Pertz XX, 806. Dies ist auch die Ansicht einiger moderner Geschichtsforscher wie Giesebrecht und Meyndt (Beiträge, 57.).

[2]) Herimanni Augiensis Chronicon ad an. 1052. Pertz, VII, 131.

Forderungen fest hielt, wozu gar keine eigentliche Rechtsbasis vorlag. Selbst wenn er eine solche besessen hätte, wäre sie in Folge der erlittenen Niederlagen unleugbar verloren gegangen. Die beiden Gegner schieden vom Kampfplatz ohne formellen Friedensschluß.[1])

Nachdem sich Heinrich von der Uneinnehmbarkeit Preßburgs völlig überzeugt hatte, gab er alle weiteren Unternehmungen auf und führte sein Heer, wie eine deutsche Chronik nicht ohne Bitterkeit bemerkt, „ohne Ehre und Vortheil" nach Hause.[2]) Gewiß wäre es bezeichnender gewesen, zu sagen, der Kaiser sei „mit Schmach und Schaden" in sein Reich zurückgekehrt. Die Chronik unserer Heimat schreibt über diesen Rückmarsch die vielsagenden Worte: „die deutsche Macht wurde gebrochen und schmachvoll erniedriget, und nachdem die Deutschen ihre Streitkräfte eingebüßt hatten, kehrten sie ins eigene Land zurück".[3]) So geschah es auch. Der Kaiser von Deutschland und mit ihm das deutsche Reich waren schimpflich erniedriget worden. Im Gefühle dieser Erniedrigung erfanden einige loyale und eitle Chronisten die Mähr, daß nicht die Kraft des Gegners, sondern „Zureden des Papstes" das Reichsheer und seinen gekrönten Führer zur Heimkehr bewogen hätten.[4]) Andere Chronisten

[1]) Richtig bemerkt hiezu Giesebrecht: Daß Ungarn unbezwungen geblieben war und nicht einmal durch einen Frieden seine Verhältnisse mit dem Kaiser geordnet hatte, konnte auf die Machtstellung des Reichs im ganzen Osten nicht anders als nachtheilig wirken. Kaiserzeit, II, 517.

[2]) nihil honoris vel utilitatis adquisitum regno. Annales Altahenses, Pertz, XX, 806.

[3]) potentia Teutonicorum contrita est, et sic effeminati, enervatique viribus, reversi sunt ad propria. Marci Chronica, Cap. 50.

[4]) Cum enim urbem Preslavaspurch, in finibus utriusque regni sitam, diutina premerent obsidione, papae adiuratione constricti, inde discessere. Annales Altahen. ad. an. 1052. Pertz, VII, 806. Auf ähnliche Weise Hermann von Reichenau: Interim domnus Leo papa, ab Andrea accitus, cum pro pace componenda intervenisset, imperatorem ab obsidione avocavit. Chronicon ad an. 1052 Pertz, V, 131. Einige der neueren Historiker lassen, um die Schlappe des Kaisers zu mildern, eine Hungersnoth eintreten, die Heinrich zum Aufgeben der Belagerung gezwungen habe. So Fritz, nach welchem „Heinrich die Belagerung von Preßburg aus Mangel an Lebensmitteln aufgeben mußte." Wetzer und Welte: Kirchenlexicon, VI, 466. Dasselbe thut auch Giesebrecht, wiewol er andererseits die Niederlage des Kaisers und dessen große Tragweite aufrichtig anerkennt. Der Kaiser — so schreibt er — mußte schon deshalb (Andreas gegenüber) nachgiebiger sein, weil er die

gestehen aber die Wahrheit unverholen ein und anerkennen die aus „besonderem göttlichen Rathschlusse“ hervorgegangene völlige Niederlage des Kaisers.[1])

Der Abmarsch des kaiserlichen Heeres von Preßburg mochte für Alle ein großartiges Bild bieten, die dasselbe sahen. Die sich zurückziehenden Deutschen setzten über die Donau hinüber und marschirten über Hainburg nach Hause. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie die übrig gebliebenen Schiffe ihrer Flottille mitgenommen, zum mindesten zuerst bis Deutsch-Altenburg hinaufgebracht hatten, wo sie in der bereits von den Römern als Hafen in Anspruch genommenen und bis auf unsere Zeit herab fortbestehenden Bucht in Sicherheit gebracht wurden.

Am 7. Oktober war Heinrich mit dem Papste schon in Regensburg. Wenn auch der formelle Friede nicht zu Stande kam, so war doch die Überzeugung auf dem Gebiete der Tagespolitik klar und allgemein, daß mit der Erfolglosigkeit der Belagerung von Preßburg das vom deutschen Reiche über Ungarn beanspruchte Lehensrecht auf ewige Zeiten aufgehört habe, denn es erwies sich, daß das römisch-deutsche Reich selbst mit dem Aufgebote seiner ganzen Macht nicht fähig war, Ungarn unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Die Einbuße war so

Unmöglichkeit einsah Preßburg zu nehmen und den Krieg fortzusetzen. Sein Heer war durch Mangel an Lebensmitteln so erschöpft, daß er, als die Hoffnung auf eine Ausgleichung schwand, schleunigst den Rückzug antreten mußte ... Auch der zweite Kriegszug des Kaisers gegen Andreas war vollständig mißglückt. Weder Ehre noch Vortheil, sagen die Altaicher Annalen, sei auf denselben gewonnen. Aber, die Wahrheit zu gestehen, der Erfolg war noch bei weitem schlimmer. Nicht allein das war zu beklagen, daß sich eine bereits gewonnene (?) Provinz des Reichs nicht behaupten ließ, sondern mit dem Glauben an die Unüberwindlichkeit des Kaisers schwand auch die Achtung vor ihm im Inneren und alsbald erhob das gedemüthigte Fürstenthum freier das gesenkte Haupt. Kaiserzeit, II, 475.

[1]) So Hermann von Reichenau, nach welchem der Kaiser nach Ungarn gekommen war, Andreaque, rege Ungariorum minus, minusque pro pacto pacis postulando allegante et promittente, Brezisburg (breziburc) castrum obsedit, et variis belli machinis diu oppugnatum. Deo obsessis se anxie invocantibus opitulante, frustratis semper nisibus, nullo modo capere potuit. Chronicon ad an. 1052. Pertz, V, 131. Die Annales Augustani ad an. 1052. schreiben: Imperator terminos Ungariorum cum exercitu nullo effectu petiit. Bresburc frustra obsessa, non capitur. Imperatori filius nascitur. Pertz, III, 126.

groß, daß sie von den damaligen Deutschen einer Landescalamität gleich gestellt wurde. Wibert, der Sekretär und glaubwürdige Biograph des Papstes hat das Ereigniß so verzeichnet: „das römisch-deutsche Reich büßte die Unterwerfung des Königreiches Ungarn ein."[1])

Die heldenmüthige Vertheidigung von Preßburg sicherte nicht nur allein die politische Unabhängigkeit Ungarns, sondern sie hatte auch Folgen von weltgeschichtlicher Bedeutsamkeit. Ein deutscher Historiker ersten Ranges bemerkt zutreffend, daß „die unglückliche Belagerung Preßburgs gleichsam den Wendepunkt in der Geschichte Heinrichs III. und unseres (des deutschen) Kaiserreiches bilde. Unmittelbar an dieses gescheiterte Unternehmen schloß sich eine Reihe von Aufständen, die aller Welt deutlich verriethen, wie wenig gesichert jene furchterregende Macht des Kaisers war".[1]) Im deutschen Reiche brachen nun diese Aufstände aus und in Lothringen, Flandern, Polen und Deutschland loderten Parteifehden empor, die das Kaiserthum in seinen Grundfesten erschütterten.[2]) In Süditalien demüthigen die Normannen den Kaiser. Ein Wirbel droht Heinrich von allen Seiten zu verschlingen. Seine einstmaligen besten Getreuen verschwören sich wider sein Leben.[3]) Alle diese Ereignisse, die mit dem Mißgeschicke bei Preßburg beginnen, drücken wie mit elementarer Gewalt den für unbeugsam gehaltenen Sinn des Kaisers zu Boden. Jetzt konnte nur mehr davon die Rede sein, das Erbe Karl des Großen zu wahren. Sein ganzes Streben mußte der Kaiser auf die Errettung des deutschen Reiches und die Sicherung seiner Dynastie richten. Den Plan, um dessen Verwirklichung der Kaiser sich durch dreizehn Jahre mit fieberhafter Anstrengung und mit der ganzen Vehemenz eines unbegrenzten Ehrgeizes abgemüht hatte, läßt

---

[1]) Romana respublica subjectionem regni Ungariae perdidit. Vita Leonis Pertz.

[2]) Die unglückliche Belagerung Preßburgs bildet gleichsam den Wendepunkt in der Geschichte Heinrichs III. und unseres Kaiserreichs. Unmittelbar an dieses gescheiterte Unternehmen schloß sich eine Reihe von Aufständen, die aller Welt deutlich verriethen, wie wenig gesichert jene furchterregende Macht des Kaisers war. Sobald die Erfolge gegen die äußeren Feinde versagten, entbrannten die inneren Fehden aufs Neue und richteten sich sogleich gegen die Autorität des Kaisers selbst Giesebrecht: Geschichte der deutschen Kaiserzeit, II, 476.

[2]) Giesebrecht II, 476—484.

[3]) Giesebrecht II, 512—517.

er jetzt auf einmal fallen. Der Kaiser, der seit Karl dem Großen als der mächtigste auf dem Throne saß, den Dänemarks König in Merseburg aufsuchte, dessen Lehensmann einer der mächtigsten Fürsten Frankreichs, der Graf von Tours, war, der von Ferdinand I. von Castilien verlangt hatte, daß er ihn trotz eigenen Ruhmes und eigener Macht als den obersten Lehensherrn aller Könige der Christenheit anerkenne,[1]) dieser Kaiser entsagt nun auf einmal allen Lehensansprüchen über Ungarn und sein Volk. Anstatt der Unterwerfung des Königs Andreas sucht er von nun an dessen Freundschaft und verlobt seine Tochter Sophie dem Sohne dieses Königs, dem Prinzen Salamon.[2]) Das ist wirklich eine solche Wendung in den Ereignissen, die nicht nur auf den Blättern der heimischen Geschichte, sondern auch auf den Seiten der Weltgeschichte zur Belehrung des Volkes und der Fürsten aufgezeichnet zu werden verdient.

---

[1]) Ranke, ebenda, I, 16.

[2]) Kézai: Gesta Hung. Cap. IV. Bei Endlicher 115. Marci Chronica, Cap. 50. Bei den Angaben dieser Chroniken findet sich nur ein Irrthum bezüglich der Zeit, denn diese setzen die Verlobung noch während des Krieges an, während dieselbe weder 1051, 1052 oder 1053, wie Karl Szabó (in der Anmerkung zu seiner ungarischen Übersetzung der Kézai-Chronik Seite 69) meint, sondern erst 1056 auf dem Reichstage von Goslar in Gegenwart des Papstes Victor II. geschah, wie dies Meyndt (Beiträge, 77.) und Kiss (ebenda, IV, 357.) richtig angeben.



IX.

Die Ereignisse des XIII. Jahrhunderts. Die Belagerung Preßburgs durch Heinrich V. Der ungarische Bürgerkrieg. Der Angriff des Boris auf die Stadt. Die Kreuzzüge. Geburt und Verlobung der heil. Elisabeth.

Obwol der Verlauf der Belagerung Preßburgs im Jahre 1052 Völker und Fürsten als Lehre dienen konnte, so genügte kaum ein halbes Jahrhundert, um die Politik Heinrichs neuerdings wieder aufleben zu machen. Unter der Regierung Kolomans fiel König Heinrich V. von Neuem mit bewaffneter Macht in Ungarn ein. Als Vorwand gebrauchte er das Erscheinen Kolomans am dalmatinischen Meeresufer, was aber weder für den deutschen König, noch für den römischen Kaiser als Herausforderung gelten konnte, weil die Besitznahme von Dalmatien nur die natürliche Folge, Fortsetzung und Beendigung der bereits durch König Ladislaus I. erfolgten Eroberung Croatiens sein konnte. Unter diesen ungeschickten Vorwand verbarg Heinrich V. nur das auch durch ihn ergriffene Ziel seines Vorfahren. Er ambitionirte die Oberherrschaft über Ungarn und kam bereitwillig der Bitte eines vor ihm erscheinenden ungarischen Prinzen Álmos nach, mit bewaffneter Macht in Ungarn einzufallen. Wie sich aber bereits sein Vorfahre Heinrich III. in der Beurtheilung der heimischen Verhältnisse verrechnet hatte, so erging es auch Heinrich V. In unserer Heimat besserten sich diese Verhältnisse während der Regierung König Kolomans entschieden. Das

von Seite der Deutschen vorausgesetzte Unvorbereitetsein der Nation trat kaum so zu Tage, daß ein ehrgeiziger Feind aus dessen Ausnützung leicht einen Gewinn hätte ziehen können. Das deutsche Heer fand sich thatsächlich, als es an der Landesgrenze erschien, unerwarteten Hindernissen gegenübergestellt. Namentlich die Donauübergänge und die verbarrikadirten Furten verursachten demselben große Verluste, ja unüberwindliche Hindernisse, so daß Heinrich nur mit großer Mühseligkeit nach Preßburg gelangen konnte. Freilich bedeutete, vor Preßburg anlangen, durchaus nicht, Preßburg factisch einnehmen. In der Bewohnerschaft der Stadt war die ruhmvolle Erinnerung an die Vorfahren vom Jahre 1052 noch lebendig. Die Enkel wurden den Tugenden ihrer Großväter nicht untreu, denn auch sie vertheidigten, gerade so wie diese, ruhmvoll ihren häuslichen Herd gegen den feindlichen Angriff. Heinrich V. belagerte Preßburg durch längere Zeit vergebens. Ebenso wie Heinrich III. war er gezwungen ohne Resultat umzukehren.[1]) So wurde Preßburg von Neuem ein Factor, der die Pläne deutscher Hegemonie wieder vereitelte. Mit der Festigkeit seines Schlosses und mit dem Heldenmuthe seiner Vertheidiger trat es den Bestrebungen des Kaisers und seines Volkes in den Weg.

Aber leider war das gute Einvernehmen zwischen den Mitgliedern der herrschenden Dynastie und ihren Getreuen innen im Lande nicht so

[1]) So erzählen das Chronicon Ekkehardi, der Annalista Saxo und Otto, Bischof von Freisingen, getreu und übereinstimmend das Ereigniß. Ekkehard schreibt: His querelis (d. i. Herzog Álmos, König Kolomans Bruder) motus rex Henricus, insuper etiam, quod idem Colomannus fines regni nostri scilicet in locis maritimis invaserit, Ungariam exercitu petit; sed preparatis multiformiter adversariis, maximeque per obstructa fluminis undique vada, post morosam et cassam obsidionem castri Bresburg (bresburch) pene inacte redit. (Pertz, Mon. Germ. hist. Script. VI, 242.) So erzählt den Vorfall mit Ausnahme dessen, daß der Name unserer Stadt bei ihm „Bresburh" geschrieben ist, auch der sächsische Chronist. (Pertz, ebenda, VI, 747.) Otto, Bischof von Freisingen sagt: Eo tempore Colomannus Ungarorum rex fratrem suum Almum de consortio regni suspectum habens persequitur. Qui profugus ad regem Heinricum veniens iniuriamque suam deplorans, auxilium eius impetrat. Itaque condicta rex expedicione Ungaros bello petit; sed castro quod Bosan vocatur, inconsulte se occupans, parum proficere potuit, sicque infecto negocio ad propria rediit. (Chronicon, Lib. VII. cap 13. Pertz, XX, 254.)

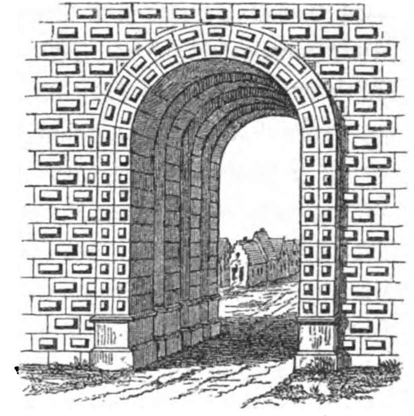
stark, als daß es nicht oftmals einen Riß bekommen hätte. Jeder solche Riß führte stets zur Rebellion, zu blutigem Bürgerkrieg. Ein solcher war unter der Herrschaft Salamons, des Sohnes von Andreas, der den deutschen Kaiser Heinrich III. ruhmvoll zurückgeschlagen hatte, ausgebrochen. Zwischen König Salamon und seinen Verwandten, Géza und Ladislaus, hatten schlechte Rathgeber den Samen des Haders und der Zwietracht ausgestreut. Gegenseitiges Mißtrauen und Eifersüchtelei hatte, angefeuert durch Einflüsterungen nutzgieriger Zwischenträger und durch allerlei andere listige Machenschaften, bald im Herzen der königlichen Verwandten derart Fuß gefaßt, daß sie gegeneinander die Waffen erhoben. Der Boden der Heimat wurde nun nicht mehr vom Blute der Feinde, sondern von dem der eigenen Bürger geröthet. In der berühmten Schlacht von Mogyoród fielen die Besten der Nation.

Während dieser trauervollen Periode war Preßburg abermals keine untergeordnete Rolle zugefallen. Wir können vielmehr aussprechen, daß diese Stadt auch jetzt der Schauplatz der Ereignisse wurde, denn der durch Géza und Ladislaus besiegte Salamon sah ein, daß „ihm der Herr in diesem Kriege nicht gnädig sein wolle" und beeilte sich nach Wieselburg und Preßburg zu entkommen. Er hatte diese Schlösser schon früher befestigt, ja der allgemeine Volksglaube meint, daß er das im vorigen Jahrhunderte abgetragene Wödritzer Thor, das wegen seiner tiefen Wölbung „das finstere Thor" hieß, erbaut habe. Seine Sorge für eine sichere Zufluchtstätte beweist besonders der Umstand, daß er seine Mutter und seine Gemahlin an diesen beiden geschützten Orten zurückgelassen hatte. Als er später besiegt worden war, floh er aus Furcht vor den Prinzen selbst dahin.[1])

Die Prinzen aus königlichem Geblüte hatten ihre Truppen theils in Polen, theils zu Hause angeworben. Unter dem heimischen Elemente leisteten namentlich die Petschenegen sehr gute Dienste. Wir wissen von ihnen, daß sie ebenso zügellose, als tapfere Streiter waren. Diese Petschenegen sind die Nachkommen jenes alten Petschenegen-Volkes, das

[1]) Marci Chronica, Cap. 58.

nach Angaben griechischer Quellen innerhalb der Donau eines der gefürchtetesten Völker gewesen ist.[1]) Mit den Ungarn stand es in Blutsverwandtschaft, besaß mit diesen gleiche politische Organisation mit der einen Ausnahme, daß die einzelnen Stämme keinen gemeinsamen Anführer hatten. Trotz der Blutsverwandtschaft lebte dieses Volk in unaufhörlicher Feindseligkeit mit den Ungarn und hatte die Letzteren auch aus ihrer früheren Heimat, Atelköz, vertrieben. Unzweifelhaft büßte dasselbe vermöge innerer Zerklüftung bereits im X. Jahrhunderte die Bedeutung seiner Machtstellung ein. Ein Theil dieses Volkes war zu verschiedenen Zeiten in Ungarn seßhaft geworden, wo auch die in mehreren Comitaten vorkommenden Ortsnamen Besenyö von ihrer dortigen Ansiedlung Zeugniß geben.[2])



27. Das einstige Weidritzer-Thor.

Unter diesen Comitaten kommt auch das Preßburger vor, in dem die Orte Klein- und Groß-Padány an sie erinnern. König Béla IV. spricht nämlich von einigen Einwohnern dieser Orte als von Söhnen der Besenyöer [qui filii Bissenorum dicuntur].[3]) Daß sie auch in der Nähe von Preßburg hausten, beweist schon der Name der Insel Pötschen bei Preßburg, die gegenüber vom Schlosse liegt und sich in der Richtung von Karldorf auf der anderen Seite des Flusses hinzieht. Diese ausgedehnte Insel diente ihnen als geeigneter Aufenthaltsort und sie schwärmten von ihren Wieselburger, ursprünglich als Grenzwache wider die Deutschen errichteten Niederlassungen hieher nach Preßburg.[4]) Wir haben verläßliche Kunde, daß

[1]) Kaiser Konstantin Porphyrogenetos spricht ausführlicher über dieses Volk.

[2]) Einzeln aufgezählt bei Jerney: Reise nach Osten (ung.), Pest. 1851. I, 227—270.

[3]) Jerney: Ebenda, I, 248.

[4]) Nach der Angabe des Anonymus des Königs Béla „Zoltan dux ex parte Teutonicorum ultra lutum Musun (der Neusiedlersee) collocavit Bissenos non paucos. Cap. LXVII.

sie bereits zur Zeit der Könige Salamon und Géza in dieser Gegend eine Rolle spielten, denn nach der Chronik ersuchten sie selbst den König Géza, er möge sie frei machen und für diesen Fall „würden sie die Heimtücke des Königs Salamon derart bändigen, daß er es kaum wagen werde, aus Wieselburg und Preßburg herauszukommen, um Ungarn in Versuchung zu führen.“[1])

Nachdem Salamon sich in der Hoffnung, durch den deutschen Kaiser in seine Herrschaft wieder eingesetzt zu werden, getäuscht sah, „zog er voll Seufzen und Trauer nach Preßburg.“ Er hielt von der Uneinnehmbarkeit dieses Schlosses offenbar größere Stücke als von Wieselburg, denn auf dasselbe konnte man, was Lage und Vertheidigungsfähigkeit anlangt, völlig vertrauen. Damit nun Salamon von diesem Schlosse aus das Land nicht beunruhigen könne, entschloß sich Herzog Ladislaus dazu, ihn aus demselben zu verjagen. So war das Schloß, das früher den deutschen Feind unter seinen Mauern gesehen hatte, jetzt dem Ansturme ungarischer Belagerer ausgesetzt. Wie sehr sich auch Ladislaus durch Tapferkeit und strategische Klugheit auszeichnen mochte, dennoch zog sich die von ihm geleitete Belagerung ungemein in die Länge, denn der Gegner im Schlosse blieb auch nicht unthätig, sondern machte öftere Ausfälle auf die Belagerer. Nach der Chronik ziehen die Mannen des Königs Salamon aus dem Schlosse und kämpfen mit den Mannen Ladislaus'. Bei einem solchen Anlaß ziehen auch Salamon und Ladislaus hinaus, wechseln die Schilde und fechten als gewöhnliche Kämpfer miteinander.[2])

Die unter den Mauern Preßburgs sich abspielenden Ereignisse entbehrten wahrlich nicht der mittelalterigen Ritterromantik. Die Bilder-Chronik des XIV. Jahrhunderts erzählt fesselnd einzelne Ereignisse, die älteren Schriften und dem Volksmunde entnommen sind.

„Es geschah aber — schreibt diese Chronik — daß Ladislaus während der Mittagsrast unter dem Schlosse fürbaß einherschritt. Salamon sah ihn kommen und tauschte mit ihm, ohne zu wissen, wer

---

[1]) Marci Chronica, Cap. 59.
[2]) Marci Chronica, Cap. 61.

der Ritter sei, den Schild aus. Aber auch Ladislaus erkannte Salamon nicht. Die Ritter Salamons hatten aber Beide von ihren Sitzen auf den Mauern des Schlosses aus gesehen. Salamon hielt Ladislaus für einen Ritter von edler Herkunft und faßte Lust, mit ihm einen Kampf zu bestehen. Wie er aber zu ihm hintrat und in sein Angesicht schaute, so sah er über dem Kopfe Ladislaus' zwei Engel mit gezücktem Schwerte schweben und den Gegner desselben bedrohen. Wie er die nun gesehen hatte, floh Salamon ins Schloß zurück. Seine Ritter sprachen zu ihm: Herr, was ist das, was wir gesehen haben? Wir haben niemals gesehen, daß du vor zwei oder drei Menschen Furcht gehabt hättest. Warum hattest du sie jetzt? Er aber sagte: Wisset, daß ich vor einem Menschen keine Furcht habe, das ist aber kein Mensch, denn Himmlische schützen ihn mit gezücktem Schwerte. Als sie dies hörten, verwunderten sich die Ritter sehr und begannen von nun an Ladislaus noch mehr zu fürchten. Die Streiter des Salamon, da sie die helle Noth zwang, begaben sich aber zu Ladislaus und er speiste sie mit königlicher Hochherzigkeit und gar herzlicher Großmuth und erlaubte ihnen die freie Rückkehr zu ihrem Herrn." [1])

An dieser Legende erkennen wir das im gemeinen Volke steigende Ansehen des heil. Ladislaus. Als einer der ausgezeichnetesten und ritterlichsten Fürsten des Árpádenhauses bildete er damals einen Gegenstand der Ehrfurcht für Volk und Chronik. In der Geschichte der Stadt Preßburg erscheint dieses Blatt gewiß als vornehm, das da verkündet, daß gerade sein kriegerisches Auftreten vor unserer Stadt in bedeutungsvoller Weise zur Erhöhung der volksthümlichen Ehrfurcht vor diesem Fürsten umsomehr beitrug, als der Geist christlicher Versöhnlichkeit in ihm das Verdienst seiner Kriegstüchtigkeit gesteigert hat. Ladislaus war bereit, sich mit dem von Tag zu Tag in verzweifeltere Lage kommenden Salamon auszusöhnen. Nach der Chronik heißt es nämlich: „Salamon war in Preßburg und der h. Ladislaus versöhnte sich mit ihm im vierten Jahre seiner Regierung auf Bitten der Bischöfe,

[1]) Marci Chronica, Cap. 61. Diese Scene stellt die Abbildung der Bilderchronik auf Seite 100 dar.

und weil er auch seiner eigenen Milde Gehör schenkte, und setzte ihm eine jährliche Summe aus."[1])

Was nun nach dem Austoben des Bürgerkrieges für Ereignisse über Preßburg hereinbrachen, können wir wegen der Lückenhaftigkeit unserer Chroniken nicht angeben. Erst um die Mitte des XII. Jahrhunderts erwähnen es die Geschichtsquellen wieder von Neuem. In der Zeit, als Heinrich, der Herzog von Noricum, den Bischof Heinrich von Regensburg und den Herzog Ottokar von Steiermark befehdete, fiel von der Ostmark aus eine Schaar von Streitern heimlich in Ungarn ein, überrumpelte Preßburg bei der Nacht und hielt es fest. Bei dieser Gelegenheit wurden Viele gefangen und erschlagen. Andere konnten sich nur durch die Flucht retten. Als König Géza hievon Kunde erhalten hatte, schickte er sofort Gesandte aus, um zu erfahren, warum dieser heimliche Überfall geschehen sei. Er selbst aber beeilte sich, das Preßburger Schloß mit Hilfe eines großen Herres zu befreien. Die Gesandten des Königs hielt man lange hin, dann empfingen sie als Antwort, daß Preßburg nicht für den Kaiser, auch nicht für den Markgrafen der Ostmark, sondern für Boris besetzt worden sei.[2])

Dieser Boris[3]) war der im Jahre 1113 geborene Sohn des König

---

[1]) Marci Chronica, Cap. 62.

[2]) Diesen Vorfall erzählt der Bischof Otto von Freisingen, wie folgt: Igitur eo tempore quo praedictus Heinricus Noricorum dux cum praenominato Heinrico Ratisponensium episcopo civibusque suis ac Styrensi marchione Odoacro gravissimam guerram agitabat, quidam milites de Orientali marchia egressi, Pannoniam latenter ingrediuntur, ac noctu castrum Bosan, quod et Bresburc, quod olim imperator Heinricus obsidione cinxerat, ex improviso agressi capiunt, quibusdam comprehensis, nonnullis occisis, aliis per fugam elapsis. Quod audiens Ungariae rex Geiza, Bele regis filius, praemissis quibusdam comitibus suis, qui quare vel qualiter hoc factum fuerit inquirerent, ipse eosdem subsecutus, ad liberationem castri cum magna Ungarorum multitudine, properat. Comites qui praecesserant, ab oppidanis, cuius rei causa tam gravem regi intulerint iniuriam, solerter percunctantur. Qui responderunt, se nec pro Romanorum principe, nec pro duce suo fecisse, sed pro domino suo Boritio. Gesta Friderici I. Imperatoris, Cap. 30. Pertz, Mon. German. XX, 368.

[3]) Einheimische Chronisten schreiben Borich d. i. Borics, was ein Irrthum ist. Der Name des Herzog war Boris, ein russischer Name, den auch mehrere Mitglieder der Dynastie Rurik trugen. Ebenso irrthümlich wird er als Bastard Kolomans bezeichnet. Es ist das Verdienst Dr. Wertner's die Abstammung Boris' von Neuem klargestellt zu haben, indem er bewiesen hat, daß Boris

Koloman und seiner Gemahlin Euphemia, einer Russin, der eine Verwandte des griechischen Kaisers Johannes Comnenius zur Frau hatte. Er trat als Thronprätendent [1]) auf, was dem Lande zum großen Schaden gereichte. Seine Ansprüche auf den Thron fanden zumeist in den Kreisen seiner Verwandtschaft, in Rußland und Polen, Unterstützung. Es ist wahrscheinlich, daß seine Verwandten in Konstantinopel ihn auch gerne auf dem Throne von Ungarn begrüßt hätten. Trotz dieser Familien-Sympathien erhielt er jedoch zur Erkämpfung seiner hochstrebenden, selbstsüchtigen Ziele keinerlei Hilfe weder aus den nördlichen Ländern, noch aus dem griechischen Reiche. Boris begab sich daher zu dem deutschen Kaiser Konrad III., der ihn über Empfehlung des Böhmenherzogs Wladislaus II. Unterstützung angedeihen ließ und Heinrich von der Ostmark mit der Durchsetzung seiner Ansprüche betraute, da er selbst mit italienischen Angelegenheiten zu thun hatte.

Daß die Einnahme des festen Schlosses Preßburg so ganz leicht, mittelst eines bloßen nächtlichen Überfalles, gelingen konnte, läßt schon an und für sich vermuthen, daß dabei von einer heldenhaften Waffenthat keine Rede sein kann. Graf Radbold, der an der Spitze der Deutschen stand, trat mit dem Preßburger Schloßgespan Julian heimlich in Verbindung. Er hat ihn offenbar bestochen und so zum Verräther gemacht.[2]) Darum sagt auch unsere heimische Chronik, daß Graf Radbold das Schloß nur in Folge der Schlechtigkeit des Gespans hatte einnehmen können, „was die Ungarn als keine geringe Niedertracht erachten.“[3])

Inzwischen war Géza mit seinem Heere angekommen, schloß die

---

nicht von Predslava, sondern von Euphemia geboren worden sei. In der ung. herald. Zeitschrift Turul, Jahrgang 1890. VIII, 65—73.

[1]) Erat autem Boritius Colomanni quondam regis Ungariae filius, praedictum regnum Ungariae, iure haereditario repetens. Otto von Freisingen: Gesta Friderici I. Imp. Cap. 30. Pertz, XX, 368.

[2]) Otto von Freisingen hebt hervor, daß Boris die ungarischen Milizen mit Geld bestochen habe. Gesta Friderici I. Imp. Cap. 50. Pertz, XX, 368.

[3]) Rapolt vero, miles Alamanus, castrum Poson ex industria et inprobitate Juliani Comitis ceperat, quod Hungari non pro modica habuerunt penuria. Marci Chronica, Cap. 70.

Stadt ein und begann sie mit verschiedenen Maschinen zu belagern. Die im Schlosse bedrängten Deutschen, die keinen Zuzug weder vom Kaiser, noch von dem in Ober-Baiern weilenden Markgrafen zu erwarten hatten, ließen sich mit den Ungarn in Unterhandlungen ein. Endlich kam eine Übereinkunft zu Stande, wonach die Deutschen das Schloß um dreitausend Pfund Silber [1]) auslieferten und thatsächlich daraus abzogen.[2])

So kam Preßburg wieder in die Hand des Königs von Ungarn zurück. Derselbe machte sich aber sofort, nachdem er in dieses wichtige Grenzschloß eine ungarische Besatzung gelegt hatte, gegen den Herzog Heinrich der Ostmark auf, um an ihm die Hinterlist zu rächen, mit welcher der Räuber ins Land eingefallen war. Mit beiläufig 70000 Streitern ging er über die Donau bei Preßburg und schlug sein Lager in der Gegend zwischen der Leitha und Wieselburg auf.

---

[1]) Nach Otto von Freisingen promisso trium milium librarum in pondere. Aus diesem ist klar, daß hier die Rede von einem Geldmaße ist. Die libra wird bereits in dem Stiftsbriefe des h. Stephan für die Abtei Martinsberg erwähnt. Die zur Zeit St. Stephans und der auf ihn folgenden Könige in Brauch gestandene libra das ist Pfund beruhte wol auf der Maßeintheilung der römischen libra, in wieferne sie nicht wie das vor dem heutigen Decimalmaß im Gebrauche gewesene Wiener Pfund 32, sondern nur 24 Loth hatte. Auch das noch heute in Gebrauch stehende Apothekergewicht hat nur 24 Loth. Bezüglich des Gewichtes war die fränkische und die ungarische libra leichter als die römische. Die römische libra, wie sie unter Karl dem Großen festgesetzt wurde, enthielt statt der römischen 12 Unzen, nur 10½ Unzen oder Loth. (Simonchich: Dissertatio de Num. Hung. 151.) Je eine Unze oder Loth der im gewöhnlichen Verkehre als allgemeines Maß gebrauchten ungarischen libra hatte 20 Denare, also eine libra 240 Denare reines Silber, gerade so wie bei den Franken. Vergleiche: Schönwisner Not. Hung. rei num. 151, und Ed. Végh: Der Einfluß des östlichen und westlichen Münzwesens auf das Münzwesen Ungarns im Mittelalter (ung.), Pest, 1867. 13—15.

[2]) Igitur Rex Ungariae superveniens castraque ponens, oppidum cinxit, diversis instrumentis tormentorumque generibus adhibitis ac sagittariis oppido circumfusis. Teutonici, eo quod dux in superioribus Baioariae partibus moraretur, princeps vero in remotis regni maneret locis, cum nullum liberationis suae solatium haberent, de facienda cum Ungaris pace pertractare incipiunt. Ita mutuo colloquentes, accepto a rege sub iure iurando promisso trium milium librarum in pondere, castrum sibi reddunt, ipsique ad propria redeunt. Otto Frisingensis: Gesta Friderici I. Imp. cap. 30. Pertz, XX, 368.

Am jenseitigen Ufer des Flusses stand Herzog Heinrich mit seinen Schaaren aus der Ostmark, aus Baiern und Sachsen. Am 11. September 1146 fand die Schlacht statt, in welcher Géza einen vollständigen Sieg über die Deutschen erfocht.[1]) In dieser Schlacht wurde auch Radbold gefangen, der Preßburg mittelst des nächtlichen Überfalles eingenommen hatte.[2]) Die Niederlage der Deutschen war so vollständig, „daß sie von nun an nicht einmal den an der Grenzscheide wohnenden ungarischen Bauern eine Unbill oder irgend ein Leid anzuthun wagten."[3]) Preßburg bot somit den ungarischen Waffen die unmittelbare Ursache zu einem solchen Triumphe dar, der das Ansehen des deutschen Reiches erheblich minderte.

Durch die Schlacht verschwand auch jene Gefahr, die das Land von Boris her bedrohte. Obgleich Géza mit dem Herzoge der Ostmark keinen Frieden schloß, so machte derselbe keinen Versuch mehr zur Verwirklichung der Thronansprüche des Boris. Der Letztere verlor auch immer mehr den festen Boden. Ein Jahr später taucht er unter jenen Kreuzrittern auf, die König Ludwig VII. durch unser Land geführt hat. Wollte Boris wirklich mit ihm ins heilige Land ziehen? Das ist kaum glaublich. Boris beabsichtigte eher sich ins Land hereinzuschleichen, um die beim Durchzuge des Kreuzheeres entstehenden Verwirrungen zu Gunsten seiner eigenen Ziele auszubeuten und gemeinsam mit seinen Anhängern abermals nach dem Leben des Königs zu trachten.[4]) König

---

[1]) Dies erkennen auch die Ausländer an. So verzeichnet Otto von Freisingen trauervoll: Cecidit in hoc praelio virorum nobilum illustrium pars magna, vulgi vero multitudo innumerabilis. Gesta Friderici I, 32. Pertz, XX, 369. Unsere heimischen Chroniken setzen die Anzahl der gefallenen Deutschen auf 7000. Et corruerunt in ore gladii plus quam septem milia bellatorum, residui vero fugierunt. Marci Chronica, Cap. 70.

[2]) In eodem autem praelio Comes Vros cepit Comitem Rapolt Teutonicum, qui iam pridem nocturnis insidiis castrum Poson occupaverat. Marci Chronica, Cap. 70.

[3]) Ibi usque adeo contritum est robur Teutonicorum, quod nec rusticis Hungaris in confinio eorum habitantibus aliquam iniuriam, seu quodcunque gravamen inferre praesumpserunt. Marci Chronica, Cap. 70.

[4]) Borich autem venerat consilio quorundam Hungarorum, ut si ipse regnum intrare posset, tunc a multis pro Domino haberetur, et relicto Rege ei multi adhaererent. Marci Chronica, Cap. 71.

Géza aber, rechtzeitig über den Aufenthalt des Boris unterrichtet, forderte die Auslieferung des heimlichen Rebellen. Die Ritterlichkeit Ludwig VII. vermochte jedoch nicht den Entschluß zu fassen, den Mann, der sich unter Thränen vor seine Füße geworfen hatte, auszuliefern.[1]) Um aber nicht das Wohlwollen und die Freundschaft des gastfreundlichen Königs von Ungarn aufs Spiel zu setzen, traf er Vorsorge, daß Boris für alle Zukunft keinerlei Nachtheil seinem königlichen Freunde zufügen konnte. Er nahm ihm mit sich und entfernte ihn so aus dem Lande.[2]) Der Herzog lebte ohnedem nicht mehr lange. In Semlin ereilte ihn im Jahre 1155 sein Schicksal. Er fiel der Streitwaffe eines ihn nicht kennenden Kumaniers zum Opfer.

In der Geschichte der Stadt Preßburg treten mit den Boris'schen Händeln gleichzeitig die vorüberziehenden Kreuzfahrer auf, wiewol sich dies mit sicheren Daten nicht belegen läßt. Als die seldschukischen Türken im Jahre 1155 Edessa erobert hatten und dadurch das Königreich Jerusalem gefährdet erschien, flammte in den abendländischen Völkern von Neuem die Begeisterung auf, wie fast ein Jahrhundert früher, als die zündenden Reden Peters von Amiens und des Abtes von Clairveaux die allgemeine Begeisterung in ganz Europa zu heller Gluth entfacht hatten. Ein erneutes Fluthen der Völker trat ein und wenn sich auch die Begeisterung in unserer Heimat minder stark offenbarte, so wurde doch das Land vermöge seiner geographischen Lage in diese bedeutsamen Ereignisse hineingezogen. Die Kreuzfahrer des Westens nahmen nämlich ihren Weg nach Osten durch unser Land und auf diese Weise wurde dasselbe der Schauplatz eines bewegten internationalen Lebens. Die

[1]) Den Aufenthalt des Boris im französischen Heere und dessen dort bestandene Abenteuer erzählt Odo de Diogilo interessant, der im Geleite König Ludwig VII. durch unsere Heimat nach dem Oriente zog. Siehe Odonis de Diogilo de Ludovici VII. Francorum regis profectione in Orientem, cui ipse interfuit. Opus septem libellis distinctum. Bei Migne: Patrologiae Cursus completus. Patr. Lat. Tom. CLXXXV, 1214—1216.

[2]) noster autem (nämlich rex), schreibt Odo von Diogilo, Boricium satis honeste secum habens, de Hungaria educit. In dieser Hinsicht weicht diese ausländische Chronik von den einheimischen ab, weil nach Angabe der Letzteren Boris dem Könige Ludwig VII. eines seiner Reichspferde stahl und auf diesem sich vor seinen Verfolgern flüchtete. Marci Chronica, Cap. 71.

Heerstraße der Kreuzzüge lief zwar mehr auf der andern Seite der Donau, trotzdem sah aber auch Preßburg ohne Zweifel oftmals die fremden Kreuzfahrer. Es lag ja dem Wege nahe, der die Hauptheerstraße der Kreuzfahrer des Occidents bildete. Überdies mußten die auf Schiffen nach Semlin und Belgrad hinabgelangenden Kreuzfahrer an Preßburg vorüber. Auch das Landheer des französischen Königs Ludwig VII. zog im Gesichtskreise Preßburgs vorbei, weil sein Begleiter und Biograph Odo de Diogilo das Anlangen vor „den Thoren Ungarns" [ad portas Hungariae] erwähnt,[1]) worunter er den Beginn der Hainburg-Wieselburger Straße meint.[2]) Das allerdenkwürdigste Jahr für Preßburg in der Zeit der Kreuzzüge war jedoch das Jahr 1189. Da sah die Stadt Kaiser Friedrich I. in ihren Mauern.

Der Kaiser feierte am 28. Mai das Pfingstfest in Preßburg. Hier gelobte er in großer und glanzvoller Versammlung den Kreuzzug. Hier warb er die Kreuzfahrer zusammen. Hier übertrug er die Königsgewalt auf seinen Sohn Heinrich. Hier vertheilte er die Einkünfte seiner liegenden Güter an seine Söhne. Von hier aus nahm er Abschied von seinem Volke und Reiche und machte sich mit seinem gleichnamigen Sohne, dem Herzoge von Schwaben, ferner mit dem Markgrafen von Meißen und Sachsen, vielen fürstlichen Personen und Bischöfen, sowie mit einem wohlgerüsteten Heere nach dem Oriente gegen den Saracenen-Sultan Saladin auf.[3])

---

[1]) Igitur Metis, Wormatia, Wirceburgis, Ratispona, Patavia civitates opulentissimae tribus dietis a se invicem distant. A postremo nominata quinque dietae sunt usque ad Novam urbem; ab hac una usque ad portas Hungariae. Lib. II. Migne Tom. CLXXXV, 1212.

[2]) Diese Straße erwähnt auch die Wiener Bilderchronik als „porta."

[3]) Anno dominice incarnacionis 1189. Fridericus imperator in pentecoste generalem curiam Prehsburc (in einem Codex Prechsburc), in markia Ungarie celebrans, exercitum peregrinorum in militiam Christi coadunavit, traditisque regalibus Heinrico filio suo, divisisque pro velle suo inter filios prediorum suorum redditibus, cum collatis dignitatibus omnibusque bene dispositis, cunctis valedixit, et cum filio equivoco Swevorum duce, nec non et marchione de Misen, cum Saxonibus et multis aliis principibus et episcopis, exercitu omni militari apparatu admodum instructo et copiosissimo, in Orientem contra Saladinum Saracenorum regem et omnes crucis Christi inimicos procinctum movit, ac per Ungariam iter arripiens, multis muneribus a rege Ungarie (nämlich Béla III.) liberaliter honoratus, datis

Man kann sich vorstellen, von welcher Begeisterung, von welchem pulsirenden, bunten Leben Preßburg damals Zeuge war. Was für ein Bild mochte da die Überfuhr bieten, auf welcher die Tausende von Kreuzfahrern hinübergeführt wurden. Man nimmt an, die Zahl der Kreuzfahrer unter Friedrich habe 150,000 Mann betragen.

Der König von Ungarn, der ritterliche Béla III., empfing den vorbeiziehenden Kaiser mit seinem Kriegsvolke in Gran sehr ehrenvoll und stattete die Weiterziehenden reich aus mit Lebensmitteln, mit Wein, Mehl und Fleisch, was auch der ausländische Chronist, Otto von Freisingen, in seiner Schrift dankbar hervorhebt.

Was für Ereignisse in Preßburg sich nach dem Abzuge der Kreuzfahrer zutrugen, erwähnen die Chroniken leider nicht. Für das ganze Land tritt jetzt eine solche Periode ein, über deren Vorkommnisse kaum etwas verzeichnet wurde. Von der Regierung des Königs Emerich, die von 1196 bis 1205 gedauert hat, wissen wir so ziemlich Nichts. Selbst Meister Simon von Kéza, der in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts seine Chronik schrieb und dieser Periode noch sehr nahe stand, geht mit tiefem Schweigen über dieselbe weg. Er ist damit zufrieden, die auf Béla folgende Regierung Emerichs einfach anzuzeigen. Es scheint, daß die Händel zwischen König Emerich und Herzog Andreas eine große Uneinigkeit im Leben der Nation hervorgerufen hatten. Das Versiegen des Niederschreibens der Chroniken kennzeichnet jedenfalls nichts Gutes in der Gestaltung unserer damaligen heimischen Verhältnisse.

Mit Andreas II. brach sich in unserer Heimat eine Periode voll Wirrnissen Bahn. Mögen aber diese unter seiner Regierung das Land und namentlich Preßburg treffenden Wirrsale von welcher Art immer gewesen sein, das steht doch außer allen Zweifel, daß der Stadt unter ihm auch heitere, freudenvolle und sogar glanzreiche Tage beschieden waren.

---

etiam exercitui victualibus in copia farine, vini, carniumque in Bulgariam copias transposuit. Chronici ab Ottone Frisingensi conscripti continuatio, auctore, uti videtur, Ottone S. Blasii Monacho. Edidit Rogerus Wilmans, Pertz, XX, 320. ad an. 1189. Siehe außerdem Arnoldus Lubecensis apud Leibnitz: Scriptor. rer. Brunsv. II, 677.

So verkündet es denn auch der allgemeine Glaube in unserer Stadt, voll Freude bis zur Stunde, daß die allerlieblichste unter den nationalen Heiligengestalten, der sanfte Engel der Barmherzigkeit, die heil. Elisabeth hier geboren und hier mit dem Landgrafen Ludwig von Thüringen verlobt worden ist.

Ob die h. Elisabeth, die Tochter Andreas II. und der Gertrud von Meran, auch wirklich in Preßburg geboren ist, vermögen wir mit unumstößlichen Daten nicht zu erhärten. Die ausländischen Verfasser der Legende der h. Elisabeth sprechen über ihren Geburtsort kein Wort und die heimischen zerfallen in dieser Frage in zwei Parteien, von denen die eine Preßburg, die andere Sárospatak als die Geburtsstätte der Heiligen erwähnt.

Die letztere Partei beruft sich auf den Franziskanermönch Pelbárt aus Temesvár, der im XV. Jahrhundert gelebt hat und zu Beginn des XVI. verstorben ist, auf einen der gefeiertesten und gelehrtesten Kanzelredner und Schriftsteller seiner Zeit. Er versetzt die Geburt der Prinzessin wirklich nach Sárospatak.[1]) Woher hat aber Pelbárt diese Kunde? Pray meint, daß er dies einer älteren, damals in Ungarn noch allgemein gekannten Legende entnommen habe, worauf auch Pelbárt selbst mit seiner Angabe „so liest man es von ihr"[2]) hinzuweisen scheint. Pray hält diese Angabe Pelbárts für wahrscheinlich und erinnert an die Lebensweise der alten Könige, vermöge der dieselben vor der Zeit Karl Roberts keine bestimmte und ständige Hauptstadt hatten, sondern unaufhörlich im Lande hin und her zogen.[3])

Freilich beweist auch Pray mit der Erwähnung dieses Umstandes gar Nichts. Daraus nämlich, daß die Könige im Lande umherzogen, läßt sich auf die faktische Geburtsstätte ihrer Kinder nicht schließen. Unsere Königinnen begleiteten nicht immer ihre königlichen Gatten auf deren Rundreisen, sondern blieben daheim im Kreise ihrer

---

[1]) Elizabeth Andree regis Hungarie filia, dum nata fuisset in oppido Sorospatak, et in delitiis nutrita, omnia puerilia contempsit. In sermonibus de Sanctis, Haag 1501.

[2]) sic enim de ea legitur.

[3]) Dissertatio praevia de Sancta Elisabetha vidua, Tyrnau 1770. 1—2.



28. Die h. Elisabeth von Ungarn.
Nach dem Bilde des Simone di Martino, auch Simone Memmi genannt. (1284—1344.)

Familie. Unsere Könige hatten vom Beginne her eine bestimmte Residenzstadt. Die Könige aus dem Arpádenhause saßen zuerst in Gran, dann in Stuhlweißenburg, endlich in Ofen. Während sie sich auf Rundreisen befanden, hielten sich ihre Gemahlinnen sammt den Kindern und dem Hofstaate in diesen Residenzen auf. Man kann doch nicht voraussetzen, daß eine sich im gesegneten Zustande befindende und ihrer Niederkunft entgegenblickende Frau ihren Mann auf Reisen begleitet hat, die in diesen Zeiten lediglich zu Pferde ausgeführt wurden.

Wenn wir nun das Verwöhntsein Gertruds von Meran, ihren ins Große gehenden Luxus, ihren Hang zum Comfort und nicht minder ihren maßlosen Stolz, der sie als Sprößling aus einem der vornehmsten fürstlichen Häuser ihrer Zeit charakterisirte und der in ihrem Auftreten und Benehmen immer das Selbstgefühl

verrieth, directe von Karl den Großen abzustammen, ins Auge fassen, so verliert die Wahrscheinlichkeit sehr viel an Stärke, daß Gertrud in der ihrer Entbindung sich nähernden Zeit in Sárospatak Aufenthalt genommen habe. Es ist im Gegentheil sehr glaubwürdig, daß sie dem freudigen Ereignisse an einem solchen Orte entgegensah, wo ihren Gewohnheiten entsprechende, bequem und fürstlich eingerichtete Wohnräume zu Gebote standen und wo sie von ihrem Vaterlande nicht allzuweit entfernt war. Aus diesem Grunde ist daher die Ansicht, die h. Elisabeth habe in Preßburg das Licht der Welt erblickt, eine viel wahrscheinlichere und wird auch von dem größeren Theile der in- und ausländischen Schriftsteller bestätiget.[1])

Das Jahr, in welchem unsere Heilige geboren wurde, interessirt uns selbst für den Fall näher, wenn sie auch nicht in Preßburg zur Welt gekommen wäre. Nach ihrem Geburtsjahre können wir nämlich das Jahr ihrer Verlobung in Preßburg untrüglich bestimmen. Die deutschen Schriftsteller setzen den Tod der h. Elisabeth auf das Jahr 1231.[2]) Dieses Jahr gibt auch die Legende der Heiligen an. Andererseits wissen wir aber, daß sie im Ganzen nur 24 Jahre gelebt hat. Nach den Jahrbüchern der Landgrafen von Thüringen starb sie im Jahre 1231 in ihrem 24. Lebensjahre.[3]) Sie muß daher im Jahre 1207 geboren sein. Dieses Jahr geben übrigens auch die Annalen der Thüringer Landgrafen klar an.[4])

Da uns nunmehr das Geburtsjahr der h. Elisabeth bekannt ist, vermögen wir auch leicht das Jahr festzustellen, in dem sie in Preßburg

[1]) So Fink in der Lebensbeschreibung der h. Elisabeth in Ersch und Gruber's Allg. Encyklopädie, XXXIII. 348, wo auch als Meinung Einiger Sárospatak erwähnt wird. Ferner in der Werfer-Steck'schen großen Heiligen-Legende, 1885-er Ausgabe. 1074. Siehe auch Werfer im Wetzer und Welte'schen großen Kirchenlexicon, III, 531. — Wartburg. Das Leben der h. Elisabeth nach M. v. Schwind.

[2]) Ricobald von Ferrara sagt zum Jahre 1231: Sanctus Antonius de Padua ordinis Fratrum Minorum, et Sancta Elisabeth in Marpurg migraverunt ad Christum. Chronologia, Tom. I. Siehe Pistorius: Script. rer. Germ. 1100.

[3]) Obiit autem anno Domini MCCXXXI. anno aetatis suae 24. Pistorius: Ebenda, 1324.

[4]) Anno Domini MCCVII. Andreas in Hungaria rex . . . filiam generis sui decus, Elisabeth nomine accepit per genituram. Pistorius: Ebenda, 1371.

verlobt wurde. Bei ihrer Verlobung war sie vier Jahre alt. Dieselbe muß daher im Jahre 1211 stattgefunden haben. Davon sprechen auch ausländische Jahrbücher. Nach ihnen sandte der Landgraf Hermann im Jahre 1211 eine glänzende Gesandtschaft beider Geschlechter nach Ungarn, um durch dieselbe die ungarische Königstochter seinem erstgebornen Sohne Ludwig zu verloben.[1]) Ein anderes Jahrbuch sagt auch, daß diese Gesandtschaft im Jahre 1211 nach Preßburg zum Könige von Ungarn kam, um die Hand der jungen Prinzessin zu erbitten.[2]) Die Angabe des Mönches Siegfried muß somit verworfen werden, daß die Verlobung der Königstochter in ihrem dritten Jahre stattgefunden habe.[3])

An der Gesandtschaft nahmen, wie es sich schickte, sehr vornehme Persönlichkeiten Theil. Dies ging naturgemäß sowol aus der erlauchten Würde des Senders als auch aus der souverainen fürstlichen Hoheit der ungarischen Königsfamilie hervor. Unter den Gesandten befand sich Reinhard Graf von Mühlberg, der Mundschenk Walter von Warila, Bertha, die Wittwe des Egilolf von Beindelieben, deren Klugheit und Bescheidenheit, Schönheit und Frömmigkeit von den Chronisten sehr gerühmt wird, ferner zwei Edelfräulein und zwei Ritter.[4]) Zur Gesandtschaft gehörte außerdem ein Geleite von mindestens 30 Rossen.[5])

Es scheint, daß an dieser Gesandtschaft auch eine damals zu großem Rufe gelangte Persönlichkeit theilnahm: Klingsor von Ungarland. Sein Name deutet auf keine magyarische Abstammung. Dieser Name, unter dem er bekannt geworden ist, weist nur darauf hin, daß

[1]) Anno Domini MCCXI. Hermannus Lantgravius, — sagt deren Geschichte — famosus Princeps in Alemannia, et acer in hostes, misit solennes nuncios utriusque sexus in Hungariam, pro filia regis Hungariae, filio suo Ludovico primogenito desponsanda, quam filiam Sanctam Elisabeth iidem nuncii secum ad Thuringiam adduxerunt aetatis suae anno quarto. Pistorius, ebenda, 1321.

[2]) que adhuc sugens ubera, desponsata est Ludovico: deinde missi ad Presburg ad regem Hungariae anno MCCXI. Pistorius, ebenda, I, 1371.

[3]) Script. rer. Germ. I, 1042.

[4]) Comes Meinhardus de Nueburg et Gualterus de Vargila, dominaque Bertha, uxor Egelolfi de Bendeleiben ad Thuringiam adduxerunt. Pistorius, ebenda, 1371.

[5]) Montalembert: Leben der heil. Elisabeth v. Ungarn, 1880, 90.

er in unserer Heimat gewohnt hat. Wir werden kaum in der Annahme irren, ihn für einen Siebenbürger zu halten. Wir wissen, daß jene Flamländer, deren Schutzdämme das Meer zwischen Gravelin und der Rhein-Mündung durchbrochen hatte, auf dem durch die Petschenegen verwüsteten Königsboden sich zur Zeit des König Géza II. niedergelassen hatten. Unter ihnen mögen sich auch die Eltern Klingsors befunden haben. Der Zeitraum, der zwischen der Einwanderung der Siebenbürger Sachsen und dem Sängerkriege auf der Wartburg liegt, ist so groß, daß wir Klingsor nicht mehr als eingewanderte, sondern als bereits in Siebenbürgen geborene Persönlichkeit anzusehen haben. Daß die Wartburgsänger Kunde von ihm hatten und ihn sogar zur Entscheidung des Sängerkrieges beriefen, weist klar darauf hin, daß er in Berührung mit dem Auslande stand. Seinen Ruf in der Fremde haben offenbar ausländische Verwandte und Bekannte verbreitet. Diesen hat er der Alchemie, Astrologie und sogenannten schwarzen Magie zu verdanken. Seine Künste als Adept, Wahrsager und Zauberer machten seine Persönlichkeit bald sagenhaft, was schon die Thatsache bezeichnet, daß seine Zeitgenossen ihn für fähig hielten, in einer einzigen Nacht die weite Strecke von der Wartburg bis Siebenbürgen zu durchreiten.

Kaum war sein Ruf in das am Fuße der Wartburg liegende Eisenach gedrungen, so verewigte er denselben mit einer merkwürdigen Vorhersagung. Als die Bürger von Eisenach ihn um Neuigkeiten befragten, prophezeite er nach der Stellung der Gestirne, „daß noch in dieser Nacht sein Herr, der König von Ungarn, eine Tochter erhalten, die den Namen Elisabeth tragen und die Gemahlin eines Landgrafen von Thüringen sein werde. An deren heiligem Wandel werde sich die gesammte Christenheit erbauen und erfreuen."[1])

In dieser Form war die Vorhersagung entweder das Resultat einer schlauen Findigkeit Klingsors, die etwas als künftig eintretend ankündigte, was ihm als schon eingetreten bereits bekannt war, oder — das ist wahrscheinlicher — diese Vorhersagung wurde erst später

[1]) Roth: Chronicon Germanicum rythmicum de S. Elisabetha, Cap. 5.

erfunden. Dies geht auch daraus hervor, daß darin der Geburtsort der Königstochter, den auch die Chroniken nicht anführen, unerwähnt bleibt. Klingsor kam aus Ungarn und als ein Mann, dem König Andreas II. für seine Dienste ein jährliches Gehalt von dreitausend Mark Silber zahlte, mußte er unbedingt vom Wochenbette der Königin Kenntniß haben. So konnte er ohne Mühe auf eine Verlobung der neugebornen Königstochter mit dem Erben des Landgrafen anspielen. Es scheint auch nicht unwahrscheinlich, daß man eben am ungarischen Hofe direkt in der Umgebung der Königin, diesen Gedanken in ihm wachgerufen hat. Gertrud von Meran nahm gewiß herzlich gerne die Verheiratung ihrer Tochter mit dem thüringischen Hause in Aussicht. Der Landgraf Hermann von Thüringen und Hessen, der zugleich Pfalzgraf der Sachsen war, zählte zu den mächtigsten und berühmtesten Fürsten des XIII. Jahrhunderts. Er stand unter dem besonderen Schutze Innonenz III. Er war ein Neffe Kaiser Friedrichs, des Rothbarts, und stand mit dem Böhmenkönige Ottokar und den Dynasten von Sachsen, Baiern und der Ostmark in Verwandtschaft. Sein Land lag mitten in Deutschland zwischen der Elbe und der Lahn. Alles dies befähigte ihn zu einer großen politischen Rolle. Wenn er auch nicht Wähler des deutschen Reiches war, so entschied doch sein Einfluß bei der Wahl. Von seinem Zuthun hing der Erfolg der Kronwerber ab.[1])

Wie Klingsor auf der Wartburg angekommen war und den unmündigen Nachfolger des Landgrafen sah, faßte er sofort die Idee einer Alliance der Häuser von Ungarn und Thüringen, wenn eine solche, wie wir sagten, in ihm nicht bereits schon zu Hause am königlichen Hofe wachgerufen worden war. Ob er nun im Auftrage oder aus freien Stücken die Sache zur Sprache brachte, ist Nebensache. So viel ist gewiß, seine Worte erregten Aufmerksamkeit. Die hohe Erlauchtheit des ungarischen Königskindes und die durch die Mutter anhangende deutsche Verwandtschaft von großer Hervorragenheit legten es den Eltern sehr nahe, dem jungen Landgrafen Ludwig die Tochter der Königin Gertrud zur Gattin zu bestimmen.

[1]) Montalembert, ebenda, 83.

Die glanzvolle Gesandtschaft kam, wie gesagt, nach Preßburg, wo der königliche Hof sich damals aufhielt. Die Gesandtschaft hatte mit ihrer Mission Erfolg. Es scheint, daß Klingsor selbst der Wortführer derselben gewesen ist, der mit seiner gewandten Rednergabe den König Andreas und seine Gemahlin leicht überzeugen konnte, daß ihre Tochter die Braut eines ihr völlig würdigen Fürstensohnes sein werde. Die kleine Herzogin wurde auch factisch mit dem jungen Ludwig verlobt und die bei dieser Gelegenheit arrangirten Festlichkeiten fielen außerordentlich prächtig aus.

Drei Tage hindurch dauerten die Turniere und Tänze. Musik und Gesang erscholl überall. Als sodann die Thüringer um ihre Entlassung baten, übergaben die königlichen Eltern ihnen ihr kaum vier Jahre altes Kind, das mit einem gold- und silbergestickten Kleide angethan und in eine von purem Silber verfertigte Wiege gelegt worden war. Der König vertraute sein scheidendes Kind zumeist der ritterlichen Ehre Walters von Varila an. Die Königin empfahl unter Thränen ihr Töchterchen der Fürsorge dieses edlen Ritters.

Bevor die Gesandten aus Preßburg schieden, erhielten sie vom Könige und der Königin reiche Geschenke theils für sich, theils für den Landgrafen Hermann, theils als Morgengabe der Braut. Die damaligen Chronisten verzeichnen der Reihe nach diese Geschenke und bemerken, daß man in Thüringen niemals schönere und werthvollere gesehen habe. Unter den Kostbarkeiten gab es viele schöngeformte Gold- und Silbergefäße, aus Elfenbein geschnitzte Schränke, mit Juwelen geschmückte Diademe und Kränze, Ringe und Gürtel voll Edelgestein, mit purpurrother Seide besetzte Leibwäsche und Kleider in großer Menge, eine silberne Badewanne, sowie sechs Rosse von seltener Schönheit, deren Werth mehr als tausend Gulden betrug und die Andreas vornehmlich für den Dienst seiner Tochter bestimmt hatte. Die Königin fügte ihrerseits den Geschenken ihres Gatten tausend Mark bei und versprach, daß sie, falls Gott ihr das Leben schenke, diese Summe einst verdoppeln werde.[1])

---

[1]) Theodoric. Thuring. Katona: Hist. Crit. V, 153.

Die auf zwei Wagen nach Preßburg gelangte Gesandtschaft reiste mit dreizehn Wagen zurück, so sehr hatte sich das Gepäck angehäuft. Mit der kleinen Herzogin zogen auch dreizehn edle ungarische Fräulein mit, die Landgraf Hermann alle in Thüringen verheiratete. Ein Ahne der Forchtenau, Ritter Berthold, dessen Vorfahren unter Géza II. eingewandert waren und ein Stammgut als königliche Schenkung empfangen hatten,[1]) war der Reisemarschall der scheidenden Herzogin. Er blieb mit seiner Frau über ein Jahr in Thüringen und vertrat dort Ungarn mit verschwenderischem Luxus.[2]) Im Geleite der Herzogin befanden sich auch einige vornehme ungarische Herren, wie wir dies aus einer Urkunde Béla IV. aus dem Jahre 1244 wissen. Nach dieser Urkunde waren Wolf und David Begleiter der königlichen Jungfrau auf ihrem Wanderzuge und blieben, so scheint es, bei ihr auch bis zu ihrem Tode. Als sie später nach Ungarn zurückkamen, erbaten sie vom Könige die Erlaubniß, auf ihrem Besitze nach dem Namen und zu Ehren der h. Elisabeth eine Pfarre stiften zu können. Nachdem der König hiezu die Erlaubniß ertheilt hatte, stifteten Wolf und David die Kirche zur h. Elisabeth und bestimmten als Gläubige dieses Gotteshauses gemäß der königlichen Genehmigung die Einwohner von Kapuzd, Igrecz (das heutige Igrám), Chatey (das heutige Csataj), Borsa und Bahun (das heutige Báhony).[3]) Der Ort, wo das oben=

[1]) Fejér: Cod. Dipl II, 184. VII. V, 119. 121. Und Emerich Nagy: Ödenburger Diplom. (ung.), I, 1. 3.

[2]) König Béla der jüngere sagt in seiner Urkunde vom Jahre 1280: Bertholdus Regi et Regno utilis et fidelis extitisse dinoscitur, idem per circulum anni extra Regnum cum sorore nostra ex mandato patris nostri in Thuringia una simul cum uxore sua in grauibus expensis et famosa conuersatione ad honorem tocius Regni commendabiliter laborauerit. Wenzel: Neues Dipl. d. Árpádenzeit, (ung.), VI, 485.

[3]) cum beata Elyzabet — sagt König Béla IV. — soror nostra in Christo karissima in regno Turingie maritali viduata esset consorcio, antequam animam meritis plenam felicibus tradidisset bonis inhesuram perhempnibus, quidam, qui ex regnicolis nostris illuc secum sue desponsationis tempore iuerant, ad nos reuersi fuissent videlicet Farcasius et David in retribucionem seruiciorum suorum eidem sorori nostre beate Elyzabet inpensorum, humili cum instancia a nobis petiuerunt, ut in possessione eorum in nomine et honore eiusdem beate Elyzabet ecclesiam possint construere et edificare, et ut in ea laudes deo

erwähnte Gotteshaus erbaut wurde, ist das heutige Kapellen im Preßburger Comitate.

Auf fremder Erde wurde die Königstochter groß. Mit dem Landgrafen Ludwig trat sie 1221 in die Ehe und ihr Leben war immerdar der Sänftigung der Nothleidenden geweiht.[1]) Die Kirche verehrt Elisabeth als Heilige. Wenn Tausende und Tausende ihre Tugenden, ihre barmherzigen Thaten, ihren gottergebenen Lebenswandel preisen, so strahlt auch der Wiederschein jenes Ruhmes auf die Nation, aus der sie hervorging, und auf die Stadt zurück, wo sie geboren war oder mindestens ihre erste Kinderzeit verlebt hat.

---

debite queant persolui, sine preiudicio aliorum parochiam dare et limitare dignaremur eidem. Vaterl. Dipl. (ung.) 11. Außerdem Pray: Vita S. Elisabethae, 23. und Fejér: Cod. Dipl. IV. I, 339. An den beiden letzteren Stellen mangelhaft.

[1]) Die reiche Litteratur ist in der Allg. Encyklopädie von Ersch und Gruber im XXIII. Bande, S. 355—357 und bei Justi: Elisabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen und Hessen, S. XVIII—LXXVIII, aufgezählt. Mit großer Liebe und geistigem Schwunge schrieb Graf Montalembert in unserer Zeit das Leben der Heiligen. Für die große Sammlung Acta Sanctorum der Bollandisten kommt das Leben der heiligen Elisabeth erst unter die Presse.



29. Das St. Elisabethsiegel der Stadt Kaschau. 1381.

X.

Die Ereignisse des XIII. Jahrhunderts. Der Tatareneinbruch. Die Heeresorganisation der Tataren. Der Hauptgrund ihrer Kriegserfolge. Das Schicksal Preßburgs während des Tatareneinbruches. Neue Bauten.

Um ein Jahrzehnt vor der Mitte des XIII. Jahrhunderts trat in Mitteleuropa ein Ereigniß von großer Tragweite ein, das auch in unserer Heimat eine kritische Wendung hervorrief. Staat und Nation wurden davon erschüttert und auf einen Augenblick schien es, als ob Beide rettungslos und für immer im Ansturme dieser furchtbaren Gefahr untergehen sollten.[1])

Im Frühlinge des Jahres 1241 nämlich erschien in den Durchzugspässen der nördlichen Karpathen ein streitbares Volk in mächtiger Anzahl. Die Körper- und Gesichtsbildung verriethen bei den Ankömmlingen die asiatische Race, denn der kurze Schädel mit den schiefen Zähnen (brachykephal-prognath), die plattgedrückte Stumpfnase, das bartlose Kinn, die vorstehenden Backenknochen, die bis ins dunkelbraun schattirte, ledergelbe Gesichtsfarbe, das glatte, schlichte Haar, die kleinen Augen, die aufgetriebene Brust, die kurzen Beine bezeugten

[1]) Selbst Béla IV. drückt sich in einer an den deutschen König Konrad gerichteten Urkunde von 1241 aus, quod iam non solum agitari fluctibus videatur fidelium navicula, sed submergi. Hormayr: Die goldene Chronik von Hohenschwangau, II, 65. Wenzel: Neues Dipl. der Arpádenzeit (ung.), II, 126.

unverkennbar den mongolischen Typus.[1]) Alle waren beritten und saßen auf niederen, mageren, jeder Entbehrung Stand haltenden, aber auch andrerseits sehnigen, ausdauernden, flinken und leicht lenksamen Rossen.[2]) Um ihre Pferde für bergige und steinige Gegenden ausdauernder zu machen, verstärkten sie den Huf derselben mit Hufeisen.[3]) Die Krieger selbst saßen in Sätteln und hatten in Steigbügeln ihren Halt.[4]) Ihre Kleidung war aus Stierhäuten schuppenartig angefertigt.[5]) Den Kopf bedeckte eine Lederhaube.[6]) Auf ihren Schultern hingen Pfeile.[7]) An der Seite trugen sie einen krummen Säbel[8]) und in ihrer Hand eine Lanze. Einige Abtheilungen waren sogar mit Beilen und Äxten bewaffnet.[9])

---

[1]) „Gar erschrecklich ist der Anblick ihrer Gesichter, ihre Füße sind kurz, aber ihre Brust ist enorm, das Gesicht breit, ihre Haut weiß, ihr Kinn unbehaart, die Nase platt, die Augen klein und sie stehen immer eines vom anderen etwas entfernt." So beschreibt sie der gleichzeitige Dechant Thomas von Spalato in seiner „Historia Salonitanorum" XXXVIII. Cap.

[2]) „Ihre Pferde sind niedrig, aber stark, können Hunger und Strapazen aushalten . . . wenn sie drei Tage hindurch in Einemfort angestrengt waren, so genügt dann ein wenig dürrer Stengel als Futter." An anderer Stelle: „Ihre Pferde sind derart abgerichtet, daß wo immer hin sie einer ihrer Reiter führt, alle anderen wie Hunde nachfolgen." Dechant Thomas, ebenda, XXXVIII. Capitel.

[3]) Dechant Thomas behauptet wol, daß ihre Pferde „auf Felsen und Steinen ohne Hufeisen so gehen, als wenn sie wilde Ziegen wären" (ebenda, XXXVIII. Cap.) Wir haben jedoch keinen Grund, die Anwendung der Hufeisen zu bezweifeln, nachdem die orientalischen Völker bereits Jahrhunderte vorher für ihre Pferde Hufeisen verwendeten. Auch unsere Vorfahren gebrauchten sie.

[4]) Den Steigbügel erwähnt Dechant Thomas nicht und sagt vom Sattel, daß die „Tataren nach der Art der Bauern (ohne Sattel) reiten." (XXXVIII. Cap.) Doch auch hierin können wir seiner Behauptung nicht folgen, denn Sattel und Bügel ist eine uralte Erfindung bei orientalischen Völkern. Nicht nur allein bei den Magyaren des IX. und X. Jahrhunderts, auch bei den Hunnen und Avaren finden wir dieselben im Gebrauche. In dem Avarengrabe von St. Endre hat man einen Bügel gefunden. Auch erwähnt ein anderer Augenzeuge des Tatareneinbruches, Meister Roger, daß ein vom Streiche des Herzogs der Ostmark niedergestreckter tatarischer Anführer aus dem Sattel (de sella) herabsank und starb. Carmen Miserabile, XXIII. Cap.

[5]) „Ihre Bewaffnung war ein aus Stierhäuten schuppenartig gemachter, trotzdem aber undurchdringlicher und sicherer Harnisch". Dechant Thomas, ebenda, XXXVIII. Cap.

[6]) „Sie tragen Hauben von Eisen und Leder." Ebenda, XXXVIII. Cap.

[7]) „Ihre Köcher und Bogen tragen sie nach Art der Soldaten." Ebenda, XXXVIII. Cap.

[8]) „Sie haben krumme Säbel." Ebenda, XXXVIII. Cap.

[9]) Alle diese Waffen werden sowol vom Dechant Thomas als vom Meister Roger erwähnt.

Man sah es Allen an, daß sie gute Reiter waren, denn sie saßen nicht nur sicher und leicht auf ihren Pferden,[1]) sondern kannten dabei auch keinerlei Terrainhindernisse.[2]) Binnen einem Tage legten sie eine Entfernung zurück, die andere Reiter in drei Tagen nicht erreichen konnten.[3]) Außerdem waren sie ausgezeichnete Fechter und Schützen. Vom Pferde aus vermochten sie im Trabe, ja sogar im Galopp, nach jeder Richtung hin mit ihren Pfeilen sicher zu treffen.[4]) Bei directem Angriff schwangen sie mit großer Geschicklichkeit ihre Säbel und verwandten ihre Lanzen.[5]) Wenn es die Nothwendigkeit erheischte, so traten sie ihren Gegnern auch zu Fuße erfolgreich entgegen.[6])

---

[1]) „Tartari equites sunt agiles“ sagt der Verfasser des Papiercodex aus dem XIII. Jahrhunderte.

[2]) „Auf Felsen und Steinen klettern sie wie Ziegen.“ Dann heißt es: „Es gibt kaum ein so reißendes Wasser, das sie hindern würde, es auf ihren Pferden durchzuschwimmen. (Thomas, XXXVIII. Cap.) Ihr Anführer Kajdan kam nicht wie auf einer Straße, sondern wie in der Luft daher, auf unwegsamen Pfaden, die unwirthlichsten Gebirge übersteigend, wo noch nie ein Heer marschirt war.“ Ebenda, XL. Cap.

[3]) Nach Meister Roger brachen sie in den Fasten des Jahres 1241, am 12. März ein und kamen schon Pest bis auf einen Ritt von einem halben Tage nahe. Carmen Miserabile, XVI. und XXI. Cap. In 72 Stunden hatten sie somit fast ebenso viel Meilen zurückgelegt.

[4]) „longius iaciunt sagittis, quam cetere consueverint nationes, et in prima congressione belli, sicut dicitur, non sagittare, sed quasi pluere sagittas videntur.“ Angabe des Mönches Julian aus dem XIII. Jahrhunderte. Bezüglich ihres Bogenschießens enthalten unsere anderen Quellen lehrreiche Angaben: „Die niedermetzelnden Pfeile der Tataren trafen unfehlbar und verursachten sicheren Tod, denn es gab keinen Harnisch, keinen Panzer, kein Schild, den der von Tatarenhand abgeschossene Pfeil nicht durchdrungen hätte.“ Dechant Thomas, ebenda, XXXVII. Cap. Ihre große Geschicklichkeit im Pfeilschießen erwähnt auch der Verfasser des früher angezogenen handschriftlichen Papier-Codex aus dem XIII. Jahrhunderte, aus dem zugleich hervorgeht, daß sie ebenso sicher nach Rückwärts als nach Vorwärts schossen. „Tartari . . . . in armis, precipue arcubus bene docti.“ Weiter: „quos (sagittas et arcus) proiiciunt fortiter et directe, et sunt ita docti in arte sagittandi, quod eorum sagitte fere penetrant omne genus armorum . . . persequi vero illos est valde periculosum, quum retrograde sagittas iaciunt fugiendo, et equos et homines vulnerant et occidunt.“ Meister Roger erwähnt die „vergifteten“ Lanzen, Säbel und Pfeile im XXIX. Capitel, doch haben wir dies offenbar nicht im genauen Sinne des Wortes zu nehmen.

[5]) „Tartari in facto armorum sunt strenui bellatores.“ Der Verfasser des Papier-Codex des XIII. Jahrhunderts. Wenn der Dominikanermönch Julian im XIII. Jahrhunderte sagt: „gladiis et lanceis dicuntur minus apti ad bellum“ so gibt er uns damit zweifellos zu verstehen, daß ihre Hauptwaffe nicht der Säbel und Speer, sondern der Pfeil war.

[6]) So thaten sie es bei Klissa, wo sie „von ihren Pferden absprangen und

Dieses Volk, diese Krieger waren die **Tataren**. Von ihnen zeichnen die damaligen Chronikenschreiber ein so schreckhaftes Bild, daß wir uns dieselben nicht anders als eine „Schaar von Dämonen" vorstellen können. Solche von den Chronisten entworfene Bilder entbehren manchmal der Treue. Oftmals wenn sie unter dem Eindrucke der Furcht oder des ausgestandenen Schreckens verfaßt sind, weisen sie Übertreibungen auf. So geschah es auch thatsächlich, davon sind wir überzeugt, bei der Darstellung der „hundsköpfigen Tataren," wenn es auch noch so wahr bleibt, daß Blut und Verwüstung überall ihre Spur bezeichnet haben, wo sie auf ihrem Kriegszuge hingelangten.

Vor allem fällt auf, daß ihre Menge, die gleichzeitige Urkunden mit einem Wander-Heuschreckenheere auf der Pußta vergleichen,[1]) nicht wie bei einem „wilden Volke" in ungeordneten Massen vorrückt. Ihre Kriegsmacht war nach einer nicht zu verkennenden taktischen Eintheilung gegliedert, denn das Heer bestand nur aus Brigaden, die sich unter schwarz-weißen Fahnen aneinanderreihten.[2]) Die Basis der Brigade ruht auf dem Decimal-Systeme, nach welchem zehn Kämpfern je ein Tatare und je hundert Tataren ein Anführer vorstand.[3]) Dadurch werden zwei Dinge zweifellos: erstens, daß die Brigaden nicht nach Stämmen, Geschlechtern oder Familien zusammengestellt wurden, da sie sonst nicht so gleichförmig sein konnten; zweitens, daß die Eintheilung unbedingt das Vorhandensein einer Reserve voraussetzt, so oft es die

---

auf Händen den großen Felsen hinaufzuklettern begannen . . . Mann gegen Mann kämpfend gelangen sie bis zur Spitze, plünderten die Häuser und zogen mit nicht geringer Beute ab. Thomas, ebenda, XL. Cap. Wenn dementgegen der Papier-Codex aus dem XIII. Jahrhunderte sagt: pedites non possunt incedere nisi pigre (Wenzel, VII, 547), ist es klar, daß wir dies so zu verstehen haben, daß das Fechten zu Fuße nicht ihre ordentliche Gewohnheit war.

[1]) barbare nationes, que se Tartaros appellant, de plaga orientali velut locuste ex heremo prodeuntes. Urkunde Béla IV. aus dem Jahre 1241. Wenzel, Neues Dipl. der Árpádenzeit (ung.), II, 126.

[2]) „Ihre Fahnen sind kurz und mit schwarzer und weißer Farbe gesprenkelt und an der Spitze einiger befindet sich ein Knopf aus Baumwolle." Dechant Thomas, ebenda, XXXVIII. Cap.

[3]) „Taliter enim suum cuneum ordinant, quod X. hominibus unus Thartar preest, item centum hominibus unus centurio preest." Nach einem Briefe des Mönches Julian aus dem XIII. Jahrhunderte.

Nothwendigkeit erforderte, die in den Schlachtreihen entstandenen Lücken auszufüllen.[1]) Dieser Umstand setzt aber auch außer allen Zweifel, daß sie weder beim Marschiren, noch während des Kampfes in geschlossener Masse zusammenstanden. Sie bildeten von einander getrennte wirkliche Schlachtreihen, die nach dem Terrain und nach der Größe des entgegenstehenden Feindes sich zu umfangreicherer oder geringerer Entfaltung als geeignet erwiesen und beim Rückzuge, ja sogar im Falle einer Niederlage sich nicht auflösten.[2]) Die strategische Architectur ihres Heeres war demnach in ihrem Wesen immer dieselbe, aber bei der praktischen Ausführung fast immer voll Wechsel. Daß die Tiefe der Schlachtreihen mehr ins Auge fiel und die zwischen den aufgestellten einzelnen Brigaden gelassenen Lücken hingegen weniger merkbar sein mußten, können wir daraus folgern, daß die Zahl ihrer Streiter geringer erschien, als es wirklich der Fall war.[3]) Hinter den Schlachtreihen folgten die Reserve, die Bagage und die Heerden der Nutzthiere.

Schon der Umstand, daß wir in den Händen der Streiter Pfeile, Säbel, Lanzen, Äxte sehen, überzeugt uns zur Genüge davon, daß in diesem Heere Arbeitsvertheilung herrschte. Es läßt sich nämlich nicht leicht glauben, daß ein und derselbe Kämpfer die Lanze, den Säbel, den Bogen mit den Pfeilen und die Axt gebraucht habe. Die heutigen Don-Kosaken, die den Tataren zunächst stehenden Nachfolger, ja auch unsere Uhlanen sind wol mit Lanze, Säbel, Pistolen und Karabiner bewaffnet, aber die Verwendung der modernen Schußwaffe ist unverleugbar leichter und einfacher als der Gebrauch der alten Schußwaffe, der Armbrust. Das Anspannen und Abschnellen des Bogens erforderte nervige und beide Arme des Kämpfers. Die mit Äxten und Beilen Bewaffneten

[1]) „si forte contingeret, eorum aliquem diminui propter bellum, possit restitui sine mora." Brief des Mönches Julian aus dem XIII. Jahrhunderte.

[2]) Der Verfasser des Papier-Codex aus dem XIII. Jahrhunderte sagt: „in campo belli contra inimicos suos (sunt) per acies ordinati." Ferner: „Quando Tartari debellantur, omnes simul fugiunt per turmas et acies ordinatas."

[3]) „Non est magne apparencie exercitus Tartarorum, qui omnes simul et congregati incedunt, ita quod acies mille Tartarorum quingentorum apparenciam non habebit." Der Verfasser des Papier-Codex aus dem XIII. Jahrhunderte.

zählten somit gewiß nicht zu den Bogenschützen. Sie waren nichts anderes als die Pionniere des heutigen Heerwesens. Sie gingen dem Kerne des Heeres voran und hatten die Aufgabe zu erfüllen, die zur Zeit die Pionniere ausführen. Sie bahnten dem Hauptheere den Weg, lichteten Waldesdickichte, räumten die natürlichen, oder durch den Gegner errichteten Barricaden[1]) bei Seite, untersuchten die Furten,[2]) verfertigten bei der Übersetzung größerer Flüsse die aus Ruthen geflochtenen Kähne,[3]) und entwickelten dabei überall eine staunenerregende Geschicklichkeit.[4]) Sie spionirten zugleich das feindliche Land, dessen Volk und natürliche Verhältnisse aus, so daß die oberste Leitung des Heeres immerfort verläßliche Anordnungen treffen konnte.[5])

Wenn gegen die auf uns herabgelangten Nachrichten nichts einzuwenden ist, so können wir behaupten, daß das tatarische Heer auch eine eigene Artillerie hatte. Es gebrauchte thatsächlich Maschinen zum Einrennen der Mauern,[6]) obwol wir trotzdem es nicht behaupten

---

[1]) „Es waren aber vierzigtausend Beilträger, die dem Heere vorangingen, Wälder ausrodeten, Wege ebneten und jedes Hemmniß vor den Einhermarschirenden entfernten." Dechant Thomas, XXXVII. Cap.

[2]) „Als (der Anführer Kajdan) erfahren hatte, daß das Wasser, das die Stadt vom Lande trennte, wegen der Tiefe des Schlammes unübersetzbar war, zog er sich von da zurück." Dechant Thomas, XL. Cap.

[3]) „Wenn sie auf ein nicht zu durchschwimmendes Wasser stoßen, so flechten sie sofort aus Ruthen kahnartige Körbe, legen sie mit Häuten aus, füllen dieselben mit ihrem Gepäck an, setzen sich dann hinein und steuern über das Wasser beherzt hinüber." Dech. Thom., XXXVIII. Cap.

[4]) „Über die Barricaden, die der König (Béla IV.) errichtet hatte, stiegen sie so leicht darüber, als wie wenn diese nicht aus ungeheuren Fichten- und Eichenstämmen, sondern aus nichtssagenden dürren Stengeln zusammengetragen und aufgeworfen wären und diese brechen sie so schnell zusammen und zünden sie an, daß sie ihrem Durchkommen keinerlei Hinderniß mehr bieten." Dech. Thomas, XXXVII. Cap. Die Zerstörung der Barricaden erwähnt auch Meister Roger im XVI. Cap.

[5]) Richtig bemerkt Szalay, daß die mongolisch-tatarischen Kriegsschaaren Ungarn im Jahre 1241 nicht blindlings überschwemmt, sondern nach einem vom Anfange an bestimmten Plane besetzt hatten. (Gesch. Ungarns (ung.) II, 42.) Hammer-Purgstall (Geschichte der goldenen Horde) und Majláth (Hormayr und Mednyánßky: Taschenbuch für vaterl. Geschichte, Jahrg. 1821. II, 162.) finden ihren Feldzugsplan großartig.

[6]) „Die Tataren stellten aber bei dem Brückenkopfe von Sajó sieben Maschinen auf und schlugen die Ungarn weit zurück, sie mit ungeheuren Steinen bewerfend." Dechant Thomas, XXXVII.

und auch nicht glauben, daß sie diese Maschinen als Gegenstände ihrer ordentlichen Heeresausrüstung mit sich geführt hätten. Sie nahmen sie offenbar nur in Gebrauch, wo zu deren Herstellung kein Mangel an Material war. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß Artillerie und Pionniere in einer und derselben Heeresabtheilung beisammen waren.

Der Umstand, daß sie bei gegebenem Anlasse, wo das nöthige Material vorhanden war, Belagerungsmaschinen anfertigten, liefert den offenen Beweis, daß bei ihnen militärische Handwerksthätigkeit einen nicht eben unbedeutenden Zweig der Heeresorganisation bildete. Es befanden sich ohne Zweifel Zimmerleute, Wagner, Schwertfeger, Schmiede, Bogen- und Pfeilverfertiger, Schuster, Schneider, Kürschner, Sattler und andere verwandte Handwerker im Heere.[1]) Bei einem so großen Unternehmen, wie es das der Tataren war, wäre es stark aufs Spiel gesetzt gewesen, die Waffen nur im Wege der Brandschatzung aufzubringen. Das ließ sich aber auch schon darum nicht ausführen, weil sie ihre Schlachten nicht mit Waffen jeder Art ausfechten konnten. In Europa hätten sie nur europäische Waffen durch Brandschatzung erhalten, also keine krummen, sondern gerade Säbel und keine solchen Pfeile, an die sie gewöhnt waren.[2]) Harnisch, Panzer, Schild

---

Cap. „Das Schloß von Wardein schlossen sie ein und stellten der neuen Steinmauer gegenüber sieben Maschinen auf und warfen mit denselben Tag und Nacht unaufhörlich Steine, bis die neue Mauer eingestürzt war." Roger, XXXIV. Cap. „Das Kloster von Egres belagernd wandten sie gegen dasselbe viele Maschinen an." Roger, XXXVII. Cap. „Bei Gran stellten sie bis dreißig Maschinen her und errichten aus Faschinen eine Wand und hinter dieser Wand bringen sie die dreißig Maschinen, so daß sie auf die Stadt und die Holzthürme Tag und Nacht Steine schleudern konnten . . . und nachdem die Tataren die Holzbefestigungen zerstört hatten, warfen sie mit ihren Maschinen mit Erde angefüllte Säcke, um die Gräben auszufüllen." Roger, XXXIX. Cap.

[1]) Wenn wir beim Dechant Thomas lesen, daß sie „aus den heiligen Gewändern ihren Kebsdirnen und Weibern Frauenröcke machen" (Cap. XXXVIII.), so können wir daraus auf das Vorhandensein des Schneiderhandwerkes schließen. Wenn aber diese Kleideranfertigung die Aufgabe des zum Heere gehörenden Weibervolkes bildete, so gehörte dazu gewiß nicht die Herstellung lederner, schuppiger Gewänder. Diese lassen nothwendigerweise auf in ihrem Handwerke erfahrene Schuhmacher und Riemer schließen.

[2]) „Ihre Pfeilbolzen sind um vier Finger länger als die unsrigen und mit einer Spitze von Eisen, Knochen oder Horn versehen. Die Einkerbung unten am Pfeile ist so gering, daß die Sehnen unserer Armbrüste gar nicht hineinpassen." Dechant Thomas, XXXVIII. Cap.

und Eisenhemd waren solche Schutzwaffen, von denen sie keinen Nutzen zu erwarten, sondern im Falle ihres Gebrauches nur Schaden und Verderben zu gewärtigen hatten. Die westeuropäische Bewaffnung wäre ihnen nicht handlich gewesen. Das Führen des geraden Schwertes verstanden jene kaum hinreichend, die mit dem orientalischen krummen Säbel kämpfen gelernt hatten. Wer für den Hieb eingeübt war, mußte sich zum Stiche mit dem geraden Schwerte ganz ungeschickt anlassen. Von der Länge und Schwere der Lanze hing die sichere Gewandtheit im Gebrauche der letzteren ab. Von der Qualität des Pfeiles war die Treffsicherheit des Schützen bedingt. Dies Alles bezeugt, daß der Spur des Tatarenheeres geordnete Abtheilungen militärischer Handwerker folgten.

Daß ein Haufe Weiber und Kinder dem Tatarenheere anhing, das geben gleichzeitige Quellen klar an.[1]) Diese Weiberschaar hatte offenbar für die gewohnte Verpflegung, Speisebereitung zu sorgen. Aus diesem Grunde sind jene Angaben, daß die Tataren sich von den Leichen ihrer Gegner nährten, entweder übertrieben oder, wenn so etwas dennoch vorgekommen ist, geschah es nur sehr ausnahmsweise in stark bedrängter Lage und im Falle der härtesten Noth. In Ungarn mag es kaum stattgefunden haben. Der Tatare und sein Roß fanden schon an sehr wenig Speise ihr Genüge. Der Kumiß, dieses aus gegohrener Roßmilch und Blut angefertigte geistige Getränke, war ein ständiges Gericht des tatarischen Tisches.[2]) Dieser Trank löschte einerseits den Durst und ernährte andererseits wieder den Magen. Aus diesem Grunde zogen hinter dem Heere aus rein wirthschaftlichen Zwecken Heerden von Stuten, Kühen und Schafen einher.[3])

---

[1]) „Die Weiber der Tataren sind nach der Art ihrer Männer ausgerüstet und ziehen todesmuthig mit ihnen in die Schlacht." Dech. Thom., XXXVII. Cap. Nach Meister Roger hatte Bathu seine ganze Familie um sich. Cap. XX. Nach dem Verfasser des Grazer Papier-Codex aus dem XIII. Jahrhunderte war bei den Tataren die Vielweiberei („uxores ducunt plures") im Schwunge.

[2]) „An Speisen fast nicht denkend, leben sie nur der Grausamkeit; sie scheuen den Genuß des Brodes; essen das Fleisch reiner und unreiner Thiere und trinken eine mit Roßblut geronnene Milch." Dechant Thomas, XXXVIII. Cap.

[3]) „Quando Tartari ingrediuntur terram, in qua credunt victualium penuriam invenire, ducunt secum equas, vaccas et alia animalia, et de

Ihre Taktik fällt aber noch mehr ins Auge. Sie bestand darin, ihre Gegner durch Kriegslisten, anscheinende Rückwärtsbewegungen und durch ein einer Flucht ähnliches Davonreiten zu täuschen und sodann durch plötzliches Umkehren in Verwirrung zu bringen, um hernach auf den Angriff zu übergehen.[1]) Mit ihren jähen und unerwarteten Überrumplungen stellten sie dem Gegner Fallen, umzingelten ihn und hieben ihn zusammen.[2]) Listen und Finten waren bei ihnen mit vieler Geistesschärfe erdacht und durchgeführt[3]) und mit Hilfe derselben kamen sogar solche Städte und Burgen in ihre Gewalt, die sie mit roher Kraft allein niemals hätten einnehmen können.[4]) Ihr Kriegs-

eorum lacte vivunt, et carnes equorum comedunt quando habent." Der Verfasser des Grazer Papier-Codex aus dem XIII. Jahrhunderte.

[1]) „quando vident homines dissolute sequentes, se vertunt continuo super illos, et sepe accidit, qui triumphum tenuerunt, debellantur." Ebenda.

[2]) So geschah es auch in der Schlacht bei Muhi. „Das ungeheure Tatarenheer, schreibt Dechant Thomas im XXXVII. Cap., schloß wie eine Ringelreihe das ganze ungarische Lager ein und dann begannen sie von allen Seiten her mit ihren Armbrüsten zu schießen, während andre in das Lager hinein, Feuer zu werfen, trachteten."

[3]) Den Bischof Benedikt von Wardein führten sie dadurch irre, daß sie auf ihre Reserve-Pferde offenbar aus Strohbündeln gemachte Popanze setzten. Meister Rogerius XXVII. Cap. Bei Muhi schlugen sie im Angesichte des Ungarnheeres an einem solchen Orte ihr Lager auf, der von Wasser und Morast umgeben war, so zwar, daß sich die Ungarn für gänzlich gesichert hielten, da sie die feste Überzeugung hatten, die Tataren vermöchten ohne Brücke nicht über das große Sumpfterrain zu gelangen. Nun gerade darauf hatten die Tataren gerechnet, die „fern vom Heere eine Furt aufgespürt hatten, in einer Nacht mit Mann und Maus dieselbe durchzogen, am frühen Morgen die große Heerschaar des Königs einschlossen und einem Hagelwetter gleich ihre Pfeile abzusenden begannen." Meister Rogerius XXVIII. Cap. Dieses Vorgehen erwähnt auch der römische Kaiser Friedrich II., in seinem vom 3. Juli 1241 datirten Briefe an den König von England, nach welchem sie irruerunt raptim in aurorae crepusculo Tartarorum praeambuli, et subito castris Hungarorum circumdatis, erschrecklich mordeten. Math. von Paris, Hist. Angl. 377. Auf ähnliche Weise führten die Tataren auch die Leute auf einer befestigten Insel irre, die sie eingeschlossen hatten, und, „da man nach ihren Maßnahmen denken konnte, daß sie die Insel auf dem Wasserwege erkämpfen wollten, so lief alles Volk der Insel, getäuscht, an den bedrohten Stellen zur Abwehr zusammen. Die Tataren bestürmten aber von ganz anderer Seite die ohne Bewachung gelassenen Thore, nahmen dieselben und zogen in die Insel ein, wo sie keinen der Unseren antrafen, der nur einen Pfeilschuß gethan oder zu Fuße oder zu Pferde ihnen entgegengestanden wäre." Rogerius, Cap. 34.

[4]) „Tartari sunt valde subtiles et ingeniosi et sagaces ad expugnandum

plan brachte öfters den überraschten Gegner in solche Verwirrung, daß dieser gar nicht mehr an Vertheidigung dachte, sondern eiligst die Flucht ergriff. In offener Feldschlacht warteten die Tataren außerdem das Handgemenge gar nicht ab,[1]) sondern eröffneten schon von weitem dieselbe mittelst Pfeilschießens,[2]) entschieden später mit Säbel und Lanze den Ausgang[3]) und endigten das Treffen schließlich durch nachhaltige Verfolgung.[4]) Einzelne Angaben schließen jeden Zweifel aus, daß sie in ihren strategischen Bewegungen, beim Vorgehen und beim Angriffe, ungemein vorsichtig waren. Galt es Flüsse zu übersetzen, so recognoscirten sie dieselben vorher. Ihre eigene Stärke verglichen sie immer mit der des Gegners,[5]) und wenn sie diese in einer gedeckten Stellung durch ihr geübtes Augenmaß nicht erfahren konnten, so reizten sie durch Streifcorps den Gegner an, sich aus derselben zu entwickeln.[6]) Die

---

et capiendum civitates et castra." Der Verfasser des mehrerwähnten Papier-Codex.

[1]) „si placuerit eis, prelium inchoabunt, si vero prelium voluerint evitare, inimici cum eis non poterunt inire conflictum." Ebenda.

[2]) „Das Tatarenheer wartete niemals das Handgemenge ab. Nach seiner Gepflogenheit schoß es Pfeile auf den Feind ab, wobei es ungemein schnell ritt." Dechant Thomas, XXXVII. Capitel. Nach dem Verfasser des mehrerwähnten Papier-Codex: „Tartari semper querunt prerogativam contra inimicos suos, et avantagium . . . habent prerogativam inter alias naciones, quod . . . si placuerit eis, prelium inchoabunt."

[3]) Von der Schlacht bei Muhi sagt Meister Roger, daß „auf den Feldern und Straßen unzählige Leichen lagen. Einem Theile derselben war der Kopf abgehauen, dem anderen die Glieder zerstückelt." Cap. XXX.

[4]) „Die unerhörte Grausamkeit der Tataren dachte gar nicht an Raub und hielt weniger auf jede Plünderung von Schätzen, sondern schnaubte nach der Niedermetzlung von Menschen . . . . Sie begannen dieselben mit ihren Lanzen von Rechts und Links zu durchstoßen, mit den Säbeln zu köpfen, keinerlei Erbarmen gegen Jemand übend, sondern jeden wie ein Thier niederhauend." Dechant Thomas, XXXVII. Cap. Meister Roger sagt dasselbe: „Für die Gold- und Silbergefäße, für die Seidengewänder und anderen Kostbarkeiten, welche die Flüchtlinge auf offenem Felde oder im Walde zurückließen, um Vorsprung zu schleunigerer Flucht vor den nachsetzenden Tataren zu gewinnen, gab es Niemand, der es aufgerafft hätte. Die Tataren schienen lediglich auf das Tödten der Menschen auszugehen und nicht das Mindeste auf Beute zu achten." XXX. Cap.

[5]) „Als die Tataren bemerkten, daß (die Schaaren des Bischofs von Fünfkirchen und des Gespans Ladislaus) ihrer viele waren, kehrten sie um." Roger, XXIX. Cap.

[6]) „Sie sandten vor sich eine Reiterschaar her, die bis zum Lager der Ungarn herankam und sich vor demselben öfters zeigte, sie reizten zu einer Schlacht

Flucht hielten sie übrigens, wenn sie ihnen Nutzen brachte, durchaus nicht für schmachvoll.[1]) Terrainhindernisse ließen sie vorher durch ihre Pionniere beseitigen, die darin eine bewunderswerthe Geschicklichkeit und Übung an den Tag legten. Mit Hülfe derselben spähten sie die Verhältnisse der Gegend und der Bevölkerung aus. Sie zwangen aber auch Einheimische ihnen Wegweiserdienste zu leisten.[2]) Es war daher bei solcher Vorsorge kaum zu erwarten, daß der Gegner sie zu überrumpeln im Stande sei. Wenn Stadtmauern nicht von einem sehr breiten Graben oder von sumpfigen Schanzwerken umgeben waren, wie z. B. Stuhlweißenburg,[3]) vermochten sie Städte erfolgreich zu belagern. Sie stellten ihr Belagerungszeug so auf, daß sie aus Ruthen eine mit der Stadtmauer parallel laufende Faschine aufwarfen. Hinter derselben kamen sodann ihre Belagerungsmaschinen zu stehen. So handelten sie bei Gran, wo sie nach Zerstörung der Holzbefestigung außerdem mit Hilfe ihrer Maschinen Säcke voll Erde in die Stadtgräben warfen. Diese wurden davon ausgefüllt und darauf gingen sie sodann hinüber.[4]) Einigemale schloßen sie die belagerte Stadt mit einem hölzernen Palisadenring ein, damit Niemand heraus könne.[5]) Höher gelegene Burgen, Schlösser und Citadellen vermochten sie nicht einzunehmen. So haben sie auch thatsächlich weder Gran, noch St. Martinsberg, noch die Schlösser von Trencsin, Neutra und Preßburg erstürmt.[6]) Ihr Lager legten sie an versteckten Orten an und waren so gegen alle Ausspähung möglichst gesichert.[7]) Ihre Zelte verfertigten sie aus

---

an und wollten auskundschaften, ob die Ungarn Muth hätten, gegen sie zu kämpfen." Dechant Thomas, XXXVII. Cap.

[1]) „non est verecundia fugere inter eos, si fuga in commodum cedit eis." Der Verfasser des früher erwähnten Papier-Codex.

[2]) So wissen wir, daß aus den bei Radna besiegten Streitern 600 ausgewählt wurden, die Kajdan mit sich nahm und von denen er sich aus Siebenbürgen nach Ungarn führen ließ. Meister Roger, XX. Cap.

[3]) „Als die Tataren vor die königliche Hauptstadt Weißenburg kamen, die mit Sümpfen umgeben ist, vermochten sie diese Stadt, weil das Eis und der Schnee gerade schmolz, nicht einzunehmen." Meister Roger, XL. Cap.

[4]) Meister Roger, XXXIX. Cap.

[5]) Ebenda.

[6]) Meister Roger, XL. Cap. und Karl Szabó auf Seite 48, Anmerkung 1. zu seiner Übersetzung des Meisters Roger.

[7]) „Das ganze Heer der Tataren schlug aber über dem Wasser an versteckten Orten, in dichten Wäldern

Leder und Leinwand.[1]) Da sie aber nicht nur allein in wärmeren Tagen, sondern auch zu unwirthlicher Winterszeit ihre Kriegszüge machten, ist es ganz natürlich, daß sie im Feindeslande das Cantoniren nicht außer Acht ließen. Sie setzten sich nämlich in den Dörfern und Ortschaften der von ihnen aufgesuchten Gegend in den Wohnhäusern und Wirthschaften[2]) der Unterworfenen oder Geflüchteten fest, weswegen es nicht glaublich erscheint, daß sie alle Gegenden gleichförmig verwüsteten und alle Gebäude in Brand steckten. Schon wegen ihrer Überwinterung mußten sie die Gegend und sogar auch die Bewohnerschaft derselben schonen. Es kann keine Rede davon sein, daß sie alles Lebende niedergehaut hätten. Wir sehen vielmehr, daß sie das Volk in den unterworfenen Dörfern unbehelligt ließen und zur Beendigung der Feldarbeiten veranlaßten.[3]) Hiedurch sicherten sie sich die nothwendigen Lebensmittel und die erforderlichen Futtervorräthe für ihre Pferde und Viehheerden. Die besetzten Ländereien theilten sie in Verwaltungsbezirke ein und stellten darin Richter auf.[4]) Ihre Grausamkeit brach erst dann hervor, wenn ihnen aus der Schonung des Feindes ein Nachtheil erwuchs oder wenn sie eine solche Gegend durchzogen, auf deren Proviant und Futtertransporte sie nicht zählen konnten. Während ihrer Siegeszüge reihten sie einen Theil der Einwohnerschaft in ihr Heer ein. In ihren Schlachtreihen befanden sich thatsächlich

---

das Lager auf, weswegen die Ungarn sie nicht ganz, sondern nur so halb und halb zu sehen vermochten." Dechant Thomas, XXXVII. Cap. Der Mönch Julian hebt ihren Eifer hervor, „ne exploratores supervenientes possint aliquatenus latere inter eos."

[1]) „Sie gebrauchen Leinen- und Lederzelte." Dechant Thomas, XXXVIII. Cap. „In castris et civitatibus nesciunt habitare, imo semper volunt esse in tentoriis et in campis." Der Verfasser des Papier-Codex des XIII. Jahrhunderts.

[2]) Meister Roger.

[3]) „Das Volk ließen sie zeitweilig leben, damit es das Getreide einbringen und Weinlese halten konnte, aber sie wollten nicht, daß es verbrauche, was es eingesammelt hatte." Meister Roger, XXXVI. Cap. Der Mönch Julian schreibt: „rusticos ad preliandum minus aptos relinquunt ad excolendam terram."

[4]) „Die Tataren stellten Kenézen oder Baliven auf, im Ganzen hundert, die Recht zu sprechen hatten. Jedes Dorf wählte sich einen König unter den Tataren. Jeder Kenéz bekam als Geschenke Pferde, Rinder, Waffen, Kleider. Wir hatten Frieden und Markt. Jeden ertheilten sie strenge Rechtspflege." Roger, XXXV. Cap.

Kumanier, Ruthenen, Ungarn und Bulgaren. Damit die fremden und mittelst Gewalt zum Kriegsdienste gepreßten Elemente ihnen keine Gefahr verursachten, ließen sie dieselben durch eigene überwiegende Abtheilungen beaufsichtigen. Bei der Belagerung von Schlössern und Städten stellten sie dieselben in die vorderste Reihe und sandten sie auf diese Weise zur Schonung ihrer eigenen Kraft vor sich her in den Rachen des Todes.[1]) Wenn ihnen aber solche fremde Elemente eine Last zu werden begannen, so entließen sie entweder dieselben oder sie standen nicht an, dieselben, sobald sie zu fürchten hatten, daß sie ihnen nach ihrer Entlassung im Rücken Gefahr bringen könnten, auch massenhaft niederzuhauen.

Wir haben dies alles an dieser Stelle kennen zu lernen, weil wir sonst den Tatareneinbruch weder in seinem Verlaufe noch in seinen Folgen richtig aufzufassen im Stande wären. Zumeist würde es aber unbegreiflich bleiben, wie so es denn gekommen ist, daß sie Ungarn derart zu Grunde richten konnten. Wir sagen Ungarn, denn zwischen der uralten Kampfart der Ungarn und der Gefechtsweise der Tataren finden wir viel Ähnliches. In der Heeresorganisation der alten Ungarn und der Tataren, tritt die Ähnlichkeit ganz auffällig zu Tage.[2]) Sie

[1]) „Im Kampfe senden sie die gefangenen Ungarn voraus und nachdem diese ganz hingemordet sind, fechten die Ruthenen, Ismaeliten (Bulgaren mohamedanischen Bekenntnisses) und die Kumanier. Die Tataren stehen aber hinter dem Rücken aller, verlachen deren Unglück und Untergang und unter denen aus dem Kampfe Rückkehrenden tödten sie sehr viele mit ihren Säbeln." Das Gleiche sagt der Mönch Julian: „milites autem et rusticos fortes ad prelium, ante se mittunt armatos ad preliandum sine sponte." Derselbe unten: „milites vero, qui ad preliandum compelluntur, si bene pugnant et vincunt, parva (eis) gratia; si vero in prelio moriuntur, nulla cura; si vero in prelio retrocedunt, sine mora a Thartaris occiduntur." Weiter unten: „Castra munita non expugnant, sed prius terram devastant, et populum depredantur, et eiusdem terre populum simul congregant et compellunt ad pugnam, ad expugnandum ipsum suum castrum."

[2]) Wer unsere Darstellung mit dem ausgezeichneten Werke vergleicht, das unser genialster Geschichtsschreiber Franz Salamon unter dem Titel: „Zur Kriegsgeschichte der Ungarn unter der Zeit der Herzoge" in der in ung. Sprache erscheinenden hist. Zeitschrift „Századok" (Jahrgang 1876) veröffentlicht hat, wird sich sofort von der Gleichheit der militärischen Organisation bei beiden Völkern überzeugen. Salamon stellt diese Organisation auf Grund der Byzantiner, vornehmlich der Taktik des Kaisers Leo dar, wir schildern die tatarische Organisation rein auf Grundlage

waren gleichförmig bewaffnet, hatten dieselbe Kampfweise, waren taktisch ganz gleich eingetheilt und campirten auch in derselben Weise zur Kriegszeit. Dadurch wird es unzweifelhaft, daß diese Kriegsorganisation und Taktik keine Racen- und keine ethnographische, sondern eine rein geographische Bedeutung hat, geradeso wie der Krummsäbel den Orient und das gerade Schwert den Occident kennzeichnet. Die ungarische Race als ursprünglich finnisch-ugrische und in Folge ihrer späteren Wanderzüge unter starken turanischen Einflüssen gestandene Volksart weicht von der mongolischen Race wesentlich ab, wie dies bereits die

---

jener Original-Quellen des XIII. Jahrhunderts, welche auf den Einfall der Tataren und die Darstellung ihrer Sitten Bezug nehmen. Die durch uns vorgebrachten Behauptungen über die Tataren sind an vielen Stellen von solcher Natur, als wenn sie aus byzantinischen Quellen geschöpft, und umgekehrt lauten die Behauptungen Salamons derart, als wie wenn sie aus Chroniken über die Tataren gezogen wären. Bezüglich der letzteren Quellen verzeichnen wir, daß die Angaben des Dechant Thomas aus dem werthvollen Quellenwerke Historia Salonitanorum Pontificum atque Spalatensium (Cap. XXXVII—XL.) geschöpft sind. Schwandtner hat dieselbe in Wien im dritten Bande seiner Scriptores rerum Hungaricarum 1743, herausgegeben. Wir haben jene ausgezeichnete ungarische Übersetzung verwendet, welche Karl Szabó im II. Hefte seiner „Geschichtsquellen Ungarns" (ung.) 1861 in Pest erscheinen ließ. Die zweite Quelle ist das Carmen Miserabile, welches Meister Roger, Domherr von Wardein, später Erzbischof von Spalato, geschrieben und welches in Endlicher's Rerum Hungaricarum Monumenta Arpadiana bekannt gemacht wurde. Dasselbe ist eine Zeitschilderung, die zugleich unter die bedeutendsten politischen Schriften dieser Periode zählt. Es erschien ebenfalls in der Historia Salonitanorum Pontificum atque Spalatensium. Die ungarische Übersetzung verdanken wir gleichfalls Karl Szabó. Eine andere von uns benützte Quelle ist „Liber de regnis aliquarum nationum presertim barbararum," dessen Verfasser im XIII Jahrhunderte gelebt hat. Der Original-Papier-Codex dieses Werkes wird in der Grazer Universitätsbibliothek bewahrt. Es wurde durch Beda Dudik und nach ihm durch G. Wenzel im Anhange des VII. Bandes seines Neuen Dipl. der Arpádenzeit herausgegeben. Dort erschien auch der früher von Baron Hormayr-Hortenburg (Die goldene Chronik von Hohenschwangau, München 1842, II. 67) und Beda Dudik (Iter Romanum, Wien, 1855. 327) mit abweichenden Lesarten publicirte Brief des im XIII. Jahrhunderte lebenden ungarischen Dominikaners Julian über die Kriegszüge der Mongolen. Endlich ist auch bei Wenzel die von Abel Remusat aus dem chinesisch-mongolischen Geschichtswerke, Szo-Hong-Kienlu publicirte und unter dem Titel Soubutai général mongol (Nouveaux melanges Asiatiques, Paris, 1829, II, 86) erschienene hochinteressante Schrift abgedruckt, die auf den in unserer Heimat in den Jahren 1241 und 1242 erschienenen Anführer der Mongolen Bezug nimmt.

äußere Erscheinung des Körpers bezeugt, indem der Ungar keinen brachykephal-prognathen, sondern einen brachykephal-orthognathen Typus aufweist.

Trotz der durch geographischen Einfluß hervorgerufenen gemeinsamen Grundähnlichkeit weichen aber die der Race nach verschiedenen Kriegsvölker sowol in der Lebensweise als in ihren Gewohnheiten wesentlich von einander ab, was von den physiologischen Fähigkeiten der Racen herkommt und durch die höhere intellectuelle Entwicklung der einen als der anderen bedingt ist. Zwischen den Ungarn und Tataren bestand in Anschauung ihrer politischen Freiheit ein wesentlicher Unterschied. Bei den Tataren stand die politische Organisation nicht auf jener Höhe wie bei den Ungarn. Kaiser Leo betonte bei den Ungarn besonders, daß „diese Nation frei" sei. Der Tatare kannte die politische Freiheit nicht. So sind auch die heutigen Vertreter der tatarischen Volksart, die Kosaken des Dongebietes, in den Händen der russischen Kriegsgewalt zur Unterdrückung politisch-freiheitlicher Bewegungen mit ungemeinem Erfolge verwendbar. Dazu könnte jedoch das ungarische Volk niemals weder geschult, noch vergewaltigt werden, da ihn sein Genius abhält sich zu derlei Diensten verwenden zu lassen. Während die Ungarn des IX. Jahrhunderts ihr politisches Selbstbestimmungsrecht mittelst des „Atelközer Blutvertrages," im XIII. Jahrhundert aber durch die „goldene Bulle" sicherten, standen die Tataren unter absoluten Fürsten und durch keine politische Organisation oder Verfassung der Menge gegenüber gebundenen, unumschränkten Tyrannen. Stumm empfingen sie die Befehle dieser Herrscher oder ihrer Vertreter und stumm gehorchten sie ihnen selbst noch in der Hitze des Gefechtes.[1]) Der Groß-Chan der Tataren, dem die nach Ungarn ausgezogenen Batu, Kajdan und Peta bedingungslos untergeordnet waren, vereinigte in seiner Person die

[1]) „Als wie wenn sie stumm wären, kaum daß sie ein Wort reden, marschiren und kämpfen sie." Dechant Thomas, XXXVII. Cap. Dasselbe sagt Meister Roger bei der Schlacht von Muhi: „in einer solchen großen Schlacht hörte man weder Lärm noch ein Wort unter ihnen." XXVIII. Cap. Der Verfasser des mehrerwähnten Papier-Codex: „plus quam alie naciones sunt suo domino obedientes. Et dominus potest ab eis accipere et auferre quidquid vult absque contradiccione eorum."

gesammte Macht, während vor der Eroberung Ungarns die Stammeshäupter der Ungarn einander nicht untergeordnet waren und später, als nach dem Zustandebringen der Landeseinnahme die Monarchie ins Leben gerufen wurde, die Bollwerke der Verfassung die Nation gegen die Tyrannei der Monarchen oder auch gegen deren schwächere Übergriffe schützten.

Nach dem Vorgebrachten mußte sich somit das Zusammentreffen zweier Völker, deren ursprünglicher Heeresorganismus und Kriegsgepflogenheit dem Wesen nach fast gleich oder zum mindesten ähnlich war, auf dem Schlachtfelde ungemein interessant gestalten. Wenn wir auch das Resultat des gegenseitigen Messens dieser beiden Völker nicht aus der Geschichte wüßten, so hätten wir und jeder, der seine Folgerungen und Urtheile blos auf Axiome gründet, unbedingt anzunehmen, daß die Ungarn über die Mongolen den Sieg erringen mußten, weil ein Volk von höher entwickelter politischer Selbstentscheidung unbedingt sich über ein Volk von niederstehendem politischen Selbstbewußtsein emporheben muß. Die intellectuellen Fähigkeiten der Tataren lassen sich nicht bezweifeln. Auf diese können wir auch schon deswegen schließen, weil der militärische Befehlshaber während des Kampfes, nicht so sehr beim regelrechten Angriffe, als vielmehr bei Gelegenheit des streifenden Schwärmens, die Ausführung seines Gefechtsplanes der Einsicht der Zehnmänner, ja sogar einzelner gemeiner Krieger anvertraute,[1] was ohne Findigkeit und intellectuelle Geschicklichkeit gewiß nicht anging. Da aber das Heer keine politische Freiheit genoß, ist es natürlich, daß die Intelligenz sich nicht im gleichen Verhältnisse mit den angeborenen Fähigkeiten entwickelte, so daß die intellectuelle Ausbildung der Ungarn zweifellos vorzüglicher war. Zu unserer größten Überraschung liefert nun der Tatareneinfall der Jahre 1241 und 1242 gerade die entgegengesetzte Lehre. Den Sieg errang nicht der Ungar, sondern der Mongole, nicht die höhere

---

[1] „Quando Capitaneus Tartarorum, schreibt der Verfasser des Papier-Codex aus dem XIII. Jahrhunderte, in prelio vel alibi precipit aliquid, continuo unusquisque novit, quid facere debeat et quid expediat; unde absque labore ab eorum Capitaneo gubernantur."

Intelligenz, sondern die geringere. So erfocht spärliche Freiheitsempfindung die Gewalt über mächtiges Freiheitsgefühl.

Die Schlacht am Sajó bei Muhi endigte so unselig für das ungarische Heer und in der Wirkung so entscheidend für die Mongolen, daß die Ungarn ihre Rettung lediglich in der Flucht suchen mußten. Diese einzige Schlacht entschied über ein Volk, über ein Land. Von da an gab es keine Widerstandskraft mehr. Niemand dachte an fernere Vertheidigung, jeder hatte nur seine Rettung vor Augen.[1]) Der König flüchtet und mit ihm seine Familie, die Großen des Landes und die Heerführer desselben. Alles befindet sich auf wilder Flucht.[2]) Mit fliegender Hast hebt man in Stuhlweißenburg die Gebeine St. Stephans, die Reliquien der Heiligen aus ihren Särgen, rafft im Königspalaste die Familienkostbarkeiten, alles Werthvolle sowie die Schätze einzelner Kirchen und Klöster zusammen und flieht damit nach Süden, nach Westen, wo nur ein günstiger Weg offen steht.[3]) Der Herzog Koloman jagt bei Tag und Nacht mit unterlegten Pferden weiter, aber nicht auf der Landstraße, die von der sich flüchtenden ungarischen Nation überfüllt ist, sondern auf ungangbaren Wegen, von panischem Schrecken erfaßt, gegen die Drau zu. An der im Wege liegenden Donau wartet er gar nicht die Herstellung eines Schiffes ab, so eilig ist seine Flucht.[4])

[1]) Der römische Kaiser Friedrich II. schreibt am 3. Juli 1241 in einem Briefe an den König von England über die Schlacht bei Muhi: infinitam Hungarorum multitudinem gens inimica trucidavit, stragem faciens inauditam, cui ex antiquissimi lapsu temporis in uno belli conflictu vix recolitur fuisse consimilis. Mathaei Parisii Hist. Angl. Paris, 1644 377.

[2]) „Der König und der Herzog ließen die Fähnlein stehen und suchten nur in der Flucht ihre Rettung; die übrige Masse .... sehnte sich auch nur nach Flucht.“ Dech. Thomas, XXXVII. Cap. Er zählt uns eine ganze Reihe von hohen geistlichen und weltlichen Herren auf, die mit dem flüchtigen Könige davonjagten. XXXIX. Cap. „So groß war die Zahl der Flüchtlinge, daß (in Spalato) die Zimmer in den Häusern kaum ausreichten.“ XL. Cap.

[3]) „Und König Béla .... sandte nach Stuhlweißenburg und es wurde der Körper St. Stephans gehoben und es wurden gehoben die Schätze vieler anderer Kirchen und dies sandte er alles mit seiner Frau Maria, seinem erst zweijährigen Sohne Stephan nach dem Küstenlande.“ Dechant Thomas, XXXVIII. Cap.

[4]) „Und obwol ihn die Bürger von Pest baten, daß er ein wenig ausruhen möge, bis wenigstens für die Überführung ihrer Frauen Schiffe hergestellt seien, sie konnten ihn weder aufhalten

Der bewaffnete Adel, die arme Bauerschaft, die in starke Burgen nicht eingelassen wurde, sucht sich gleich dem verfolgten Wilde in das Dickicht der Wälder zu verstecken. Das Land ward zur freien Beute des Feindes.

Ist das nicht ein außerordentliches Ereigniß, von dem wir unbedingt annehmen müssen, es sei auch die Folge außerordentlicher Ursachen gewesen? In dieser Hinsicht ist die Katastrophe des Tataren-einbruches für uns wahrlich ungemein lehrreich.

Als Ursachen der großen, vielleicht beispiellosen Niederlage stellen die gleichzeitigen Quellen die Sorglosigkeit hin, die die Ungarn dem sich nähernden tatarischen Feinde gegenüber an den Tag legten. Mit Geringschätzung vernahm man laut derselben die Mähr von seinem Herannahen.[1]) Sie heben ferner die Verweichlichung hervor, die bereits damals die Sitten unserer Vorfahren angeblich fast bis zur Erschlaffung ergriffen hatte.[2]) Klagend erwähnen sie des Weiteren die Planlosigkeit[3])

---

noch überreden, da er sagte, daß jeder für sich sorgen solle, denn er fürchtete sich sehr vor dem Ankommen der Verfolger und setzte allein über den Strom hinüber." Roger, XXVIII. Cap.

[1]) „Als die furchtbare Mähr der Annäherung des tartarischen Volkes den Ungarn in die Ohren klang, hielten sie einige für Tand, andere für nichtige Träume und zwar darum, weil man solche Mähren schon oft vergeblich gehört hatte und auf die zahlreichen Krieger im Lande vertraute." Dechant Thomas, XXXVII. Cap.

[2]) „Sie waren während des langen Friedens verweichlicht und nicht mehr die Last des Waffentragens gewohnt, denn sie erfreuten sich an körperlicher Schönheit und verkamen im feigen Wohlleben, da das fruchtreiche und alles reichlich mehrende ungarische Land ihren Kindern Gelegenheit gab, vermöge des Umfanges ihres Vermögens in unermeßlichen Herrlichkeiten zu versinken, denn die Jugend hatte keinen anderen Gedanken, als die Stirnhaare glatt zu streichen, die Haut zu reinigen, männliche Tracht in weiblichen Putz zu verkehren. Den ganzen Tag verbringen sie mit ausgesuchten Tafeln oder mit schalen Witzeleien und ihre nächtlichen Träumereien sind am nächsten Morgen um neun Uhr noch nicht zu Ende. Ihr ganzes Leben verbringen sie mit ihren Frauen in lieblichen Hainen, auf anmuthigen Wiesen, ohne an Schlachtenlärm zu denken, als wenn sie täglich nicht mit ernsten, sondern nur mit lustigen Dingen zu thun hätten." Dechant Thomas, XXXVII. Cap. Weiters sagt er bei der Schlacht von Muhi, als der Feind schon auf sie schlug: „Aus ihren Betten sich langsam erhebend, waren sie eher dafür, sich nach ihrer Gewohnheit kämmen zu lassen, ihre Armbänder umzuhängen, ihr Gesicht zu waschen, daran aber, daß sie sich in ein Gefecht einlassen sollten, dachten sie kaum."

[3]) „Einer dachte auf diese, der andere auf jene Weise, einen einmüthigen Plan vermochten sie nicht festzustellen." Dechant Thomas, XXXVII. Cap.

in der Vertheidigung und die Uneinigkeit, die zwischen dem Könige und seinen Unterthanen ausgebrochen war und die gute Eintracht in Acht und Bann gethan hatte.[1]) Wir merken dazu an, daß auch diese Umstände die eigentlichen Ursachen des furchtbaren Schlages der tatarischen Invasion nicht gebildet haben. Der Grad der Verweichlichung, den die Chronisten annehmen, beruht ohne Zweifel auf Übertreibung.[2]) Zahlreiche Urkunden Béla IV. bezeugen eben glänzend die persönliche Tapferkeit, denn nach dem Tatareneinbruche adelt er Viele gerade wegen der während des Tatareneinfalles vornehmlich erworbenen kriegerischen Verdienste.[3]) Von Sorglosigkeit kann da keine Rede sein, wo die „vernünftiger Denkenden den König und die Großen des Landes wiederholt aufgefordert und angeeifert hatten, dem großen Unheile zuvor zu kommen, damit die grausame Nation nicht etwa plötzlich das Land überfalle und die Unachtsamen in arge Noth bringen könne."[4]) Wir sehen außerdem, daß die zum Concil nach Rom sich reisefertig machende hohe Geistlichkeit sofort von dieser Reise Abstand nahm, wiewol die Galeeren auf dem Meere bereits in Miethe genommen waren, und daß sie auf Anwerbung von Bewaffneten ihr Augenmerk richtete.[5]) Daß das Heer ordentlich ausgerüstet und gut eingetheilt war, läugnen auch die gleichzeitigen Berichterstatter nicht.[6]) So stellen sie es auch nicht in Abrede, daß die Ungarn, wo sie mit den Tataren ins Handgemenge geriethen, tapfer kämpften und sogar einzelne Siege errangen.[7]) Allgemein

---

[1]) Meister Roger.

[2]) Dies hat Rosty in seiner ungarisch geschriebenen „Geschichte des Tatareneinbruches (S. 55)" betont. Auch Karl Szabó, der in seinen „Ung. Geschichtsquellen (ung.)" (Heft II, S. 59) den Niedergang Ungarns nach der Sajóer Schlacht dem hochgradigen Verfalle der Sitten unter dem das Schicksal unseres Landes entscheidenden Adel zuschreibt, hält dies wol für eine „übertrieben gefärbte Darstellung," die „auf die gesammte ungarische Nation oder auch auf eine große Mehrheit derselben mit Recht anzuwenden gewesen wäre."

[3]) Wenzel: Neues Dipl. der Árpádenzeit (ung.) an zahlreichen Stellen.

[4]) Dechant Thomas, XXXVII. Cap.

[5]) Der Dechant Thomas sagt von ihnen, daß sie „gemäß ihres hohen Reichthumes eine große Anzahl von Kriegern mit sich führten." XXXVII. Cap.

[6]) „die alle ausgerüstet und in geordneten Reihen gegen sie zu marschiren beginnen." XXXVII. Cap.

[7]) „Die Ungarn sehen (die bei der Sajóbrücke bedrängten Tataren) und stürzen sich auf sie und kämpfen mit ihnen hinreichend tapfer, tödten einen Theil derselben, die anderen drängen sie

war eine lebhafte Lust zum Kampfe vorhanden. Dies bekräftiget das Beispiel des Erzbischofs Ugolin und zahlreicher anderer Persönlichkeiten.[1]) Daß die Tataren das Land nicht unvorbereitet antrafen, beweist, daß die Gebirgspässe verbarricadirt und die Straßen verhaut waren.[2])

Die wahre Ursache der furchtbaren Katastrophe haben wir daher ganz anderswo zu suchen. Sie liegt darin, daß bei den Ungarn des XIII. Jahrhunderts jene Art der Kriegsführung gänzlich veraltet war, mittelst der sie vor Jahrhunderten ihre Heimat erobert und durch anderthalb Jahrhunderte Europa in Schrecken gesetzt hatten. Dieselbe vermochte noch zur Zeit des Königs Andreas I. eindringenden Völkern gegenüber ruhmvolle Erfolge aufzuweisen. Bei Muhi bezogen jedoch die Ungarn das Lager in keiner so taktischen Gliederung mehr, wie zu Zeiten der Landeseinnahme. Das Lager von Muhi war befestiget und von Zelten, Wagen sowie aufgehäuften Schilden umgeben.[3]) Ein solches Lager hätten die Ungarn zur Zeit der Landeseinnahme nicht um alle Welt bezogen, denn es hätte ihre Kraft zum Angriffe lahm gelegt. Ein durch einen derartig befestigten Platz beengtes Heer konnte sich taktisch nicht so entwickeln, um den feindlichen Angriff ungefährlich oder unschädlich zu machen.[4]) Wol war auch damals der Pfeil

---

auf die Brücke und stoßen sie ins Wasser hinab." Dechant Thomas, XXXVII. Cap.

[1]) Von Ugrin führen die gleichzeitigen Chroniken an, „daß er ein kriegerischer, jederzeit zur Schlacht bereiter und tollkühner Mann war." Ugrin „drang so tapfer mitten in die dichteste Feindesschaar hinein, daß man ihm wie einen Donnerschlage auswich." Auch des Prinzen Koloman und des Großmeisters der Templer wird ruhmvoll gedacht. Beide „stürzten mit Ungestüm auf die feindlichen Schaaren, mit denen sie eine Zeitlang heldenmüthig kämpften." Auch heißt, es daß „Koloman und der Großmeister der Templer mit seinen italienischen Genossen die Reihen der Feinde gewaltig gelichtet habe." Dechant Thomas, Cap. XXXVII.

[2]) „Der König wandte sich bis an die Grenzen des Reiches und ging aufs Gebirge hinauf, das sich zwischen Ungarn und dem Lande der Russen befindet, und er machte eine Runde bis an die Polengrenze und nachdem er alle schwächeren Pässe besehen hatte, ließ er ungeheure Wälder niederschlagen und hohe Verhaue errichten und mit über Kreuz gelegten Baumstämmen alle diese Orte abschließen, die ihm leichter zugänglich schienen." Dechant Thomas XXXVII. Cap.

[3]) „Alle waren wie in einem engen Schafstalle eingepfercht, stellten die Wagen und Schilde um sich her, um das Lager zu befestigen." Dechant Thomas, XXXVII. Cap.

[4]) „Die Zelte waren derartig vollgestopft und ihre Haltseile so miteinander verbunden und verwickelt, daß der Weg wie von einem Netze umsponnen war und man im Lager nicht hin und her

die Hauptwaffe des Ungarn, die gegenüber einem mit gleicher Waffe angreifenden Gegner die allerwirksamste Schutzwaffe sein mußte, aber die Einzwängung der Reiterei in ein befestigtes Lager mußte jede taktische Entfaltung, die Entwicklung der Pfeilschützenschwadronen und ihren Einfall in die Feindesreihen ganz unmöglich machen. Die Kraft des Pfeiles liegt eben in der Beweglichkeit, genau so wie die Kraft der Reiterei im schnellen Manövriren. Wie im Jahre 907 die fliegenden und pfeilschießenden ungarischen Reiterschwärme das Lager der bairischen Bischöfe erstürmt und bis auf den Grund zerstört hatten, so eroberten jetzt die mongolischen Bogenschützen das ungarische Lager und vernichteten es völlig.[1]) Wie sehr dem Ungarn bereits damals die Gefechtsweise seiner Vorfahren ungewohnt war, erhellt hinlänglich aus dem Umstande, daß er sich stets durch die List des Feindes in die Falle locken ließ. Wie der Feind den Rücken wandte, glaubte er von ihm, daß er fliehe, und als er in der anscheinenden Flucht die Kriegslist erkannte, ward er schon von der Hand des Todes erfaßt. Sogar ein solches Anführertalent wie das des Erzbischofs Ugolin von Kalocsa wußte die Gefahr solcher Finten nicht zu umgehen. Der größte Theil seiner Schaar blieb im Moraste von Sorokšár stecken und ging unter den tödtlichen Pfeilen der Mongolen zu Grunde.

Das Ungarheer, das zur Zeit der Herzoge, die Schlacht von weitem, mit Pfeilschießen, begann, wollte den Feind im XIII. Jahrhunderte nicht mehr durch Pfeilgeschosse, sondern mit dem Säbel, also im Handgemenge niederwerfen. Wie aber einst die westeuropäischen

---

gehen konnte, sondern alle waren wie in einem Netze eingefangen. Dies hielten die Ungarn für einen befestigten Platz und dies ward dann ihr größtes Verderben." Dechant Thomas, XXXVII. Cap. Meister Roger erwähnt besonders die sehr erheblichen Nachtheile beim Bezuge des Lagers. XXVIII. Cap.

[1]) In der Schlacht von Muhi „begannen sie auf das umrungene Heer des Königs einen Hagel von Pfeilen abzusenden .... So dicht fielen die Pfeile, daß die Kämpfer beinahe beschattet wurden und wie es bei Heuschrecken und Maikäfern der Fall ist, so flogen die Pfeile in der Luft und sie konnten den Schüssen ihrer Pfeile durchaus nicht Stand halten und zogen sich in das Innere des Heeres zurück .... Und wenn die Ungarn von allen Seiten durcheinander in den Kampf marschirten, so zogen diese vor ihnen mit ihren Pfeilen her und zwangen sie zum Rückzuge ins Lager." Roger, XXVIII. Cap.

Heere sich vergebens abmühten, die mit Pfeilen schießenden Ungarn zu besiegen, so versuchten auch jetzt gerade die Ungarn es umsonst, auf ähnliche Weise die Tataren zu überwältigen. Die Tataren hatten den Vortheil voraus, sich vom Gegner nicht erreichen zu lassen, dessen Reihen sie mit ihren unaufhörlichen Pfeilschüssen decimirten. Weil nun die Ungarn das Loos der Schlacht durch das Handgemenge entscheiden wollten, so besaßen sie nicht mehr jene bravouröse Gewandtheit im Schießen der Pfeile, mit der sie sich im IX. und X. Jahrhunderte so sehr auszeichneten, daß die westeuropäischen Völker es sogar in die Litanei aufgenommen hatten: Von den Pfeilen der Ungarn, befreie uns o Herr! Im XIII. Jahrhunderte konnte der ungarische Bogenschütze mit dem tatarischen sich nicht mehr messen. Das erscheint auch ganz naturgemäß. Im X. Jahrhunderte kannte der ungarische Bogenschütze weder Harnisch, noch Schild, noch Panzer. Alle diese Waffen wären Pfeilen gegenüber ein schlechter Schutz gewesen. Überdies hätte sie der Schild bei der Handhabung der Armbrust behindert. Im XIII. Jahrhunderte bildeten Harnisch, Schild und Panzer bereits die gewöhnliche Heeresausrüstung der Ungarn, weil sie nämlich solchen Feinden gegenüber standen, die nicht mit dem Pfeile, sondern mit dem Säbel und der Lanze, nicht mittelst eines Angriffes von weiter Entfernung, sondern mittelst eines directen, massenhaften Ansturmes, mithin durch massenhaftes Handgemenge, Schlachten entschieden. Da ist es wol selbstverständlich, daß dem Ungarn der uralte Filzrock keinen Schutz mehr zu gewähren vermochte. Gegen Schwert und Speer waren Schild und Harnisch die richtigen und sicheren Schutzrüstungen und so wurde aus der einst leichten Linienreiterei eine mit Schild, Harnisch und Panzer bewaffnete schwere Reiterei. Der Panzer war so allgemein üblich, daß man damit das Lager von Muhi zum Theile befestigt hat. Die Heeresabtheilung des Erzbischofs Ugolin von Kalocsa vermochte über den morastigen Boden nicht hinüber zu kommen, den die Tataren mit leichter Mühe durchritten, denn die Tataren besaßen leichte, die Ungarn schwere Reiterei.[1])

[1]) „Er fing sie an im schnellen Galopp zu verfolgen. Endlich stießen sie auf morastigen Grund, die Tataren waren schnell darüber weg. Das nahm der Erzbischof nicht wahr . . . . drang eilig hinein und weil ihn und seine Leute

Die Burgbesatzung von Wardein bildeten ebenfalls „viele gepanzerte Reisige.“

Weil aber das Handgemenge in der ungarischen Kriegskunst die entscheidende taktische Praxis geworden war, so ließen sie auch in jener Vorsorge nach, mit der sie vor Zeiten ihr Lager und die Anzahl ihrer Streitkräfte dem Feinde gegenüber zu verbergen und unerforschbar zu machen gewußt hatten. In dieser Hinsicht gingen sie bereits gänzlich nach westeuropäischem Muster vor, demgemäß sie ihre Streitkräfte nicht weiter verheimlichten, woraus ein Feind, der es gar nicht zum Handgemenge kommen ließ, für sich ungemein trefflichen Nutzen herausschlug.[1])

Das Vergessen der alten Kriegskunst verursachte daher in erster Reihe wirklich die ungeheure Niederlage der Ungarn durch die Tataren. Wenn es Béla IV., wie er wollte, geglückt wäre, zur Vertheidigung auch die Kumanier heranzuziehen, so wäre die Kriegskatastrophe vielleicht nicht so plötzlich und furchtbar gewesen. Die Kumanier des XIII. Jahrhunderts hielten treuer an den Traditionen der alten Kampfweise fest und wären den Tataren mit größerem Erfolge entgegen getreten.[2]) Die zwischen den Kumaniern und Ungarn wüthende Uneinigkeit veranlaßte jedoch dieselben gerade in dieser kritischen Zeit nicht nur auszuwandern, sondern auch dazu, im Bunde mit den Tataren die Verheerung in eine solche Gegend unserer Heimat zu tragen, die bis dahin vom Grimme der Tataren frei geblieben war.[3])

---

die schweren Waffen niederdrückten, so vermochten sie weder umzukehren, noch hinüber zu kommen. Die Tataren kamen dann schnell zu ihnen wieder zurück, umrangen sie und ließen ihre Pfeile wie einen Platzregen niedersausen und tödteten sie dort alle miteinander.“ Roger, XXI. Cap.

[1]) „Dann begab sich Bath, der Oberbefehlshaber des tatarischen Heeres, auf einen Hügel, sah sich sorgsam die Anordnung des ungarischen Heeres an und zurückgekehrt sagte er zu seinen Leuten: Kampfgenossen, lasset uns von fröhlicher Lust erfüllt sein, denn die Zahl dieses Volkes ist ziemlich groß, weil aber ein unbesonnener Rath sie lenkt, werden sie sich unseren Händen nicht entwinden.“ Dechant Thomas, XXXVII. Cap.

[2]) Durch Meister Roger wissen wir, daß Kuthen (Kötény) der Fürst der Kumanier gegen die Tataren viele Jahre kämpfte und zweimal Siege über sie erfocht. Cap. II. Deshalb reihten die Tataren die Kumanier in ihr Heer ein. Dechant Thomas.

[3]) „Und die Kumanier verwüsteten nachher, wie die Tataren, das Land und vereinigten sich und gingen von jener Gegend aus über die Donau und begannen, so verwüstend, gegen Marchia zu

Indem wir aber den Grund der Tatarencalamität in dem Vergessen der alten Kampfesweise zu suchen meinen, wollen wir damit nicht zugleich die Behauptung aufstellen, daß wir deshalb die Ungarn einer Unterlassung beschuldigen. Wie die gemeinsame Kampfesweise und Kriegsausrüstung aller asiatischen Steppenvölker als nothwendiges Resultat gemeinsamer Berührung hervorging, so war die Umänderung dieser Kampfesweise bei den Ungarn gleichfalls das unbedingte Produkt des gegenseitigen Contactes mit jenen Völkern, denen sie in Europa begegnet waren. Seit die Ungarn sich in Mitteleuropa niedergelassen und einen Staat gegründet hatten, gelangten sie in solche Verhältnisse, die eine Umänderung ihrer Taktik unausweichlich erforderten. Nachdem sie von diesem Momente an den westlichen Völkern entgegentraten, mußten sie ihre Taktik, um Erfolge zu haben oder sich wenigstens wider deren Taktik aufrecht zu erhalten, jener der westlichen Kampfart anpassen. Die Ungarn konnten sich weder an Zahl noch an Ausrüstung mit den westlichen großen Völkern messen und mußten daher schon aus diesem Grunde ihre Taktik diesen Völkern anbequemen. Die Ungarn fügten sich aber

ziehen." Nachdem die Einwohner daselbst geschlagen waren, „begannen die Kumanier in Marchia arg zu wüthen . . zerstörten die vorzüglicheren Städte wie z. B. Franka und andere . . . und gingen nach Bulgarien hinüber." XXVI. Cap. Karl Szabó erklärt dieses Marchia mit Österreich oder der Ostmark, Franka aber mit Forchtenstein (Fraknó), bei welcher Erklärung wir aber in Staunen gerathen, weil wir nicht wissen, wie wir es uns vorstellen sollen, daß der Bischof Bulcsu von Csanád, dessen Diözesansitz Csanád am Ufer der Maros war, mit seinen Streitern zum Könige eilend an der Grenze der Ostmark mit den Kumaniern zusammenstoßen konnte. Wie kamen die Kumanier nach der Verwüstung der Ostmark über die Donau und wie gelangten sie nach Bulgarien? Das durch Szabó unrichtig erklärte Marchia ist nicht Österreich, sondern der von der Donau und der Save gebildete östliche Winkel von Syrmien, welcher als Archidiaconat von Marchia in den päpstlichen Zehentregistern des XIV. Jahrhundertes vorkommt. Die Marchia entspricht überdies dem ungarischen Maróth. Hier treffen wir auch die Ortschaft Mangyeloß, welcher Name sich aus Nagy-Olaß gebildet hat. Dieses Nagy-Olaß entspricht nun dem von Meister Roger erwähnten Franka, welches urkundlich Francavilla heißt. Der Bischof Bulcsu von Csanád traf daher die auswandernden Kumanier im Alföld (Unterlande) zwischen der Donau und Theiß. Von hier erreichten die Kumanier in der Richtung gegen Süden die Donau, welche die Nordgrenze der Marchia bildete. Nachdem sie dieselbe überschritten hatten, kamen sie durch die Marchia an die Save auf deren anderen Ufer Serbien und Bulgarien lagen.

auch vermöge ihrer größeren Receptibilität, welche die Nation auf so hervorragende Weise kennzeichnet, daß eine Capazität aus dem benachbarten Österreich bemüssiget war zu erklären, daß der Ungar auf der Leiter der culturellen Entwicklung keine Mittelsprossen kenne. Wenn der Ungar gegenüber dem Slaven und Romanen bei der Berührung mit diesen Völkern seine Art nicht ausbreitet und eher zu der Erfahrung kommt, daß der Slave und Romane eigentlich nur zum Schaden seiner eigenen, ungarischen Volksart sich ausdehnen, so suchen wir diese Einbuße gleichfalls in seiner ausgesprocheneren Receptibilität. Das ist gewiß ein großer Vorzug, denn er verbürgt dem Ungarn die Fortdauer, weil dieser sich unabläßig vervollkommnet, ohne daß dabei der Genius der Nation selbst in ihm aufgesaugt werden kann. Es wäre heute schon schwer anatomisch darzulegen, was an ihn finn-ugrisch, was turanisch ist, seine gesammte Lebensbethätigung verkündet es jedoch, daß sein Genius ungarisch ist.

Wir haben aus dem taktischen Werke des Kaiser Leo, des Weisen, erfahren, daß es den Ungarn im X. Jahrhunderte ungelegen war, gegen das Fußvolk der ihnen dicht entgegengestellten Schlachtreihen anzukämpfen. Bei Gelegenheit der Kriegszüge der Deutschen machten wir die Bemerkung, daß die Heerschaaren Kaiser Heinrich III. sich vor beiläufig zwei Jahrhunderten nur durch fortwährendes Verdichten und Zusammenreihen in geschlossenen Massen mit großer Mühe aus der Falle retteten, in die sie hineingerathen waren. Zur Zeit des Königs Andreas waren die Ungarn bereits nur so im Stande, über Massen von Fußvolk zu siegen, wenn sie die Natur als Verbündete zur Seite hatten und Alles vor dem einfallenden Feinde verwüsteten. Diese Praxis bereitete aber in ihren letzten Folgen den Ungarn selbst große Schädigungen und konnte für die Nation sehr gefahrbringend werden. Wir begreifen es daher, daß die Taktik der Ungarn binnen 186 Jahren sich so ganz und gar verändert hatte, daß sie vor den Tataren nicht mehr Stand halten konnte.

Wir haben aber jetzt auch noch die Ereignisse auf der anderen, der westlichen Seite des Landes ins Auge zu fassen. Als bei Muhi das Schicksal des Landes und der Nation entschieden worden war, war auch

das Schicksal der Stadt besiegelt, deren Geschichte wir hier darstellen. Wiewol Preßburg vom Schauplatze des Tatarenkampfes weit entfernt lag, vermochte es dem nicht auszuweichen, daß auch ihm ein Theil der Calamität und des Elendes der tatarischen Invasion zugemessen wurde.

König Béla IV. floh mit Wenigen, nachdem die Katastrophe über das Heer hereingebrochen war, Tag und Nacht an die Grenzen von Polen.[1]) Diese Angabe des Chronisten ist offenbar so zu verstehen, daß der König auf nördlichen Umwegen an die Westgrenze des Landes zu kommen trachtete. Der Umweg durch die nördlichen Gegenden findet, so glauben wir, darin seine Erklärung, daß sich unter den Wenigen, die den König auf seiner Flucht begleiteten, auch ein Vorfahre der Forgách befand, dessen Burg Znió im Turóczer Comitate lag.[2]) Zweifellos hat das Zureden dieses Getreuen den König dazu vermocht, die westliche Grenze des Reiches in der Richtung des Diósgyörer Waldes und nicht von jenseits der Donau aus zu erreichen. Die Grenzscheide Österreichs suchte der König aus dem Grunde auf, weil er seine Gemahlin und seinen Sohn bereits früher dahin gesandt hatte.[3]) Andrerseits rechnete er aber auch darauf, in Österreich eine sichere Zufluchtsstätte zu finden. Doch täuschte er sich in dieser Voraussetzung bitter. „Nachdem der Herzog von Österreich, so sagt der Chronist, dies gehört hatte, faßte er im Herzen böse Anschläge, kam aber zum Könige unter dem Anscheine der Freundschaft.“ In der Chronik ist nicht gesagt, wo diese Zusammenkunft stattgefunden hat. Wir können jedoch aus der ganzen Erzählung leicht folgern, daß der betreffende Ort Preßburg war, nachdem der Herzog „nach einigen aufmunternden Worten den König gebeten, die Donau zu übersetzen, um dort gesicherter auszuruhen und

[1]) „König Béla rettete sich aus der großen Calamität und begab sich mit wenigen nach der Ostmark.“ Dechant Thomas, XXXVII. Cap. „Der König setzte seinen Weg mit sehr Wenigen aus dem geschlagenen Heere, bei Tag und Nacht zu den Grenzen Polens fort.“ Meister Roger, XXXII. Cap.

[2]) Peter Révay De Corona Hung. Cent. III. Schwandtner: Scriptor. rer. Hung. Tom. II.

[3]) „Es befahl Meister Stephan (von Vancsa) dem Bischofe von Waitzen und dem Probste von St. Salvator in Csanád, daß sie schleunig zur Königin hinziehen und an die Grenze der Ostmark zu kommen trachten sollten, um dort das Ende dieser Sache abzuwarten.“ Roger, XVI. Cap.

zu verweilen. Denn dies sagte der Herzog dem Könige, er habe am jenseitigen Ufer eine Burg und könne auch dort dem Könige mehr Ehrfurcht erweisen.“ Hier kann offenbar von keiner andern Burg als der Hainburg die Rede sein. Das bestärkt uns demnach an der Meinung festzuhalten, daß der Ort des Zusammentreffens zwischen Beiden nur Preßburg sein konnte.

Unsere Meinung wird übrigens auch durch eine königliche Urkunde kräftig unterstützt, welche den Preßburger Bürger Woch mit Lob überhäuft, der den König mit Pferden und Geld versehen und auch für die Sicherheit seiner Person Vorsorge getroffen. Weil der König sich dafür dankbar erweisen wollte, verlieh er ihm einen zur Burg Schintau gehörigen und im Preßburger Comitate liegenden Gutsantheil Namens Ablincs als ewige Schenkung. In dieser Urkunde erwähnt der König mit aller Bestimmtheit, daß der Bürger Woch sich die angeführten Verdienste um die Person des Königs damals erworben habe, als der König nach der Schlacht am Sajó seinen Weg über Preßburg genommen habe.[1])

Wann der König in Preßburg eingetroffen war, vermögen wir nicht sicher anzugeben. Aus gleichzeitigen Dokumenten wissen wir nur so viel, daß der König am 15., 16. und 17. März noch in Pest war.[2]) Am 18. Mai hielt er sich bereits in Agram auf.[3]) Die Schlacht von Muhi, von der die

---

[1]) ad vniversitatis nostre noticiam presentis scripti testimonio volumus pervenire, Quod cum gens tartara regnum nostrum hostiliter adiisset, Wocho ciuis posoniensis in conflictu generali, quem habuimus cum eisdem, uiriliter dimicauit et cum postmodum, sicut deo placuit, nostri succubuissent per eosdem et nos nostram a facie eorum presenciam retraentes, Pososonium transitum faceremus, Dictus Woch debite fidelitatis insignia nobis ostendens, equos decentes et expensas sufficientes nostris irrogando, ymo se et sua omnia nobis et nostris exponens ex amore, necnon ob tutelam nostre persone per uigilias noctis astans, impetum gentis prefate subitaneum speculando, et in aliis multis Hiis similibus grata fidelitatis obsequia laudabiliter impendere non cessauit, quamuis iam tunc multi de nostris terga uertissent a uia debite fidelitatis deuiando, percussi terroris turbacione gentis prefate. Original-Urkunde im Preßburger Capitel-Archive. Knauz: Mon. Eccl. Strig. I, 346.

[2]) Roger, XXXI. Cap.

[3]) Fejér: Cod. Dipl. IV. I, 215. wo das XXV. Calendae Junii als Fehler anstatt XV. steht. Siehe Theiner: Mon. hist. Sacram. Hung. illustrantia. I, 182. und Ráth: Die Kriegszüge der Könige von Ungarn (ung.), 24.

Zeitgenossen nicht nur nicht den Tag, sondern merkwürdigerweise auch nicht einmal den Ort aufgezeichnet haben, den wir nur aus der Preßburger Chronik kennen[1]), fand Ende März statt, denn nach einen am 18. Juni 1242 an den Papst gerichteten Briefe des Königs überwältigten die Tataren in der Zeit um Ostern [circa festum resurrectionis] Ungarn, was füglich von der Zeit nach der Schlacht bei Muhi zu verstehen ist. Der Ostermontag fiel im Jahre 1241 auf den 31. März[2]) und somit wäre die Schlacht, wie wir gesagt haben, auf das Ende dieses Monates zu verlegen, so daß der König, die Rast in der Burg Znió miteingerechnet, erst um die Mitte des April in Preßburg eintreffen konnte.

Béla vertraute den Worten des Herzogs von Österreich und handelte darnach. Er setzte über die Donau und stand bald auf österreichischem Gebiete. Hier warf nun der falsche Herzog seine Maske ab. Er begann den unglücklichen König auszuplündern, forderte von ihm eine bestimmte Geldsumme, um die er sich selbst in den Jahren 1235 und 1236 von den Ungarn den Frieden erkauft und die ihm Béla, so gab er vor, damals erpreßt hatte. Der König konnte jetzt nicht anders handeln. Einen Theil der verlangten Summe erlegte er baar, für den andern gab er Gold- und Silbergefäße her, für den dritten Theil verpfändete er die drei an Österreich zunächst angrenzenden Comitate seines Landes.[3]) Diese drei Comitate sind nirgends namentlich angeführt, können aber keine anderen als Wieselburg, Ödenburg und Eisenburg gewesen sein.[4]) Nachdem diese Sache beendet war, eilte der König zu der „gar nicht weit entfernten" Königin, mit welcher er nach Segösd im Somogyer Comitate, bald darauf aber nach Agram floh und von da, auf das Gerücht des Herannahen der Tataren, endlich ins Küstenland ging.

---

[1]) contra quos Wela rex, juxta fluvium Seo (Sajó) prope villam Muhi prelians, vincitur. Chronicon Hung. Posoniense. Lib. II. cap. 2. §. 40.

[2]) Szalay: Geschichte Ungarns (ung.) II, 46. Knauz: Chronologie (ung.), 402.

[3]) Roger, XXXII. Cap. Pernoldi Chronicon ad an. 1231. bei Hanthaler, I.

[4]) So erklären es auch unsere Historiker. Vgl. Szalay: Gesch. Ungarns II, 50. Auch Huber (Gesch. Österreichs, I. 454.) mit der Bemerkung, daß es sich vielleicht auf Preßburg beziehe.

Mittlerweile waren die Tataren thatsächlich den Spuren des Königs gefolgt. Sie wollten ihn um jeden Preis in ihre Gewalt bringen. Besonders der Anführer Kajdan setzte ihm von Siebenbürgen aus in Eilmärschen nach, und da er über den Aufenthalt desselben immer verläßliche Kunde hatte, so verlor er factisch auch nicht die Spur des gehetzten Königs, so daß dieser sich nicht einmal im Küstenlande sicher fühlte, sondern sich auf die Inselwelt der Adria flüchtete. Hier empfingen die Tataren die Nachricht, daß der in der Mongolei zurückgebliebene Groß-Khan, Ogotai, gestorben sei. Infolge dessen ließen sie sofort von der weiteren Verfolgung ab. Kajdan führte sein Heer über Serbien, Bosnien und Bulgarien zurück, während Batu mit seiner Heeresabtheilung über Siebenbürgen aus dem Lande zog.

Während dieser Vorgänge erschien eine Tatarenhorde auch vor Preßburg. Dieselbe war zweifellos die Abtheilung des vor Olmütz gefallenen Paidar oder Peta, des Sohnes des Tschagatai, die nach der Verwüstung von Mähren und Galizien durch die Päſſe von Jablunkau in unsere Heimat hereinstürmte und auf dieser Straße vorrückte. Diese Heeresstraße des Waagthales war, wie wir bereits gesehen, der Wanderweg sämmtlicher Völker der Urzeit und des Alterthums gewesen. Die Aufgabe der Heeresabtheilung lag darin, sich mit Batu's Heere zu vereinigen und dann auf Wien loszugehen. Aus diesem Grunde mußte die Donau bei Preßburg überschritten werden, um dann den Weg über Hainburg nach Wien einzuschlagen.

Die Chronisten haben zu unserem Bedauern nichts über die Ereignisse aufgezeichnet, deren Schauplatz damals Preßburg war. Der Zeitpunkt, wann die Tataren vor Preßburg anlangten, läßt sich nur im Großen bestimmen. Die große Schlacht bei Liegnitz hat am 9. April 1241 stattgefunden. Darnach verbrachten die Tataren 14 Tage vor Otmachau und 8 Tage vor Bolesiczkó.[1]) Das macht im Ganzen 31 Tage aus. So kommen wir mit der Zeitangabe in den Mai hinein. Für den Marsch auf der Straße nach Preßburg und eine allenfallsige Rast während desselben haben wir mindestens 10 bis 12 Tage anzu-

[1]) Hammer-Purgstall: Gesch. der goldenen Horde, Pest 1840. 113—116.

nehmen. Das Anlangen des Tatarenheeres vor Preßburg ist also um die Mitte Mai anzusetzen.

Aus einer auf uns gelangten Urkunde erfahren wir, daß das in der Nähe von Preßburg liegende Blumenau und auch der Vorort von Preßburg, Schöndorf, dem Wüthen der Tataren zum Opfer fielen. Dasselbe Schicksal traf gewiß auch die Wödritz, denn eine Urkunde Ladislaus IV. vom Jahre 1288 sagt es deutlich, daß der Grund, zwischen den beiden Bächen Wödritz, den er dem Richter Jakob von Preßburg als königliche Schenkung verliehen habe, seit dem Tatareneinbruche wüste und unbewohnt sei.[1])

Das Schloß und auch die Stadt selbst widerstand der Wuth der Tataren. Dies gilt als neuer Beweis dafür, daß die Befestigungswerke Beider in gutem, vertheidigungsfähigem Stande gehalten wurden. Wir fügen hinzu, daß in demselben Maße, in welchem der Tatareneinbruch den König und seine Unterthanen zur Vervollkommnung der Vertheidigungswerke angespornt hatte, dies auch in Preßburg erfolgt war. Über Aufforderung des Königs Béla IV. bauen die Großen des Landes, geistliche und weltliche Bannerherren, und die Adeligen von geringerem Range überall Burgen aus solidem Material oder lassen die schon bestehenden ausbauen. So bemerken wir, daß auch Preßburg um diese Zeit seine Befestigungswerke gediegener herstellen ließ, denn einige Jahre nach der Tatareninvasion im Jahre 1245 erbauen einige Hörige des Preßburger Schlosses, mit Namen Leko (wahrscheinlich Lökös), der Sohn des Moch, mit seinen Brüdern und Peter, der Sohn des Chuegh, ebenfalls mit seinen Brüdern auf ihre Kosten einen Thurm als Schirm des Preßburger Schlosses und versprechen für sich und ihre Verwandten diesen Thurm auf eigene Kosten in Krieg und Frieden gut zu erhalten, weswegen der König ihnen auch den Schloßgrund von Nyék als Schenkung verleiht.[2]) Doch wurden

[1]) a tempore videlicet introitus antiquorum Tartarorum hactenus desertam, vacuam et suis habitatoribus destitutam . . . . . . Wenzel: Ebenda, IV, 311.

[2]) fideles nostri — schreibt der König — Leko, filius Moch, cum fratribus suis, et Petrus, filius Chuegh, cum suis fratribus Jobbagiones Castri Posoniensis, nobis semper fideliter seruiuissent et deuote, maxime quia hoc tempore ad tuitionem regni nostri in castro

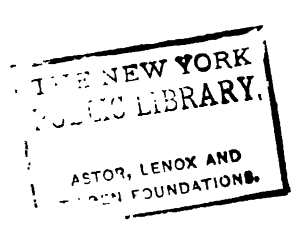
die Vertheidigungswerke des Schlosses und der Stadt auch an anderen Stellen in besseren Stand gesetzt. Wir werden gewiß dabei nicht sehr fehl gehen, wenn wir behaupten, daß um diese Zeit der Thurm der St. Martinskirche erbaut worden ist. Der gothische Styl seiner Periode kennzeichnet den Zeitpunkt, in dem er entstanden ist, während seine ungemeine Massigkeit, wie wir an anderer Stelle bereits angeführt haben, den Charakter eines Vertheidigungswerkes unumstößlich klar legt. Während wir bei anderen größeren Kirchen regelmäßig Zwillingsthürme angewendet finden, besitzt der Preßburger Dom kein solches Thurmsystem. Der einzelne Thurm entspricht der Breite des Mittelschiffes und hat von daher sein Maaß im Gevierte. Der Charakter des Vertheidigungswerkes gibt sich am auffälligsten dadurch zu erkennen, daß der Domthurm in den Stadtgraben hineinreicht und aus der Stadtmauer heraustritt, wovon jeder sich leicht überzeugen kann, der eine ältere Ansicht unserer Stadt besieht[1]) oder die an den Thurm angebaute und heute noch stehende alte Stadtmauer beschaut. Nicht ohne Bedeutung ist über den Preßburger Dom das Vielen unverständliche Wort im Schwunge: „der Dom von Preßburg ist so groß, daß er nicht einmal in die Stadt hineingeht."

Posoniensi propriis sumtibus turrim edificauerunt, promittentes eam per se et per suos cognatos tam in tranquillitate, quam in adversitatibus propriis sumtibus perpetuo custodire. Fejér: Cod. Dipl. IV. I, 380.

[1]) Siehe Tafel VII.



30. Der Tatareneinbruch. Nach der Zeichnung der Bilderchronik.





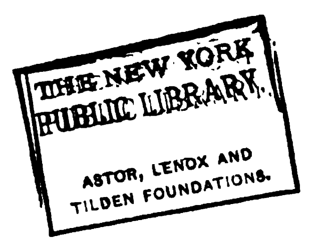
Das alte Preßburg vo

(Nach einem im Preßburger städt. Museum be



Norden aus gesehen.

dlichen Bilde aus dem XVII. Jahrhunderte.)



XI.

Fortsetzung der Ereignisse des XIII. Jahrhunderts. Der Preßburger Friede vom Jahre 1254. Die Schlacht bei Marchegg. Preßburg in böhmischer Hand. Die Preßburger Friedensschlüsse der Jahre 1261, 1262 und 1270. Die Zerstörung der Stadt im Jahre 1271. Neuer Friede. Die große Schlacht bei Stillfried. Die Klöster des heil. Franziskus und der heil. Klara in Preßburg.

Diese neueren Vertheidigungsmaßnahmen erwiesen sich als höchst geboten, weil nach dem Austoben des Tatareneinbruches, wenn auch nicht gleich, so doch nicht um vieles später, Schloß und Stadt von einem größerem Unheile bedroht wurden. Dasselbe hat unsere Stadt in der That ärger gefährdet wie die Heimsuchung der Tataren. Es war der Einfall der Böhmen.

Der Umstand, daß Friedrich der Streitbare, Herzog von Österreich, zur Zeit der Tatareninvasion den König in dessen Drangsal so unedel ausgeplündert hatte, gab den Grund zu einem Kriege zwischen König Béla und Friedrich. Es ist aber wahrscheinlich, daß die Absichten des Königs, ganz abgesehen von Rache, auch auf Landerwerb und Unterjochung gerichtet waren.[1]) Das ungarische Heer fiel im Jahre 1246 in Österreich ein und nahm keine geringen Verwüstungen vor.[2]) König Béla IV. erklärt selbst in einer Urkunde vom Jahre 1256, er sei nach dem Tatareneinbruche aus dem Küstenlande zurückgekehrt und habe sein Heer wider Österreich geführt. Damals habe Graf Achilles Österreich

[1]) Huber: Gesch. Österreichs, I, 528. Lorenz: Gesch. König Ottokars II. von Böhmen, 107.

[2]) Über diese Verwüstungen siehe die Jahrbücher bei Pertz: Mon. Germ. IX, 508. 546. 599. 600. 642. 643. 655. 792.

von Preßburg an bis Wien verwüstet.[1]) Dieser Achilles war Graf von St. Georgen und Bruder des Kozma.[2]) Beide empfingen wegen ihrer damals erworbenen Verdienste die Schloßgründe von Bösing als königliche Schenkung. In diesem Kriegszuge hatte das ungarische Heer den Herzog Friedrich von Österreich an der Leitha nicht nur zur Annahme einer Schlacht gezwungen, sondern ihn auch seines Lebens beraubt.[3])

Dieses Ereigniß konnte nicht ohne politische Folgen bleiben. Mit Friedrich war der Mannesstamm der Herzoge von Babenberg ausgestorben. Das zog eine Änderung der politischen Lage der österreichischen Provinzen nach sich. Auf gleiche Weise suchten jetzt Ungarn und Böhmen sich in dem herrenlosen Lande so vortheilhaft als thunlich festzusetzen. Im Jahre 1252 fällt König Béla von Neuem in Österreich, Mähren und Steiermark[4]) ein und macht deren Besitz Ottokar von Böhmen streitig. Dadurch wuchsen mit einem Male die Feindseligkeiten zwischen Béla und Ottokar in hohem Grade. Nur dem Dazwischentreten der römischen Curie und ihrem großen Eifer in Sachen der Aussöhnung war es zu danken, daß sich die beiden einander wegen des Machterwerbes eifersüchtigen Fürsten wieder näherten. Auch stellte es sich heraus, daß

---

[1]) dum de maritimis redeuntes ... contra Ducem Austrie exercitum mouissemus, idem Achilleus, regnum Austrie vsque Viennam a Posonio pro fidelitate nobis debita deuastauit. Fejér: Cod. Dipl. IV. II, 589.

[2]) Wertner: Die Grafen von St. Georgen und Bösing, Wien 1891, auf der beigefügten Stammtafel.

[3]) Nach den Vermuthungen Einiger wurde er nicht von einer ungarischen Waffe getroffen, sondern bekam von einem seiner Unterthanen den Lanzenstich ins Auge. Einer ungarischen Waffe schrieben einheimische Chroniken seinen Tod zu. So Kézai (Gesta Hung. Cap. IV.), Marcus (Chronica, Cap. 80.) und das Chron. Bud. (Podhraczky, 201.).

[4]) Dies beweisen die Urkunden König Bélas, die in castris iuxta Wiennam ausgestellt sind. Fejér: Cod. Dipl. IV. II, 168. Außerdem Mon. Hung. Dipl. XII, 342. Überdies auch der Brief des Papstes Innocenz, worin er den König Béla vor der Verwüstung der österreichischen Kirchengüter warnt. Prepositus et Conventus Ecclesie Sancte Marie in Nyumburch (Klosterneuburg), schreibt der Papst, nobis significare curarunt, quod .... rex Hungarie, pluries terram ipsius Ecclesie inuadens, hostiliter villas et alia bona, ad eandem Ecclesiam spectantia, dissipauit. Fejér: Cod. Dipl. IV. II, 195. Der Brief ist wol vom Jahre 1153 datirt aber dieses Datum ist fehlerhaft, denn er stammt aus dem Jahre 1252. Dieser Kriegszug ist ausführlich in der Reimchronik des Ritters Ottokar (Cap. XXI bis XXX) behandelt.

die ungarischen Waffen zur Zeit im Osten stark beschäftiget waren, wo zumeist die Tataren das Land beunruhigten,[1]) und daß das böhmische Schwert nicht so kraftvoll war, um entscheidend aufzutreten. Die Geschäftsträger der beiden unterhandelnden Parteien kamen demzufolge wegen Stipulationen am 3. April 1254 nach Ofen. Sowol von Seite Ottokars als Bélas nahmen die vornehmsten Herren an der Berathung Theil, bei welcher nach vielem Streiten endlich eine Übereinkunft betreffs einiger Hauptpunkte erzielt wurde. Im Sinne derselben blieb Österreich im Besitze Ottokars, Steiermark aber wurde derart zwischen Béla und Ottokar getheilt, daß die Mur zwischen ihnen die Grenzlinie bildete. Der Rücken des Semmering und alles Land jenseits desselben wurde zum Besitze Ottokars geschlagen. Man stellte zugleich fest, daß der auf dieser Basis abzuschließende endgiltige Friede bei persönlichem Erscheinen der beiden Fürsten in Preßburg zu schließen sei.[2]) Als sich aber die beiden Fürsten gemäß dieser Übereinkunft wirklich in Preßburg treffen sollten, lag es am Tage, daß es Beiden an gegenseitigem Vertrauen fehlte. Ottokar wollte nur in Hainburg, Béla lediglich in Preßburg erscheinen. Es wurde somit eine starke Einflußnahme von Seite des Papstes nöthig, bis Ottokar endlich nachgab und nach Preßburg kam. Hier wurde dann Anfangs Mai des Jahres 1254[3]) der Ofener Präliminar-Friede zwischen den beiden Fürsten thatsächlich ratificirt.[4])

---

[1]) Fejér: Cod. Dipl. IV. II, 218. Theiner: Mon. Hist. I, 385.

[2]) Die darauf Bezug habende Original-Urkunde findet sich im Familien-Archive des Fürsten Schwarzenberg zu Wittingau. Kurz hat sie in seinem Werke: Österreich unter Ottokar und Albrecht, I. II, 171. Beilage 1, publicirt. Boczek: Cod. Dipl. et Epistol. Moraviae, III, 181. Außerdem Huber: Mittheilungen des Institutes, IV, 52.

[3]) Nach Lorenz (Gesch. Ottokars, 117) hielt sich Ottokar nur einige Tage hier auf, denn am 1. Mai war er schon in Wien. Nach dieser Angabe hätte die Zusammenkunft der Fürsten in den letzten Tagen des Aprils stattgefunden. Wir halten dafür, daß diese Zusammenkunft erst nach dem 1. Mai stattgefunden hat, wozu auch der Umstand einen Beweis liefert, daß sich Ottokar in einer Urkunde vom 1. Mai noch Herzog von Steiermark nennt, was er nach dem ratificirten Frieden nicht mehr thun durfte und auch nicht gethan hat.

[4]) Cont. Chronici Cosmae Prag. 175. und Cont Chron. Sancrucens. II, 643.

Die Ratification des Preßburger Friedens war ein so gewichtiges Ereigniß, daß der Cardinal Bernhard von Neapel, der päpstliche Legat, es im ganzen Lande festlich begehen ließ. Er reiste auch nach Prag, wo er durch eine Festprozession den Abschluß dieses Friedens feierte.[1]) Nun nahm König Béla Steiermark in seinen Besitz und sandte sogar seinen Sohn, Stephan, theils aus dem Grunde dahin, um den mit ihm nicht im besten Einvernehmen lebenden Prinzen und zur Zeit bereits jungen König von den heimischen Angelegenheiten abzulenken, theils darum, um dadurch, wie er glaubte, die Zuneigung der Steiermärker zu gewinnen. Diese waren aber mit dem Hergange der Ereignisse durchaus nicht zufrieden. Die Übereinkunft von Ofen und der Friede von Preßburg hatten den Dingen einen anderen Verlauf gegeben, als ihn die Steirer gewünscht hatten. Ihrer Unzufriedenheit verliehen sie sehr bald deutlichen Ausdruck. Es hatte nämlich den Anschein, als ob die Bedrückung des ungarischen Regimentes das ganze Land in Aufruhr versetzt habe. Der Reimchronist weiß auch von dem Drucke dieses ungarischen Regimentes höchst ergötzliche Dinge zu erzählen. Nach ihm waren ungarische Willkür, Übermuth und Störrigkeit die Ursachen der allgemeinen Unzufriedenheit.[2]) Nun fällt es aber auf, daß die Reimchronik keinen concreten Fall anzugeben weiß, der diese allgemein gehaltenen Klagen rechtfertigen würde. Dieses Versäumniß tragen auch andrerseits die übrigen gleichzeitigen Chroniken nicht nach. Nichts findet sich darin, was das Verfahren der ungarischen Regierung als des Hasses werth kennzeichnete. Die diplomatischen Denkmäler liefern ganz im Gegentheil für die Vorzüge der ungarischen Verwaltuug und Rechtspflege sprechende Beweise. Wir entnehmen denselben, daß die steiermärkischen Elemente von der Verwaltung nicht ausgeschlossen waren. Gottfried von Marchpurg, später Wulfing von Stubenberg haben die Stelle des Landesrichters und Friedrich der Jüngere von Pettau die Stelle des Landmarschalls inne.[3]) Das ungarische Rechtsgefühl und die ungarische Gerichtspflege konnten aber auch keinen Grund zur Klage geben. Die Cistercienser

[1]) Pertz: Mon. Germ. Script. IX. 175.

[2]) Reimchronik. Cap. 42 und 43.

[3]) Fröhlich: Dipl. Stiriense. Darin sind die betreffenden Urkunden mitgetheilt. Außerdem Lorenz: Ebenda, 189.

von Heiligenkreuz wurden in ihrem ungarischen Besitze neu bekräftiget. Der Äbtissin von Göß wurde eine Menge Gutsbesitz richterlich zugesprochen. Das Kloster von Admont wurde gegen einen gewissen Luitold von Lampach in Schutz genommen. Die Privilegien und Rechte des Klosters Rein wurden vermehrt. Den Karthäusern wurde das Spital von Zerewald übergeben. Der deutsche Ritterorden wurde in alle seine steirischen Besitzungen eingeführt, deren er seit langen Jahren beraubt gewesen war.[1]) Das sind gewiß solche Thatsachen, die die Chronik des Ritters Ottokar widerlegen. Die Ursache der Unzufriedenheit der Steiermärker war auch wirklich keine andere, als überhaupt Abneigung gegen fremde Herrschaft. Dieselbe glich jener, vermöge welcher auch heute noch einige, unter der h. ungarischen Krone vereint lebende, nicht magyarische Nationalitäten die magyarische Hegemonie als Bedrückung erachten und diese magyarische Oberherrschaft vor dem Auslande in möglichst schlechten Ruf bringen, wo man doch ganz leicht einsehen könnte, daß dem ganzen Klaggeschrei die Basis der Berechtigung mangelt. Wäre eine solche Berechtigung vorhanden, so würden die unzufriedenen Elemente wol früher oder später ihr Los ändern. Die Auswanderungen in Ungarn sind an der Tagesordnung, doch der Auswanderer ist nicht der Rumäne, nicht der Südslave, nicht der Deutsche, am wenigsten der Siebenbürger Sachse. Der Magyare wandert aus und mit ihm noch der Slave Oberungarns, um sich nach einigen Jahren neuerdings in die Heimat zurückzusehnen.

Wir dürfen außerdem nicht vergessen, daß die Besetzung der Steiermark eigentlich eine militärische Occupation war.[2]) Militärherrschaft war überall und zu allen Zeiten härter als bürgerliche Gewalt. Das bringt die militärische Organisation mit sich und so fanden auch die Steiermärker die Lage für ihre bürgerlichen Gepflogenheiten nicht nach Wunsch. Der Adel und die Aristokratie des Landes waren seit der Zeit, als dasselbe ein mit dem römisch-deutschen Reiche locker verbundenes Lehen gebildet hatte, an den ungeschmälerten Genuß der ständischen

---

[1]) Fejér: Cod. Dipl. IV. II, 358. Lorenz: Gesch. Ottokars II. von Böhmen, 185.

[2]) Waz er purg inn hat, Mit Ungern waren sie besetzt, sagt die Reimchronik.

Rechte und Freiheiten gewohnt. Sie liebten es, sich auf die bis in die Zeit Ottokar VI. zurückreichenden und von Kaiser Friedrich II. bestätigten Freiheitsbriefe zu berufen, die jetzt, als das Land unter ungarische Botmäßigkeit gekommen war, in ihrer Geltung nicht erneuert wurden, auch nicht erneuert werden konnten, weil Steiermark nur zum Theile im Frieden von Preßburg der ungarischen Regierung übergeben ward. Diese letztere zwang aber dabei den niederen und den hohen Adel des Landes auch zur Herausgabe jenes Gutsbesitzes, welchen sich derselbe während der herrenlosen Zeit eigenmächtig angeeignet hatte.[1])

Weder die Nationalität des Ungarn, noch seine Lebensgewohnheiten, noch der tyrannische Druck der Regierung machten also die Ursachen der Unzufriedenheit aus. Die aufgestachelte politische Agitation berief sich lediglich auf den Titel des Selbstbestimmungsrechtes und war daher des Glaubens, fremde Herrschaft mit fremden Machtmitteln untergraben zu können. Die Steiermärker baten Ottokar, ihnen Hilfe zu senden. Obwol er anscheinend der Versuchung anfangs widerstand, so gab er am Ende des Jahres 1259 der Aufforderung dennoch nach. Er versprach den Steirern Hilfe und sandte ihnen auch thatsächlich österreichische Succurstruppen, mit denen vereint das Hinausdrängen der Ungarn in Angriff genommen wurde.

Wenn es auch nicht glaubhaft erscheint, daß die Ungarn binnen eilf Tagen aus Steiermark herausgedrängt wurden,[2]) so bleibt es immerhin Thatsache, daß die ungarischen Besatzungsmannschaften sich dort ungemein verringerten und daß der Krieg zwischen Ottokar und Béla bereits im Jahre 1260 entbrannte.

Der Schauplatz des Kampfes war abermals jene weite Ebene, die zwischen der Donau und der March in der Nähe von Preßburg liegt. Ottokar erschien mit Böhmen, Österreichern, Mährern, Schlesiern, Kärthnern, Salzburgern, Sachsen und Brandenburgern, die beiden

---

[1]) Muchar: Geschichte Steiermarks, V, 253—264.

[2]) Auch Lorenz macht darauf aufmerksam, diese Angabe der Reimchronik nicht buchstabengetreu zu nehmen, da es sicher ist, daß die Ungarn Pettau nicht verlassen haben und daß es noch einige andere Burgen gab, in denen sie geblieben. Ebenda, 192.

ungarischen Könige aber mit ungarischen, russischen, polnischen, bulgarischen, galizischen, serbischen und tatarischen Truppen auf der Wahlstatt. Ottokars Heer marschirte in langer unterbrochener Linie ursprünglich auf jenem breiten Raume auf, welcher von der Marchmündung bis Gänserndorf und sogar noch weiter hinausreicht. Ottokar that dies nicht aus dem Grunde, um sich gegen eine etwaige Umgehung zu sichern, sondern weil er bezüglich der Disposition seiner Truppen mit sich nicht ins Reine gekommen war. Das ungarische Heer hatte sich am linken Ufer der March von Theben an bis nach Hochstätten im Preßburger Comitate und in östlicher Richtung bis Zohor, Stampfen, Maast und Preßburg aufgestellt. Die neogenen Bodenerhebungen, welche die westliche Vorstufe der Granitmasse der kleinen Karpathen bilden, dienten den Brigaden der Ungarn und deren Hilfsmannschaften als Aufstellungsort und waren somit allen jenen, die auf der andern Seite des Flusses standen, sofort leicht wahrnehmbar. Umgekehrt aber konnte sich auch der in der tiefen March-Alluvialebene hin und her ziehende Feind dem Späherauge der Ungarn umsoweniger verbergen, weil die bei Kroissenbrunn beginnenden Terrainwellen der durch die Entfernung hervorgerufenen Einsenkung das Gleichgewicht halten.

Es vergingen mehrere Tage, bis Ottokars Truppen endlich immer mehr zur Marchlinie herankamen, so daß sie sich am rechten Ufer der March von den Marchmündung bis nach Marchegg zu ausbreiteten. Auf diese Weise sahen die beiden feindlichen Heere in des Wortes wahrster Bedeutung einander in die Augen, so daß mündliche Herausforderungen über den Fluß hinüber an der Tagesordnung waren.[1]) Trotz dieser unmittelbaren Nähe aber floßen die Tage dahin, ohne daß der eine oder der andere Gegner sich aus seiner beobachtenden Stellung gerührt hätte. Die beiden Heere schied die March derart von einander, daß an eine Überrumpelung kaum zu denken war. Die Unthätigkeit hatte jedenfalls den Anschein, daß keiner der Gegner sich für

[1]) **Sicque factum est, ut nostra et aduersariorum castra solum dunxaxat deuideret fluminis meatus.** Epistola Ottokari, bei Boczek: Cod. Dipl. et epist. Moraviae, III, 286.

den Entscheidungskampf vollständig gerüstet halte und gewisse Anzeichen wiesen darauf hin, daß keine Partei so übermächtig war, wie wir dies in einigen Chroniken und neueren historischen Werken lesen. Endlich mußte aber doch dieser Thatenlosigkeit ein Ende gemacht werden. Die Initiative ergriff Ottokar. Er bot dem König Béla einen Waffenstillstand an, während welchem entweder dieser über die March herüber gehen solle, oder wenn Béla dem abgeneigt sei, er selbst sein Heer über die March führen werde.[1]) König Béla entschied sich für das erstere,[2]) worauf Ottokar seine Truppen von der March zurückzog, um dem herüberkommenden ungarischen Heere Raum zu schaffen. Damit kamen die österreichisch-böhmischen Truppen zu jener Aufstellung, die von Kroissenbrunn, Breitensee und dem heutigen, damals noch nicht bestehenden Marchegg markirt wird.

Ein Theil des Ungarnheeres eröffnete nun thatsächlich den Übergang. Die Truppen kamen bei Theben-Neudorf gegenüber dem heutigen kaiserlichen Lustschlosse, Schloßhof, auf das rechtseitige Ufer. Einige Heeressäulen gebrauchten aber auch die zwischen Neudorf und Marchegg von der March gebildeten Inseln und gingen so über den Fluß. Sie besetzten die Gegend, welche zwischen Marchegg und Kroissenbrunn, beziehungsweise zwischen dem Mühlgraben und dem Stampfelbache liegt. Es ist jene Fläche, welche die Preßburg-Wiener Staatsbahn von Marchegg aus mit ihrer Linie Schönfeld-Lassee-Siebenbrunn eben in der Mitte durchschneidet. Die deutschen Jahrbücher und auch Ottokar erwähnen es klagend, daß Stephan, der junge König, den Flußübergang früher begonnen habe, als es nach dem abgeschlossenen Waffenstillstande gestattet gewesen wäre.[3]) Anstatt am 12. Juli 1260 um Mittag mit seinen Truppen die March zu übersetzen, habe er dies schon am Morgen dieses Tages gethan. So viel ist gewiß, daß er mit seinen Kumaniern den Angriff begonnen hat.[4]) Er versuchte einen heftigen Anprall

---

[1]) obtulimus optionem, ut videlicet vel illa nobis cederet, quatenus ad eandem gerendi belli causa transire possemus, vel nos id parti adverse concederemus. Epistola Ottokari.

[2]) Epistola Ottokari ebenda.

[3]) per vada inventa, et sibi aptata clam nocte ad nostram partem cum omni suo exercitu transierunt. Epistola Ottokari.

[4]) Et cum diceremus pax et securitas, subito cum inenarrabili multitudine contra nos improvisos apparuerunt in campo. Ebenda.

auf die schwerbewaffneten Reiter Ottokars, aber an dieser compacten Masse wurde sein leichter Reiterangriff zu Nichte und damit war auch der Ausgang des Feldzuges entschieden. Das Resultat des Zusammenstoßes war, daß das Ungarnheer eine Niederlage erlitt und sich in aller Eile wieder hinter die March zurückzog.

Die österreichischen Jahrbücher stellen die damalige Niederlage der Ungarn als eine ungeheure dar. Die auf dem Schlachtfelde gebliebenen geben sie mit 18,000, die in der March Ertrunkenen mit 14,000 an. Nun ist es jedoch kein Zweifel, daß diese Zahlen übertrieben und nur im Interesse der Aufbauschung der Größe dieses Sieges erfunden worden sind.[1])

Es fällt nämlich auf, daß Ottokar in jener Zuschrift, die er an den Papst nach Rom gelangen ließ, über diese fabelhafte Zahl Gefallener kein Wort verliert. An einer Stelle erwähnt er wol, daß die in die March gestürzten Menschen und Rosse gleichsam eine natürliche Brücke gebildet hatten, worauf man auf das andere Flußufer hinüber gehen konnte, und daß das Wasser der March vom Blute roth gefärbt war. Aber aus der ganzen Darstellung, besonders dort, wo er das ungarische Heer mit den durch das rothe Meer ziehenden Heerschaaren der Egypter vergleicht, ist sofort zu entnehmen, daß er nichts anderes als eine bloße Hyperbel sagen wollte.

Nichtsdestoweniger überrascht der Ausgang der Schlacht jedenfalls und zwar darum, weil bei Ottokar die Wahrscheinlichkeit für einen Sieg nur eine geringe war. So viel Schönes und Ruhmvolles auch czechische Geschichtsschreiber über Ottokar erzählen, wir haben dennoch zu betonen, wenn wir auch zugeben, daß daran viel Wahres ist, daß eine ihrer Behauptungen entschieden unwahr erscheint. Es ist die, daß Ottokar ein großer Feldherr war. In seiner gesammten Kriegsführung gab er viele zweifellose Beweise des Mangels an Feldherrntalent.[2]) Wol können auch ausgezeichnete Feldherrn durch ungünstige Verhältnisse Schlappen und Verluste erleiden, aber es kommen bei

[1]) Auch Lorenz macht in dieser Hinsicht eine richtige Bemerkung. Gesch. König Ottokars von Böhmen, 107. 108.

[2]) Dies ist auch die Ansicht Lorenz' und er beweist sie mit mehreren Beispielen. Ebenda, I, 198 und 201.

kriegerischen Operationen auch Unfälle und Verluste vor, die nicht mehr die ungünstigen Folgen unberechenbarer Ereignisse, sondern die traurigen Mißerfolge eines fehlerhaften Planes, unrichtiger Berechnung und verfehlter Combination des Feldherrn sind. Wenn Ottokar bei Mühldorf ins Mißgeschick gerathen ist, so war dasselbe nicht als Folge dessen aufgetreten, daß die Brücke unter der Last des darüber marschirenden Heeres eingestürzt war, sondern weil er mit schlechter Feldherrnmaßnahme sein Heer eben nach Mühldorf geführt hatte. Wir haben aber nicht einmal bis Mühldorf zu gehen, um von Ottokars strategischem Talente den rechten Begriff zu erlangen. Sein Kriegszug wider Béla bietet an und für sich in dieser Richtung genug Lehrreiches. In seiner Truppendislocation war keine Planmäßigkeit. Der Zufall hat hiebei mehr entschieden als die Berechnung des Feldherrn. Ottokar ist bei Laa über alles, was um ihm vorgeht, in so hohem Grade ununterrichtet, daß Prinz Stephan wie ein Blitzstrahl in seine überraschten Heerschaaren hineinfahren konnte, bevor noch dieselben zum Aufmarsche gelangt waren. Die kaum auf zehntausend Mann sich beziffernden ungarischen Recognoscirungstruppen drangen mordend, verwüstend und plündernd bis zum Lager des Oberfeldherrn Ottokar vor. Wer sich dann nach dem ersten Schrecken zur Verfolgung des sich zurückziehenden Prinzen aufmacht, ist noch schlimmer dran. Die im Hinterhalte stehenden ungarischen Truppen mähen an vierhundert der besten Reisigen [1]) nieder, so daß Ottokar wirklich guten Grund hatte beim Anblicke der Todten und der Verwüstung in Verzweiflung zu gerathen.[2]) Seine Unüberlegtheit oder, besser gesagt, sein Mangel an strategischem Talente ging so weit, daß einige Stunden vor Ablauf des mit Béla geschlossenen Waffenstillstandes in seinem Lager noch überall die größte Unordnung herrschte. Seine Truppen waren nicht nur ungeordnet, sondern nach Ottokars eigener Aussage theils am andern

---

[1]) Cont. Chronici Sancrucensis II. ad an. 1260.

[2]) Et cum in spe threvgarum vix decima pars nostri exercitus penes nos pro nostre custodia persone remansisset, eo quod plures de nostris transito Danubio oppidum Hemburg intrauerant, alii vero cum curribus descenderant ad stationes et loca castrorum. Epist. Ottokari, bei Boczek ebenda, III, 286—287.

Ufer der Donau in Hainburg, theils auf Requisition von Lebensmitteln und Futter[1]) überall zerstreut, so daß beim Angriffe der Ungarn Alles[2]) verloren erschien und auch verloren gewesen wäre, wenn bei den Operationen der Feldherrn nicht auch solche Erfolge einträten, die einzig und allein nur durch günstige Umstände erzielt werden. Es war ein reiner Zufall, daß der Vorsturm des jungen Königs Stephan bei Kroissenbrunn auf die Schwadronen der schwer bepanzerten Reiterei stieß.

Dieser unbesonnene Vorsturm Stephans entschied, wie bereits erwähnt, die Schlacht. Daß Stephan denselben so angeordnet hat, fällt ungemein auf. Es ist nämlich nicht zu läugnen, daß in diesem unbändigen und in militärischen Dingen nicht unbewanderten Feldherrn nicht nur Kühnheit, sondern auch Talent vorhanden war. Wegen dieser Kühnheit trifft ihn aber geradewegs der Vorwurf, daß sie in Vermessenheit ausartete. Den kriegerischen Maßnahmen Ottokars gegenüber erscheint uns aber dieselbe dennoch begreiflich. Daß man nämlich im ungarischen Lager besser über die Verhältnisse des Feindes unterrichtet war als im Lager Ottokars über die Ungarn, ist zweifellos. Die Waghalsigkeit des jungen Prinzen verstieg sich so weit, daß er das Herüberkommen der gesammten ungarischen Streitkraft gar nicht abwartete und somit seinen Angriff von diesem Standpunkte aus zu vorzeitig unternommen hat.[3]) Aber auch dieser Fehler fällt nicht so sehr seinen Fähigkeiten zur Last, als vielmehr den unseligen Familienverhältnissen, die zwischen Béla und Stephan die Eintracht vernichtet hatten. Stephan und Béla standen einander zu wiederholten Malen nicht nur als ergrimmte, wüthende Blutsverwandte, sondern auch als feindliche Feldherrn gegenüber. Der Sohn kämpfte gegen den Vater, weswegen

[1]) Hostes nostri fraude pleni in modum semicirculi per ordinatas acies nos cingentes nisi Dominus adiuvisset, vivos forsitan deglutissent. Ebenda.

[2]) Annales Otakar. 183. Außerdem Hermannus Altahensis. Pertz Mon. Germ. XVII, 402.

[3]) Ottokar spricht wol vom gesammten Ungarnheere, cum omni suo exercitu transierunt. Daß wir es jedoch nicht im buchstäblichen Sinne zu nehmen haben, geht daraus hervor, daß die Zeitgenossen nur Stephan beschuldigen, er habe den Waffenstillstand gebrochen und vor der Zeit den Angriff unternommen. Es mußte daher ein Theil des Heeres, gewiß der größere, um die Zeit des Verlustes der Schlacht am linken Ufer der March sich befunden haben.

wir die Begier des ungestümen Jünglings leicht begreifen können, daß er vor dem Anlangen seines Vaters auf der Wahlstatt Ottokar zu demüthigen suchte, um den Ruhm des Triumphes ganz allein und im Vereine mit seinen geliebten Kumaniern einzuheimsen.

Sei dem aber, wie ihm wolle, Ottokar kam unerwartet und ohne jedes Verdienst von seiner Seite zum Siege. Er konnte später sehr richtig sagen, daß „der Sieg ein Geschenk Gottes“ gewesen.[1] Zur Beurtheilung der Lage haben wir außerdem noch den Umstand hervorzuheben, daß nach der Auseinandersprengung der Kumanier die über den Fluß noch nicht herübergelangten ungarischen Truppen im Glauben, die gesammte böhmische Kriegsmacht rücke nun siegreich heran, ebenfalls nur in der Flucht ihr Heil suchten.

Die Straße von Theben-Neudorf nach Preßburg mußte damals mit Flüchtlingen bedeckt gewesen sein. Sowol die auseinandergesprengten Schaaren Stephans, als die gar nicht in Aktion gerathenen Truppen des Königs zogen sich in der Richtung nach Preßburg zurück. Wie schnell dies geschah, beweist der Umstand, daß sie das Lager sammt der ganzen Ausrüstung im Stiche ließen, so daß es in Feindeshand kam.[2] Diese Thatsache erweist, daß die am linken Ufer der March stehenden Truppen in Folge der Flucht der Kumanier des Prinzen Stephan bezüglich der strategischen Bewegung des böhmischen Heeres in Verwirrung geriethen. Solche Mißverständnisse sind in der Kriegsgeschichte nicht selten. Die Flüchtlinge überschwemmten in kurzer Zeit Preßburg. Auch König Béla kam hieher, während man in der ersten Zeit über König Stephan nichts erfahren konnte. Das Gerücht seines Todes wurde offen verbreitet. Es scheint, daß er sich in der Richtung von Stampfen geflüchtet hatte.[3])

Nachdem das Kriegsglück zu Gunsten Ottokars entschied, hätte

---

[1]) sed de celo victoria datur munere magni Dei.

[2]) castra intrarent (= nonnulli) et occupantes currus, tentoria et expensas, queque preciosa spolia acceperunt. Epistola Ottokari. Ebenda.

[3]) Nach vaterländischen Chroniken in der Richtung nach Hainburg. Victus fugit circa Haymburg tertio Idus Iulii. Marci Chron. Cap. 81. Chron. Bud. Podhraczky 201. Es ist jedoch unzweifelhaft, daß Stephan nicht gegen Hainburg floh, denn da wäre er ja in die Arme des Feindes gelaufen. Daß er nicht verwundet wurde, geht aus einer von Fejér (IV. III, 185.) mitgetheilten Urkunde hervor.

er die Ungarn auf ihrer Flucht zu verfolgen gehabt. Dies hat er jedoch zu thun unterlassen. Die Chroniken und nach diesen einige neuere Schriftsteller sprechen zwar von einer durch die Böhmen ins Werk gesetzten heftigen Verfolgung, doch widerlegt Ottokar selbst diese am besten, da er in dem obenerwähnten Briefe kein Wort davon erwähnt. Nach ihm sind nur Einige auf der durch die Leiber der Todten gebildeten Brücke über den Fluß gegangen und nahmen das von den Ungarn verlassene Lager sammt den Wagen und Zelten in Besitz.[1]) Er selbst hielt es für sehr gerathen „sich zu mäßigen" und den Sieg nicht ganz auszubeuten, da ein friedliebender Nachbar besser sei, denn ein unterdrückter Rebell. Obgleich er nach diesem Siege Ungarn ganz leicht in seine Gewalt hätte bringen können, hielt er es für vortheilhafter sich der Freundschaft des Nachbars zu versichern.[2])

Nach diesem ist es klar, daß Ottokar nach dem Siege bei Marchegg nicht nach Ungarn gezogen war, um es zu unterjochen, denn er hätte dies in seinem Briefe, in dessen Tone eine mit christlicher Gottesfurcht vereinte Ruhmredigkeit unverkennbaren Ausdruck findet, unbedingt erwähnt. Sein Brief ist aber im Gegentheile der sprechendste Beweis, daß der Sieg bei Marchegg nicht gar so glanzvoll sein konnte, als er in den Geschichtsbüchern dargestellt wird.[3])

---

[1]) quasi perfectos pontes nonnulli ex nostris aduersariorum castra intrarent. Epistola Ottokari. Ebenda.

[2]) Quamuis igitur post triumphum diuinitus nobis datum, quemadmodum communiter videbatur, Regnum Ungarie, nostre dicioni poterimus subiugare, et idem in perpetuam premere seruitutem, aduertentes tamen, quod melius sit bonum vicinum habere concordem quam superare et exterminare rebellem. Ebenda.

[3]) Diesen Brief Ottokars haben Katona und Pray bezüglich seiner Glaubwürdigkeit in Zweifel gezogen, doch unsrer Ansicht nach ohne Grund. Auch Lorenz bemerkt, daß man dann den Brief sehr früh hätte unterschieben müssen, da er bereits in der Chronik des Pulkava aufgenommen ist. Die Glaubwürdigkeit des Briefes ist nach unserer Ansicht dadurch erwiesen, daß wir in ihm keine concreten Daten für den Beweis eines „großartigen Sieges" finden, da es solche Daten faktisch nicht gibt. Die Hauptquelle der Schlacht bei Marchegg liefern die Annales Otakar, und die Reimchronik des Ritters Ottokar. Diese ist aber, wie der österreichische Geschichtsschreiber Huber sagt, „ein Phantasiegemälde voll Poesie aber ohne faßbares Detail." Nach Lorenz ist sie nicht so sehr poetisch als eigentlich mehr czechisch, wol nicht geschrieben, sondern gedacht. Er ermahnt auch ausdrücklich, daß die „Details in dieser Chronik jedesmal mit aller Ge-

Übrigens offenbart dies auch noch ein anderer Umstand, der nämlich, daß der Sieger auf die großen Errungenschaften des ihm zugefallenen Sieges nicht allzu sehr vertraut hat. Aus dem Grunde nahm er die Friedensbedingungen willig an, die der von König Béla eiligst zu ihm entsandte Palatin Roland anbot. Nach denselben entsagte König Béla dem Besitze der Steiermark und zog seine Truppen aus Pettau und einigen anderen von diesen Truppen besetzt gehaltenen Orten zurück. Überdies wurde sein zweitgeborner Sohn Béla mit der Nichte Ottokars, der Tochter Ottos von Brandenburg, seine Enkelin Kunigunde, die Tochter des Ratislav von Halics, des Banus von Machau, hingegen mit König Ottokar verlobt.[1])

Das nun folgende Jahr 1262 war für Preßburg, ja sogar für das ganze Land, von großer Bedeutung. Damals kam gerade in unserer Stadt der Friede zu Stande, der den inneren, d. h. den Bürgerkriegen mindestens für eine Zeit lang ein Ziel setzte.

In der Geschichte unserer Heimat riefen während der Regierung der Könige aus dem Árpádenhause die inneren Kriege ein furchtbares Wüthen und schreckliche Zwietracht hervor. Vielleicht in der Geschichte keiner einzigen Nation hat der Bruderkrieg seinen Hydrakopf so gefahrdrohend und mit so blutgieriger Bosheit erhoben, wie eben bei uns. Parteigängerei hat von allem Anfange an ein Grundübel unserer Nation gebildet und dieses äußerte sogleich seine Folgen, sobald es auch noch künstlich angefacht wurde. Während wir zur Zeit der Herzoge aus dem Stamme Árpáds von einer Zwietracht der Nation keine Kunde haben, löst in der Zeit der Könige aus dem Árpádenhause ein Zwist den andern ab.

---

nanigkeit zu prüfen" und dort nicht zu gebrauchen sind, „wo sie von böhmischen Heldenthaten sprechen." Geschichte Ottokars II. v. Böhmen, 190. 201. Sogar Palacky meint von der Chronik, daß „aus ihr keine Geschichte zu schöpfen ist." Geschichte von Böhmen, II, 212. Die Daten der Annales Melicenses, des Chronicon Sampetrense und der Annales S. Rudbergi Salisburgenses sind hingegen sehr lückenhaft.

[1]) König Béla IV. schreibt in einer Urkunde des Jahres 1263, worin er Krainburg dem Probste Tobias von Agram verleiht, wie folgt: guerantibus nobis cum Rege Boëmorum ... quum aliter pacari non possemus, nisi inter nos et predictum Regem Boëmorum ordinassemus parentelam, dando sibi in matrimonium neptem nostram. Fejér: Cod. Dipl. IV. III, 101.

In der Zeit der Herzoge unterdrückte die Verfassung der Nation das Übel, denn der Blutvertrag hat die Wahl des jeweiligen Herzogs begründet. Als aber die alte Verfassung in die christliche Monarchie überging, wurde die Thronfolge nicht gehörig festgesetzt. Doch war dies noch nicht eine Steigerung des Übels, denn auch unter der Monarchie hätte man die uralte Verfassungsgepflogenheit befolgen können: man konnte aus der herrschenden Dynastie, aus der Familie des abgeschiedenen Königs die tauglichste Persönlichkeit wählen. Das Übel aber schlich sich dadurch ein, daß unsere Könige die souveräne Würde des „jungen Königs" einführten oder deren Einführung gestatteten, und dadurch einen Staat im Staate schufen. Die königlichen Prinzen bekamen ein Drittel des Landes nicht nur zu ihrer Erhaltung, sondern auch zur Regierung unter Ausübung einiger Majestätsrechte. Damit war der Same der Parteigängerei ausgestreut. In der Familie des Königs erhob sich der Sohn wider den Vater. Zwischen Eltern und Kindern, zwischen Geschwistern kamen Blutvergießen, Verfolgungen, Gewaltsamkeiten, Blendungen als etwas Gewöhnliches vor. Nun wurde aber hiedurch auch die Nation in Parteien zerklüftet, was blutige innere Fehden und unrühmliche Einmengungen von Seite des Auslandes nach sich zog. Die unzufriedenen Elemente, jene Velleitäten, die nur zu gewinnen und nichts zu verlieren hatten, fanden auf diese Weise immer ihre Schätzer. Da standen sie dem alten Könige zur Seite, dort waren sie ihm abtrünnig und hielten zu seinem mehr versprechenden Sohne und umgekehrt. Eine Partei trieb die Getreuen der andern in Verbannung, confiscirte und verschenkte deren Güter, wodurch eine völlige Verwirrung und Unsicherheit in den Besitzverhältnissen eintrat. Zugleich rief dies die allmälige Verarmung der Nation hervor. Weil aber der Schluß des Ganzen ein Bürgerkrieg war, sank die Nation moralisch und physisch herab. Die Besten der Nation verbluteten auf ruhmlosen Schlachtfeldern.

Kein geringeres Übel verursachten einige in der Periode der Árpáden bei uns zu großer Macht gelangte Volksstämme. Unter diesen ragen die Kumanier zumeist hervor. Dem Christenthume abgeneigt, lebten sie unstät und bildeten in Folge ihrer großen Anzahl dort, wo sie erschienen, keine geringe Gefahr. Mehrere unserer Könige haben

diesen Volksstamm übermäßig in Schutz genommen und mit ihm das in Folge nationaler Zwietracht gestörte Gleichgewicht wieder herstellen wollen. Die Kumanier haben sich gar oft wider jene Nation erhoben, die sie gastfreundlich aufgenommen hat. Man kann sagen, daß sie eine ständige Gefahr in so lange für die allgemeine Sicherheit und die Civilisation bildeten, bis sie auf gemeinsamen Boden, auf dem Christenthume fußend, eben durch die christliche Gesittung mit der Nation selbst zusammenschmolzen.

Diesen eben vorgetragenen Umständen entwuchs das Blutvergießen zwischen dem jungen Könige Stephan und seinem Vater, Béla IV. Dieser Bürgerkrieg forderte blutige Opfer. Das Land ging darüber beinahe zu Grunde. Die Folgen davon konnte man nachmals um so mehr fühlen, weil auch das Wenige von Vernichtung bedroht war, was die Tatareninvasion noch übrig gelassen hatte. Deßhalb war jener Tag ein wahrhaft segensreicher, der der Rivalität der Dynastie und dem Blutvergießen der Nation wenigstens für eine Zeit lang ein Ende machte. Dieser Festtag ward der Nation in Preßburg, denn hier kam der Vergleich zwischen Vater und Sohn zu Stande, der Händel und Fehden auf einige Zeit beendete.

Daß dieser Friede wirklich im Jahre 1262 zu Stande kam, setzt ein Brief des jungen Königs Stephan vom 5. Dezember 1262 außer allen Zweifel. In diesem Briefe, in welchem er die treue Einhaltung der einzelnen Bedingungen des mit seinem Vater geschlossenen Vergleiches verspricht, sagt er nämlich klar, daß dieser Friede „neulich in Preßburg geschlossen worden sei.“[1]) Das Datum des Tages ist wol unausgefüllt geblieben und darum auch nicht festzustellen. Es erleidet aber keinen Zweifel, daß dasselbe in das Frühjahr fällt, unmittelbar auf jene Zeit, wo Vater und Sohn einander als Feinde gegenüber gestanden waren.[2])

Der Friede war für den jungen König sehr günstig stipulirt. Stephan erhielt den ganzen östlichen Theil des Landes mit Siebenbürgen

---

[1]) nuper in Posonio, Anno d. 1262.

[2]) Auf die Herbstzeit versetzt ihn auch Huber: Gesch. Österreichs, I, 551.

und der Herrschaft über die Kumanier, sowie mit absolutem ungeschmälerten Majestätsrechte. Nun scheint es, daß dieses Preßburger Compromiß, das schriftlich aufgezeichnet wurde[1]) und wobei von Seite des Königs Béla der Stallmeister Herrandus und Obergespan von Trencsin, ferner Meister Ladislaus, Archidiacon von Hont und Canonicus von Gran, gegenwärtig waren,[2]) einige nachträgliche Ausbesserungen und Zuthaten erdulden mußte, was der oben erwähnte Brief des jungen Königs Stephan nicht bezweifeln läßt. Diese Urkunde ist aus dem Grunde auch für uns sehr wichtig, weil sie die Punctationen des bisher unbekannten Preßburger Compromisses einzeln anführt. Wir erfahren aus ihr, daß im Beisein des Ph., Erzbischofs von Gran, Kanzlers des Königs Béla IV., Sm. (Smaragdus), Erzbischofs von Kalocsa, Kanzlers Stephans V., Philipps, Bischofs von Waitzen, Kanzlers der Gemahlin Stephans V., Johannes, Probst von Arad und erwählten Bischofs von Syrmien, B., Probst von Hermannstadt und Vicekanzlers Stephan V., der junge König die Einhaltung des Compromisses eidlich verspricht. Diesem Compromiß pflichteten alle Barone und Adeligen bei und wurde hiezu der Rathschlag, sowie die Zustimmung der kumanischen Stammeshäupter erbeten. Stephan anerkennt, daß sein Vater ihm die Burg Fülek mit ihrem Zubehör übergeben und daß er daher deswegen Nichts weiteres zu verlangen habe. Er verspricht, daß er den Getreuen des Königs Béla die ihnen abgenommenen Güter zurückstellen und daß er selbst wider die h. Krone, das Land und die Stellung seines Bruders Béla als Prinzen weder offen, noch heimlich oder durch Hinterlist oder künstliche Mittel Etwas unternehmen oder etwas dergleichen weder durch seine Getreuen, noch durch die Kumanier, noch durch Ausländer, Könige, Herzoge, Ruthenen oder Polen, überhaupt durch Niemand unternehmen lassen werde. Sein weiteres Versprechen lautete dahin, daß er die Kumanier nicht an sich locken, auch nicht zum Übertritte zu einer

[1]) In dem Briefe des Königs Stephan vom 5. Dezember 1262 werden nämlich erwähnt: littere nostre presentes, et alie priores, apud Posonium confecte, de quibus iam pluries in premissis mencionem fecimus.

[2]) Wir lesen darin: Herrandus comes et magister Ladislaus, tractatores tunc pacis.

Partei bereden, und daß er die Getreuen seines Vaters, die Deutschen, Slaven, die zum slavischen Herzogthume gehörigen Leute und die Czechen ebenfalls nicht zum Übergange zu einer Partei zwingen werde, sowie König Béla versprach, daß auch er die Kumanier nicht an sich locken oder zum Parteiübertritt bewegen werde. In die Salzeinkünfte werde er sich zu gleicher Hälfte mit dem Vater theilen. Die dem Könige Getreuen können in das Landesgebiet Stephans unbehindert kommen, sich daselbst aufhalten und sich daraus entfernen. Zum Schlusse verheißt Stephan die Unantastbarkeit der Rechte, Freiheiten und Privilegien aller Kirchen, Barone und Adeligen, sowie die Nichtbesetzung aller Burgen derselben auf seinem Gebiete.[1])

Daß die neueren Versprechungen Stephans auf der Zusammenkunft des hohen Clerus in Poroßló erfolgten, erhellt wieder aus einem Briefe Stephans vom 3. Mai 1263, nach welchem die beiden Könige sowol um die Bestätigung ihres Preßburger und Poroßlóer Vergleiches durch den Papst bitten und wünschen, daß wer diesen Vergleich breche, in Kirchenacht und Bann gethan werde.[2])

So feste Versprechungen, zu deren Einhaltung sich Stephan auf das heil. Evangelium, auf das Crucifix und viele heil. Reliquien mit feierlichem Eide verpflichtete, verbesserten leider nur vorübergehend die Familienverhältnisse der königlichen Verwandtschaft und die Ruhe des Landes. Die Händel und Übelstände erreichten eigentlich nur mit dem Tode des Prinzen Béla und des Königs Béla ihren endlichen Abschluß. König Béla starb am 5. Mai 1270.

Wenn auch mit seinem Tode die Brandfackel des Bürgerkrieges erlosch, so kamen doch über das Land und namentlich über Preßburg andere neue Drangsale.

---

[1]) Original im Primatialarchive. Mitgetheilt von Katona: Hist. Crit. VI 360. Fejér: Cod. Dipl. IV. III, 69. Knauz: Mon. Eccl. Strig I, 476—480 und Budapesti Szemle (Budapester Monatsrevue) 1887, Nr. 121. pag. 25.

[2]) per sedem apostolicam confirmetur . . . . ad obseruacionem pacis per censuram ecclesiasticam compellatur . . . si contra compositionem vel ordinacionem, habitam apud Posonium et in Puruzlo . . . Originale im Primatialarchive. Mitgetheilt von Fejér: Cod. Dipl. IV. III, 160. Neuestens von Knauz: Mon. Eccl. Strig. I, 485—486.

Der mit den Böhmen geschlossene Friede hatte nämlich nur vorübergehende Dauer, weil dem verflossenen Böhmenkriege ein viel ärgerer blutigerer folgte. Kaum war Béla IV. gestorben, so flüchtete seine Tochter Anna zu ihrem Eidame Ottokar und nahm die Krone mit sich, aber nicht um sie Ottokar auf das Haupt zu setzen, wie man befürchtete. Man muß es als erwiesen erachten, daß Anna sich der Verfolgung ihres Bruders durch die Flucht entzog und die Kronschätze nur als Faustpfand mit sich genommen hatte. Mit ihr flüchteten auch einige ungarische Bannerherren nach Böhmen, unter diesen Heinrich von Güssing, der Banus von Slavonien und sein Sohn Johann. Dieselben stellten ihren an der Grenze von Steiermark befindlichen Gutsbesitz und ihre Burgen, von wo aus sie die dem Könige huldigende Gegend verwüstet hatten, unter den Schutz Ottokars. Es waren dies Güns, Hornstein, St. Veit, Schlaining.[1]) Darin lag nun Grund genug angehäuft, um Stephan V. mit dem Könige von Böhmen zu einem Zusammenstoße zu veranlassen, denn daß Stephan V. diese Dinge sehr übel aufnahm, können wir aus einer seiner Urkunden vom Jahre 1271 entnehmen.[2]) Das gegenseitige Unvorbereitetsein verschob aber vor der Hand den Ausbruch des Krieges. Man schloß eher einen Waffenstillstand, der bis zum 16. Oktober 1270 zu dauern hatte.[3]) Nach Ablauf dieses Termines verlängerten die beiden Fürsten die Waffenruhe und zwar in Preßburg, wo dieselben um die

---

[1]) König Stephan V. erwähnt in einer Urkunde vom Jahre 1272, daß Henricus banus, filius Henrici deserta patria et proditis castris nostris se per infidelitatem ad regem (nämlich Boemorum) transtulisset de quodam castro suo finitimo Kuzeg uocato multa spolia rapinas et incendia in confinio regni nostri faceret. Vaterl. Dipl. (ung.) VI, 184. Ladislaus IV. dagegen sagt in einer Urkunde vom Jahre 1273 Henricus Banus . . . per quorundam emulorum suorum pestiferam suggestionem superatus et a familiaritate ac domo Regia segregatus se ad Boemorum Regem corporaliter transtulisset, castra sua, de Kuzeg videlicet, Scentwyd, Zlaunuk et Perestyen manibus Regis eiusdem assignando. Wenzel: Neues Dipl. der Arpádenzeit, XII, 74. Bezüglich der Vorfälle siehe außerdem Huber: Studien über die Geschichte Ungarns, mitgetheilt im Archiv für Österr. Geschichte, LXV, 37. Derselbe: Österr. Gesch. I, 556.

[2]) Fejér: Cod. Dipl. V. I, 100.

[3]) Siehe Archiv für Österr. Geschichte, XXIX, 39. Erben-Emler: Regist. Bohem. II, 280. Ankershofen-Tangl: Handbuch der Gesch. des Herzogthums Kärnten, IV, 17. Huber: Österr. Gesch. I, 557.

Mitte Oktober 1270 mit geringem Geleite auf einer Donau-Insel zusammentrafen.

Wo diese Insel war, vermögen wir heute nicht mehr genau anzugeben. Wiewol der Fall der Donau zwischen Theben und Preßburg sehr stark und die Schnelligkeit des fließenden Wassers augenfällig ist, sind wir doch nicht im Stande zu sagen, daß die geologische Thätigkeit des Flusses hier bei der Bildung und Abtragung von Inseln so große Veränderungen durch Jahrhunderte hervorgerufen habe, als zwischen Preßburg und Gönyö. Angenommen daher, daß die Donau zwischen Preßburg und Theben in Hinsicht der Inseln dieselbe Physiognomie im XIII. Jahrhunderte besessen habe, wie heute im XIX., so gerathen wir bei der Bestimmung dieser Insel von hervorragend historischer Bedeutung dennoch in Verwirrung. Aus der Friedensurkunde vom Jahre 1270 wissen wir nur so viel, daß sich die Insel zwischen Potunburg und Preßburg befunden hat. Aus einer diesbezüglichen Urkunde des Königs Stephan vom Jahre 1271 erfahren wir hingegen nur so viel, daß die Insel bei Preßburg lag.[1]) Die erwähnte Potunburg kommt in den alten Urkunden auch unter dem Namen Bottunburg vor und ist als das heute im Weichbilde von Berg liegende Wolfsthal, dessen Thurmruine von Preßburg aus gut zu sehen ist und im Sommer mit ihren grauen verwitterten Mauern auf dem von mächtigem Baumwuchse gebildeten grünen Hintergrunde ein malerisches Bild gibt. Zwischen Wolfsthal und Preßburg liegt heute die Kriechenau, der Hirschenhaufen, die Pötscheninsel und vor dieser eine andere Insel, der sogenannte Leopoldihaufen. Wir sind nun der Ansicht, daß die Zusammenkunft beider Könige auf einer dieser Inseln stattgefunden hat. Ottokar fuhr von Hainburg in einem Kahne ab. Da aber seine Leute sehr befürchteten, daß ihr Gebieter vielleicht von Stephan eine Gefährdung zu erwarten habe,[2]) so betrat Ottokar wol schwerlich eine Insel, die mit Bäumen

[1]) quum ad habendum tractatum, et colloquium cum Rege Boemie apud Posoninm conuenissemus communiter et vicissim, ac ex condicto, malo tamen et excogitato ingenio Capitalis hostis nostri Regis Boemie, in quadam insula cum certo et paucissimo numero personarum debuissemus cum ipso rege Boemie inuicem nos videre. Fejér: Cod. Dipl. V. I, 100.

[2]) Daß aber auch Stephan von sol-

dicht bewachsen war. Wahrscheinlich diente eine vor der Pötschen liegende unbewachsene Kieselbank als Ort des Zusammentreffens, weil man auf einem solchen Inselorte am wenigsten eine Hinterlist oder eine Falle zu gewärtigen hatte. Jeder der Fürsten kam mit zwölf unbewaffneten Begleitern. Unter dem Geleite Ottokars befand sich ein Erzbischof, mehrere Bischöfe und Ritter. Auch das Gefolge Stephans wurde sicherlich von sehr vornehmen Persönlichkeiten gebildet. Die Erschienenen trugen kurze Gewänder, um auch auf diese Weise jeder Verdächtigung die Spitze zu bieten.[1])

Der Hauptvorwurf, den Stephan bei diesem Anlasse Ottokar machte, bezog sich auf die ungarischen Krönungsinsignien. Ottokar erklärte, daß ihm dieselben von seiner Schwiegermutter, der Schwester Stephans, lediglich als Deposit anvertraut worden seien. So lange diese bei ihm blieben, wolle er sich mit einem den inneren Werth dieser Insignien vierfach übersteigenden Geschenke dem Könige Stephan gefällig erweisen. Um die obwaltenden Streitigkeiten und Beeinträchtigungen zu erledigen, möge eine Commission aus je vier Vertrauensmännern entsandt werden. Bis dieselbe ihre Arbeiten beendet habe, sei der Waffenstillstand auf den 11. November 1272 zu verlängern. Der Friedensstörer solle mit Kirchenbann und 20.000 Mark Enschädignng bestraft werden.[2])

Bevor aber der Waffenstillstand abgelaufen war, brach auch schon der Krieg zwischen den beiden Monarchen aus[3]), woran die zu Ottokar

---

chem Verdachte gegen Ottokar erfüllt war, darüber drückt er sich ganz deutlich in einer Urkunde bei Fejér: Cod. Dipl. V. I, 100 aus.

[1]) Palacky: Geschichte v. Böhmen, II, 207.

[2]) Eine Urkunde über den auf der Donauinsel zu Stande gebrachten Waffenstillstand hat sich nicht erhalten. Die Urkunde des späteren Friedenschlusses ist uns nur in Formeln erhalten, in welchen die einzelnen Punkte des Friedenschlusses nicht vorkommen. Von diesen Formeln kennt man bis jetzt 5 Ausgaben, doch weicht eine mehr oder weniger vom Wortlaute der anderen ab. Siehe Voigt: Formelbücher, 25—27. Dobner: Mon. Boem. II, 358. Palacky: Formelbücher, I, 301. Nach Lorenz ist die mit den Worten Licet treugarum beginnende Formel wahrscheinlich jene, die dem Preßburger Friedensinstrumente entnommen worden ist. Gesch. K. Ottokars II. von Böhmen, 323.

[3]) König Stephan erwähnt in einer Urkunde vom 20. August 1271 als Klagsache: Quod cum per incitacionem infidelium inter nos et regem Boemorum grauis fuisset discordia suscitata, et, idem Rex Boemorum per animacionem

geflohenen Ungarn großen Antheil hatten. Stephan brach in Österreich ein und verwüstete dasselbe.[1]) Ottokar zog aber mit einem enormen Heere wider Ungarn. Man schätzt die Anzahl seiner Streiter auf Neunzig- bis Hunderttausend. Bei ihm befanden sich der Graf der Brandenburger Mark und die Herzoge von Schlesien. Ottokar ging geradewegs auf die March los, wo er eine Brücke schlagen ließ. Darauf führte er die Truppen hinüber und überschritt am 13. April 1271 die Grenzen unseres Landes.

Es scheint, daß der Ort, wo er in Ungarn einfiel, nahe an dem durch ihn gegründeten Marchegg lag. Darauf weist jener Umstand hin, daß er vor allem sich gegen Stampfen wendete, das nach heldenmüthiger Vertheidigung in seine Hände fiel.[2]) Sodann führte er sein Heer auf

et induccionem infidelium eorundem, fines Regni nostri hostiliter adijsset. Vaterl. Dipl. V, 43. Neues Dipl. der Árpádenzeit (ung.), VIII, 339—340. In einer anderen Urkunde des Jahres 1271 sagt er aber von Ottokar: qui nobis multipliciter fidem fregit, infideles nostros in suum dominium admittendo, et thesaurum regni nostri ausu temerario contrectando. Fejér: Cod. Dipl. V. I, 100. Ladislaus IV. schreibt den Bruch des Waffenstillstandes in einer Urkunde vom Jahre 1273 dem Ottokar zu, fidem suam deserendo violata pace, fractis treugis et ruptis juramenti sui vinculis, habe er wider seinen Vater Stephan einen Krieg begonnen. Fejér: Cod. Dipl. V. II, 97. Wenzel: Neues Dipl. der Árpádenzeit, XII, 74. Ottokar schreibt natürlich die begangene Treulosigkeit dem Stephan zu und gibt dem römischen Cardinalscollegium detestabilem perfidiam, per Stephanum Regem Hungariae perpetratam zu wissen. Palacky: Über Formelbücher, I, 275. und Gesch. v. Böhmen, II, 211.

[1]) König Stephan erwähnt selbst diesen Kriegszug. Indem er Mehrere aus der Schloßmannschaft von Jerse in den Adelstand erhebt, betont er, daß specialiter in exercitu nostro, quam (sic!) contra ducem Austriae habebamus, commendabilem exercuerunt miliciam. Wenzel: Neues Dipl. der Árpádenzeit (ung.), VIII, 350. In einer anderen Urkunde spricht er von jenem Kriegszuge, quam contra Austrenses mouimus propter versuciam, et iniusticiam regis Boemie comprimendam. Fejér: Cod. Dipl. V. I, 100. Aber auch Ottokar klagt darüber, daß ipse rex Stephanus... terram nostram Austrie fraudulenter invasit. Formelbücher, I, 275.

[2]) Diesbezüglich lesen wir in einer Urkunde Stephan V. vom Jahre 1271, daß Comes Alexander filius Marcelli nobis et regno semper et in omnibus expeditionibus nostris semper fidelissimum inpenderit famulatum, et potissimum in conseruacione castri Ztumpa, quod contra potenciam et exercitum regis Boemie laudabiliter et viriliter tenuit, quo adduxit, qui demum ab eodem Rege crudeliter extitit interemptus. Fejér: Cod. Dipl. V. I, 130. Wenzel: Neues Dipl. der Árpádenzeit (ung.), VIII, 336.

der Preßburg-Stampfener Straße nach Süden zu und eroberte Theben. Schließlich erschien er vor Preßburg, welches er trotz aller Tapferkeit einzelner Vertheidiger, mit geringer Anstrengung, auf den ersten Sturm und nur in Folge von Verrath[1]) in seine Botmäßigkeit brachte und in dessen Schloß er eine Besatzung von anderthalbtausend Wiener Reisigen einlegte. Eine Urkunde von Ottokar ist aus Preßburg am 16. April datirt.[2]) Furchtbar waren der Schade und die Drangsale, die damals die Stadt und ihre Bewohner getroffen haben.[3]) Die wilden czechischen Horden brannten, tödteten und verwüsteten mit nichts verschonender Unbarmherzigkeit. Nicht einmal Säuglinge fanden Gnade vor ihnen. Kirchen, öffentliche und private Häuser wurden angezündet, Befestigungsmauern zerstört und sogar die auf die Geschichte der Nation und Stadt bezughabenden litterarischen Schätze vernichtet. Damals ging unter den Hufen czechischer Rosse das Capitel- und Stadtarchiv[4]) zu Grunde. Wäre es erhalten geblieben, so würden wir heute über den Hergang aller bis jetzt verflossenen Ereignisse zweifellos weit besser unterrichtet sein.[5])

---

[1]) Nach einer Urkunde des Königs Ladislaus IV. Posonium et quedam alia castra prodicionaliter occupavit. Zugleich wird hervorgehoben, daß sich apud Posonium, Petrus filius Mathei de genere Chak ausgezeichnet habe. Wenzel: Neues Dipl. d. Árpádenzeit (ung), IV, 25. An anderer Stelle beklagt er sich, daß zu Zeiten seines Vaters der böhmische König Ottokar fidem suam deserendo, violata pace, fractis treugis, et ruptis iuramenti sui vinculis, ducens secum in auxilium principis tocius Alamannie fines Regni Hungarie adijsset; Posonium et quedam alia castra ex prodicione Baronum infidelium occupando u. s. w. Vaterl. Dipl. II, 9. Das gleichzeitige Chronicon Claustroneoburgense ad an. 1270 sagt von der mittelst Sturm geschehenen Einnahme: Posonium in primo impetu expugnat et capit.

[2]) apud Presburch, mitgetheilt von Chmel: Regesten Kaiser Friedrichs IV. Anhang CLXXVII.

[3]) Ladislaus IV. sagt 1288 Folgendes: cives nostri Posonienses per hostilem insultum Regis Boemie inimici nostri capitalis, fuerunt miserabiliter devastati, ita ut nec habebant unde se possent sustentare. (Original im Preßburger Stadt-Archive. Wenzel, IV, 309.)

[4]) Dies erwähnt eine Urkunde des Königs Ladislaus IV. ganz klar. Sie sagt: tempore hostilitatis, quo Rex Boemorum tyrannisauit crudeliter in nos, et in Regnum nostrum . . . in capcione Castri Posoniensis de camera ecclesie Posoniensis una cum alys bonis eiusdem ecclesie, per Boemos et Theutonicos sunt ablata. Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 78. Wenzel: Neues Dipl. IV, 81.

[5]) Wie tendenziös sieht es daher aus, wenn der berühmteste Geschichtsschreiber

Bei Preßburg hatte Ottokar die Kleinen Karpathen umgangen und eroberte nun die am östlichen Fuße derselben liegende Städte St. Georgen und Bösing. Von hier marschirte er nach Tirnau und Bibersburg, die seiner Macht nicht zu widerstehen vermochten. Er übersetzt sodann die Waag, nimmt Neutra [1]) und läßt seine Schaaren bis zur Gran hinstreifen, so daß er binnen drei Wochen einen namhaften Theil des nordwestlichen Ungarns unter seine Gewalt gebracht hatte.

Während aber das böhmische Schwert diesseits der Donau mit Schrecken und Verwüstung erobernd vordringt, geschehen bereits am jenseitigen Donauufer starke Vertheidigungsmaßnahmen. Dieser Kriegszug Ottokars hatte viele Ähnlichkeit mit den Kriegsunternehmungen Heinrich III., wo der in der nördlichen Ufergegend scharmützelnde Feind gleichfalls kaum auf Gegenwehr traf. Der Umstand, daß das böhmische Heer von der March bis an die Gran gelangen konnte, ohne auf einen anderen Widerstand als auf den einzelner Burgbesatzungen zu stoßen, ist ein deutliches Zeichen, daß die ungarische Heeresleitung sich als Schauplatz der Entscheidungsschlachten auch jetzt, ganz wie im XII. Jahrhunderte, die Gegend jenseits der Donau ausersehen hatte. Dieses

---

der Czechen, Palacky, glauben will, daß Ottokar mit den Preßburgern sehr gnädig verfuhr. Er sagt: Diese Stadt, als den Stützpunkt aller seiner ferneren Operationen in Ungarn, schonte Otakar nicht allein, sondern versah sie auch mit Lebensmitteln und mit Wehrmannschaft ... Der großmüthige Sieger ließ die friedlichen Einwohner unbeschädigt ... Bedeutende Schätze wurden da erbeutet. Geschichte v. Böhmen, II, 212—13. Die Historia Australis und der Anonymus Leobiensis erwähnen übereinstimmend, daß die Stadt in der Nacht in Brand gesetzt wurde. Freher-Struve, I, 474. Pez: Scriptores, I, 851.

[1]) In einer Urkunde des Königs Stephan vom Jahre 1271, mittelst welcher er die Verdienste des Joachynus de Sceg in diesem Kriege belohnt, wird gleichfalls die Erstürmung von Neutra durch die Böhmen erwähnt, cum nuper inter nos et Regem Boemye discordia fuisset suscitata, idem Joachynus nobis gratum exhibuit seruicium et sedulum famulatum. In hoc specialiter, quod cum infideles Regni nostri Nicolaus uidelicet, et Stephanus filij Pauli uenissent ad expugnandum castrum nostrum Nytriense idem Joachynus de castro exiens contra eosdem, captus fuerat. Derselbe mußte sich mit 70 Mark loskaufen. Sodann cum exercitus eiusdem Regis Bohemiae, ex transmissione eiusdem, ad deuastandam terram nostram ... accessissent, nahmen sie dem genannten Joachimus alle seine Güter und Habe weg. Fejér: Cod. Dipl. V. I, 144. Vaterl. Dipl. (ung.), VII, 129. Daß er nur die Stadt und nicht das Schloß eingenommen hatte, darüber siehe Lorenz: Gesch. K. Ottokars, 327.

Terrain war für jene kumanische Truppen, die den besten Theil des Defensivheeres des Königs Stephan ausmachten, für alle Fälle mehr geeignet. Ottokar selbst merkte gar bald, daß sich hinter seinem Rücken eine ernste Gefahr aufgethürmt habe, während er mühelos errungenen Triumphen nachjagte. Mit Recht meinte er befürchten zu können, das ungarische Heer werde ihm in den Rücken fallen und ins Verderben stürzen. Aus diesem Grunde wandte er plötzlich seine Heeresfronte und bemühte sich so schnell als möglich die Donau zu erreichen. Er nimmt den Marsch über Preßburg und läßt da unterhalb der Stadt eine Brücke über den Strom schlagen, um sein Heer hinüber zu bringen und sich dort mit dem Feinde in eine Schlacht einzulassen, bevor noch derselbe zu größerer Stärke anwachsen konnte.

Nichts hinderte ernstlich den Brückenschlag. Die am rechten Ufer befindlichen kumanischen Reiter beunruhigten und gefährdeten zwar die Pionniere Ottokars,[1]) aber das Zustandekommen der Brücke vermochten sie doch nicht aufzuhalten. Wie die Brücke vollendet war, führte Ottokar sein Heer über dieselbe hinüber. Was in czechischen und deutschen Quellen und bei einigen neueren Schriftstellern zu lesen ist, daß Ottokar beim jenseitigen Brückenkopf am 9. Mai über die kumanischen Truppen einen großen Sieg errungen habe, ist nicht im buchstäblichen Sinne zu nehmen. Die Kumanier, von denen hier die Rede ist, waren nur Streifschaaren und lediglich die Vorhut des ungarischen Heeres.[2]) Sie hatten keine andere Aufgabe, als den herüberkommenden Feind unaufhörlich zu beunruhigen und sie thaten dies in unablässiger Rückwärtsbewegung der-

[1]) Ladislaus IV. erstattet den Söhnen des Comes Nikolaus, Ladislaus und Nikolaus, einigen Besitz in seiner Urkunde vom Jahre 1274 zurück und sagt nach Aufzählung ihrer Verdienste: cum Boemorum Rex, prius patris nostri, et postmodum noster inimicus capitalis, confinia Regni nostri de parte Posoniensi introire velle diceretur. Stephan V. hatte gegen ihn den Nikolaus an der Spitze einer kleinen Abtheilung abgeschickt. Insuper cum quidam Teotonici nauigio transirent ad inferendum hominibus patris nostri nocumentum, ipse Magister Nicolaus eosdem nauigantes telorum velocitatibus impediens, quam plures interemit ex eisdem. Wenzel: Neues Dipl. (ung), IX, 63—64.

[2]) Denn offenbar waren es nur die ungarischen Vorposten, auf welche Ottokar stieß und die sich nun — freilich nicht ohne daß die offiziellen Berichte von einem großen Siege Ottokars zu melden gehabt hätten — hinter die Leitha nach Altenburg und Wieselburg zurückzogen. Lorenz: Gesch. Ottokars, 327.

art, daß die Verluste des Böhmenkönigs, bis er an die Leitha kam, nicht unerheblich waren. Die Leitha zieht sich dort, wo das böhmische Heer sie erreichte, entsprechend der Theben-Hainburger Donaubiegung in südwestlicher Richtung gegen Altenbnrg und Wieselburg hin. Altenburg und Wieselburg[1]) waren bereits am 15. Mai in Händen Ottokars, doch über Wieselburg hinaus schob sich sofort seinem Vormarsche ein größeres Hinderniß in den Weg. Das ungarische Hauptheer hatte entlang der Rábcza eine ausgezeichnete Position inne. Bevor jedoch König Stephan die Schlacht annahm, schickte er aus seinem Hauptquartiere eine Gesandtschaft an Ottokar. Der Banus Roland und der Bischof von Veßprim, Paulus, kamen mit Friedensanträgen zu Ottokar, um zu unterhandeln. Die Bedingungen waren aber derartige, daß Ottokar sie nicht annehmen konnte. König Stephan forderte nämlich von ihm, seine bisherigen Eroberungen aufzugeben. Die Unterhandlungen führten zu keinem anderen Resultate, als zu einer Waffenruhe von fünf Tagen, die Ottokar offenbar sehr benöthigte. Darin ruht auch der glaubwürdigste Beweis, wie sehr die vom Preßburger Brückenkopf bis nach Wieselburg zu sich stets erneuernden Reiterschaaren der Kumanier die Truppen Ottokars abgemattet hatten. Nach dem Ablaufe der Waffenruhe ließ sich die große Entscheidungsschlacht nicht länger aufschieben. Sie wurde in der That am 21. Mai zwischen Wieselburg und der Rábcza ausgefochten. Der Schlachtplan der Ungarn war, den Eventualitäten der Schlacht gemäß über die Rábcza hinüber zu gehen und zwischen diesen und der Raab den Feind zu einem neuen Treffen zu zwingen. Deßhalb nahm ein Theil des ungarischen Heeres noch vor der Schlacht auf dem anderen Ufer der Rábcza Aufstellung, damit der andere Theil des Heeres später unter der Deckung dieser Truppen für den Fall einer Niederlage auf diese Seite herüber marschiren könne. Darauf mußte nämlich die ungarische Heeresleitung unbedingt bedacht sein, weil die Anzahl der ungarischen Truppen verhältnißmäßig geringer war, als

[1]) Nach einer Urkunde des Königs Ladislaus IV. vom Jahre 1273 Chepanus apud Musunium und später an der Rábcza nunc hasta, nunc sagittis laudabiliter dimicans victoriosus extitit. Wenzel: Neues Dipl. (ung), XII, 74. Fejér: Cod. Dipl. V. II, 98 Vergl. Cod. Dipl. V. III, 87—88.

die der böhmischen Streiter. Überdies hatte sie anzunehmen, daß Ottokar noch ausgeruhte und in die Schlacht vom 21. Mai nicht einbezogene Reservetruppen besitzen mußte. Wenn auch Ottokar, wie wir sahen, kein hervorragender Feldherr war, so setzen wir bei ihm doch nicht voraus, das er das Wesen des ungarischen Schlachtplanes nicht erfaßt habe. Er ging nur voll Falschheit und die Thatsachen entstellend vor, als er die Truppenstellung der Ungarn hinter der Rábcza so schilderte, wie wenn sie aus einem Rückzuge in Folge einer Niederlage hervorgegangen wäre. Seine officiellen Kriegsbulletins lauten in diesem Sinne,[1]) doch vermochte er damit die vom Schauplatze der Schlacht Entfernten nur kurze Zeit hindurch, am wenigsten aber seine eigenen Soldaten zu hintergehen, deren Tapferkeit und Kampflust auf der Stelle gesunken waren. Von einer Verfolgung war gar nicht die Rede, ebensowenig wie von einem errungenen Siege. Das macht selbst die Haltung Ottokars nach der Schlacht unzweifelhaft. Er verfolgt, wie wir sagten, die ungarischen Truppen gar nicht, sondern wendet sich im Gegentheile schnell mit seinen in Auflösung begriffenen Heerschaaren zurück. Diesen Rückzug schrieb er den ausgegangenen Lebensmitteln zu, aber es ist offenkundig, daß es nichts anderes ist, als eine Beschönigung der Niederlage. Die Ungarn treten dagegen offensive auf. Ihre Reiter bedecken die Marchebene, verwüsten nach Lust Mähren und streifen bis gegen Brünn.[2])

[1]) Nach der bei Dolliner (Cod. epist. Primislai Ottocari II. Bohemiae regis, Viennae 1803.) und neuerlich bei Erben-Emler (Regest. Bohem. II, 291—293) mitgetheilten Angabe vermochte er die Ungarn durch einen scheinbaren Rückzug zur Schlacht, schlug dieselben und verfolgte sie bis zur Rábcza. Es überrascht daher durchaus nicht, wenn wir in einigen österreichischen Jahrbüchern einen Sieg Ottokars verzeichnet finden. Vergl. Cont. Claustroneoburg. IV, 743. Cont. Vindobon. 703. Von neueren Schriftstellern genügt es Palacky zu citiren, der sagt: „Ottokar schlug den Feind vollständig, und verfolgte ihn drei Meilen weit bis an die Rabnitz, so daß eine Menge der Flüchtigen im Flusse ertrank, und der Verlust der Ungarn an Todten und Gefangenen, sowol in der Schlacht als auf der Flucht, sehr bedeutend war. Aber der Mangel an Lebensmitteln, schon lange fühlbar in seinem Heere, hemmte seine Siegeslaufbahn.“ Gesch. von Böhmen, II, 214.

[2]) König Stephan V. sagt selbst in einer Urkunde vom Jahre 1271, daß „wir nach dem Siege über die Böhmen in Regnum eiusdem Regis Boemie destinassemus quandam nostrorum militum legionem, eisdem sub Castro Bruno preliantibus laudabiliter.“ Wenzel: Neues Dipl. (ung.), III, 256.

Konnten sie so vorgehen, wenn Ottokar über sie wirklich einen vollständigen Sieg errungen hätte?[1]) Die ungarischen Quellen sprechen daher Stephan mit vollem Rechte den Sieg zu.[2])

Bei solcher Gestaltung der Ereignisse zeigte sich Ottokar zum Frieden geneigt. Stephan sandte Ende Juni den Bischof von Weßprim mit dem Tavernikus Egidius, dem Banus Roland und dem Arader Probste und Vicekanzler, Benedikt, zu ihm. Den Friedensunterhandlungen lag dieselbe Basis zu Grunde, wie früher vor der Schlacht an der

[1]) Diesen Angriff der Ungarn faßt auch der czechische Schriftsteller sehr eigenthümlich auf. Von Ottokar sprechend, sagt er: „er mochte glauben, sowol für den Ruhm seiner Waffen, als für die Demüthigung des Feindes, diesmal um so mehr gethan zu haben, als er zuletzt noch einen großen Sieg errungen hatte. König Stephan dachte jedoch anders; nur der Erfolg lag ihm am Herzen, die Ehre des Kampfes kümmerte ihn wenig. Kaum war daher Otakar abgezogen, so sammelte er einen Theil des zerstreuten Heeres wieder und begann den Krieg auf ganz entgegengesetzte Weise: er schickte 30,000 Mann leichter Reiterei nach Österreich und Mähren auf Menschenraub." Gesch. v. Böhmen, II, 214. Wie konnte ein völlig geschlagener Feind mit 30,000 Bewaffneten in das Reich des mächtigen Siegers einfallen?!

[2]) Nach dem im XIII. Jahrhunderte schreibenden Meister Simon von Kéza Stephanus . . . Boemie regem nomine Otacarum ante fluuium Rebeha contra eum uenientem, cum Boemis uidelicet, Australibus, Stiriensibus, Brandeburgensibus et ceteris mixtis gentibus expulit uirtuose. Gesta Hungarorum, lib. II. c. 5. Bei Endlicher: Rer. Hung. Mon. Arp. 120. Die Bilderchronik des XIV. Jahrhundertes sagt: Stephanus . . . . . . Othacarum Regem Bohemorum in Hungariam cum Bohemis, Australibus, Bamburgensibus, ac ceteris mixtis gentibus cum potentia venientem, ante fluvium Rapcha devicit viriliter ac fugavit. Marci Chronica, Cap. 83. So spricht auch das Chronicon Budense des XV. Jahrhundertes bei Podhraczky pag. 204, sowie das Chronicon Posoniense, lib. II, cap. 2. §. 44. Doch auch König Stephan selbst eignet sich den Sieg zu. In einer seiner Urkunden vom Jahre 1271 lesen wir: cum contra Regem Boemie armatam miliciam mouissemus pro nostra et Regni iniuria propulsanda, ibique Diuina opitulante clemencia contra eundem Regem Boemie nobis victoria celitus arrisisset. Wenzel: Neues Dipl. (ung.) III, 256. Auf gleiche Weise schreibt König Ladislaus IV in einer seiner Urkunden vom Jahre 1273 den Sieg Stephan zu, nach deren Wortlaut per . . . fidelium nostrorum sudorem bellicum Boemie Rex de area certaminis, quam patri nostro felix reliquit victoria, fuge presidio uix euasit. Wenzel: Neues Dipl. (ung.) XII, 74. Fejér: Cod. Dipl. V. II, 98. Daß die in diesen heimischen Chroniken und Diplomen erwähnten Umstände auf Wahrheit beruhen, finden die deutschen Historiker durch das Verhalten Ottokars nach der Schlacht bestätiget. So Lorenz: Gesch. König Ottokars II. von Böhmen, 328. und Huber: Österr. Geschichte I, 560.

Rábcza. Nun nahm Ottokar dieselben an und so kam eine Übereinkunft zu Stande, die aus gegenseitigen Zugeständnissen bestand. Der König von Böhmen gab nämlich die durch ihn in Ungarn besetzt gehaltenen Orte zurück und die Grenzen zwischen den beiden Reichen wurden wieder so hergestellt, wie sie zur Zeit des Todes Béla IV. existirt hatten. Umgekehrt erkannte Stephan den böhmischen König als Herrn von Kärnthen und Krain an, entsagte den durch seine Schwester entführten Kronschätzen und verpflichtete sich zur Ausweisung der Edelleute Wilhelm



81. König Ladislaus IV., Zeichnung der Bilderchronik.

von Schärfenberg und Nikolaus von Löwenberg aus dem Gebiete Ungarns, wie sich auch Ottokar hingegen erbot, die ungarischen Emigranten in keinen ferneren Schutz zu nehmen und der Belagerung ihrer Burgen durch Stephan nicht hinderlich zu sein. Sie gelobten, daß keiner von ihnen in aller Hinkunft die Flüchtlinge aus dem Gebiete des Anderen aufnehmen werde. Sowol Stephan als Ottokar dehnen diesen Frieden auf alle ihre Verbündeten aus. Alle zwischen den beiden Königen in Zukunft etwa entstehenden Irrungen und Mißverständnisse werden auf friedlichem Wege ausgetragen. Die Bischöfe und Großen

beider Reiche seien auf diese Friedensbedingungen in Eid zu nehmen und schließlich sei der Papst um die Bestätigung dieses Friedensschlusses bittlich anzugehen.

Das Friedensinstrument unterzeichnete König Stephan in Preßburg am 31. Juli, Ottokar aber in Prag am 14. Juli 1271.[1])

Obwol nun mit Ottokar durch den Preßburger Frieden eine Aussöhnung stattgefunden hatte, so war dieselbe doch nicht von langer Dauer. Mit dem Tode des Königs Stephan V. brachen wieder düstere Tage für unsere Heimat an. König Stephan V. war am 1. August 1271 verschieden. Ihm folgte auf dem Throne sein erst zehnjähriger, erstgeborner Sohn, Ladislaus IV. Schon seines Alters wegen konnte dieser Fürst dazu nicht geeignet sein, um Parteizwistigkeiten niederzukämpfen. Seine Mutter, Elisabeth von Kumanien, entfesselte eher den Parteigeist, als ihn zu dämpfen. In Folge dessen entstand auch gar bald eine Rebellion, sowie Stephan V. seine Augen geschlossen hatte. Jene Fraction, die durch Stephan V. in den Hintergrund gedrängt war, trat nun mit ungewöhnlicher Heftigkeit auf. An ihrer Spitze befand sich ein Glied des mächtigen Geschlechtes Aba: Finta, der Sohn des David, derzeitiger Palatin. Zu ihm standen seine Verwandten, der Tavernikus Egidius, zugleich Obergespan von Preßburg und Gregor, Obergespan von Eisenburg. Diese Fraction hielt offen zu Ottokar, dem Könige von Böhmen. Ihr Streben ging dahin, Elisabeth von Kumanien sammt ihrem Sohne, Ladislaus IV. zu stürzen.

Wir wissen es nicht mit Gewißheit, wen diese Partei auf den ungarischen Thron erheben wollte, vermuthen aber, daß ihr Candidat der junge Béla, Herzog von Machau, der Sohn Annas und des Machauer Herzogs Ratislaw, demnach der Bruder Kunigundes, der Gattin Ottokars, war. Diese Vermuthung wird durch die Thatsache eben gerechtfertigt, daß die niedergeworfenen Rebellen, nachdem die Königin-Mutter Elisabeth und die Partei Ladislaus IV. unter der

[1]) Datirt apud Posonium 1271 sexta nonas Julii. Das Original findet sich im Prager Staatsarchive und wurde von Dobner: Mon. Boem. II, 368—370. mitgetheilt. Bei Theiner: Datum et actum in Castris apud Posonium . . . . . V. Nonas Julii. Mon hist. I, 295—304.

Anführung des siebenbürgischen Wojwoden Nikolaus die Gegenrebellion unterdrückt hatte, zumeist an den Hof Ottokars II. flohen. Unter diesen Flüchtlingen befand sich auch der Tavernicus und Obergespan von Preßburg, Egidius, und sein Bruder Gregor. Der Bruder der böhmischen Königin Kunigunde, Herzog Béla, konnte nach dem Sturze Ladislaus IV. als nächster Anverwandter Anspruch auf die Krone von Ungarn erheben und beeilte sich auch laut einer ausländischen Chronik diesen Anspruch geltend zu machen.[1])

Nach der Unterdrückung der Rebellenpartei konnte sich Ladislaus IV. endlich krönen lassen. Wiewol seine Mutter und ihr Günstling, der Banus Joachim von Slavonien, ein getreuer Parteimann Rudolfs von Habsburg, die Zügel der Regierung mit kräftigen Händen ergriffen, gelangten die Verhältnisse dennoch nicht zu friedlicher Entwicklung. Die auszeichnende Huld, mit der Ottokar den zu ihm geflüchteten Preßburger Obergespan Meister Egidius aufnahm und überhäufte, verletzte dessen Todfeind, Heinrich von Güssing, tief. Er verließ den böhmischen Hof und bot seine Dienste Ladislaus IV. an. Die Königin-Mutter und ihr Hof empfingen den mächtigen Magnaten mit Herzlichkeit und erhoben ihn unter die Bannerherren des Landes.

Heinrich von Güssing kam bei einer Gelegenheit auf der Margaretheninsel bei Ofen mit dem Herzoge Béla von Machau, in dessen Interesse Meister Egidius und seine Genossen, wie wir gesehen haben, zu rebelliren begannen, in Streit, und hieb ihn mit seinem Säbel in Stücke.[2])

Sowie Ottokar von der Ermordung seines Schwagers Kunde erhalten hatte, nahm er dieselbe zum Vorwande, um sich sofort zu

---

[1]) Das Chronicon Lambacense schreibt vom Jahre 1272, daß der sororius (Stephani V.) de Mathsa, volens sibi regnum indebite usurpare von den Ungarn erschlagen worden sei. Pertz: Mon. Germ. hist. IX, 561.

[2]) Annales Steronis Altahenses. Bei Freher: Scriptor. rer. Austr. III. Ausg. 558. Nach dem Chronicon Lambacense ab Ungaris occisus miserabiliter occubuit. Pertz: Ebenda, IX, 561. Der Wiener Fortsetzer der Annales Austriae sagt, daß der Herzog auf Rath und mit Hülfe Heinrichs von Güssing durch die Ungarn erschlagen worden sei. Pertz, IX, 704.

einem Kriege wider die Ungarn zu rüsten. Er ließ erklären, daß er durch diesen Mord den mit Stephan V. in Preßburg geschlossenen Frieden für gebrochen erachte. Die bald darauf an ihn im Interesse des Friedens abgeschickte ungarische Gesandtschaft wies er zurück, hörte sogar auf keinen der Vermittlungsversuche des Papstes Gregor X.[1]), sondern gab zur Verwüstung des ungarischen Grenzlandes Befehl, was seinen Truppen um so leichter gelingen mochte, als Preßburg und die Burgen der Umgegend ohnedies in seinem Besitze geblieben waren. Die ungarische Regierung wollte dem Kriegszuge Ottokars zuvorkommen und sandte zur Winterszeit unter der Anführung des Mathias Csák, Banus von Slavonien, im Jahre 1273 ungarische und kumanische Truppen nach Österreich, Mähren, Steiermark und Krain, um diese Länder zu verwüsten. Sie hausten auch dort mit Feuer und Schwert und kehrten mit ungemeiner Beute und einer großen Menge von Gefangenen heim.[2])

Während dieser Vorgänge bereute Meister Egidius seinen Verrath und kehrte nicht lange nach dem Einfalle der ungarischen und kumanischen Kriegsvölker in Mähren und Steiermark im Jahre 1273 nach Ungarn zurück, nachdem er seine im Reiche Ottokars befindlichen Güter im Stiche gelassen hatte. Hier nahm ihn die Regierung freundlich auf und überschüttete ihn, um ihn für sich zu gewinnen, mit Gnaden aller Art. Unter andern erhielt er die Würde des Banus von Machau und Bosnien.[3]) Egidius wollte vor allem seine Treulosigkeit dort, wo er gefehlt hatte, gut machen. Er strebte darnach jenes Schloß, das durch seinen Verrath in die Hände Ottokars gerathen war, wieder

[1]) Der Papst hob die Giltigkeit des Preßburger Friedens und die Unschuld des unmündigen Königs hervor. Siehe Theiner: Mon. hist. Hung sacr. illustrantia, I, 306.

[2]) Darauf zielt offenbar der an Bruno, Bischof von Olmütz, gerichtete Brief Ottokars vom Jahre 1273, in dem der König erklärt, daß er sich zum Kriege gegen die Ungarn rüste. Postquam tumultuariam gentem malignandi motus exagitat inquietus, so schreibt Ottokar, sciatis, quod is nonnisi pace, quam nobis victoria pariet, ad temperate tranquillitatis limites conquiescet. Cod. Epist Ottocari II. pag. 8. Fejér: Cod. Dipl. V. II, 68.

[3]) Als Banus von Macsó erwähnen ihn mehrere Urkunden des Jahres 1273. Wenzel: Neues Dipl. (ung.), IV, 23. 27. IX, 16. 22. 26. 34. XII, 76. 78. 80. 85.

zurückzugewinnen. In der That ist ihm auch die Rückeroberung wahrscheinlich auf diese Weise gelungen, daß er seinen Treubruch in Sachen Ottokars geschickt zu bemänteln wußte. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die Schloßbesatzung in ihm einen Vertrauensmann des Königs Ottokars sah, diesem die Thore öffnete und ihn ohne Schwierigkeit einließ. Als sie die Hinterlist errathen hatten, war das Schloß bereits im Besitze des Meisters Egidius, der es sodann mit ungarischen und kumanischen Soldaten besetzen ließ.[1])

Mit der Wiedergewinnung Preßburgs kam auch dessen ganze Umgebung wieder unter die Hoheit des Königs von Ungarn zurück. Darum haben auch die im Monate Mai einfallenden österreichischen und mährischen Kriegsschaaren nach dem Übergange über die March nicht Preßburg, sondern das von Preßburg gegen Norden zu liegende Landgebiet verwüstet, wo sie besonders in Neutra unerhörte Grausamkeiten verübten.[2]) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß um diese Zeit herum Ladislaus IV. Preßburg besucht hat, denn in einer Urkunde vom Jahre 1276 erwähnt er selbst, daß er bei Marchegg,[3]) in einem Diplome vom Jahre 1278 aber, daß er im Lager an der March gewesen sei.[4]) Dahin kam er offenbar nur mit Berührung Preßburgs.

Wiewol nun die Streifzüge der in Mähren eingefallenen Ungarn anfänglich vom Glücke begleitet waren und sogar Ottokar in seiner Burg Laa in harte Bedrängung versetzten, gestaltete sich dieses Scharmützeln für sie später sehr kritisch. Die Truppen des böhmischen Königs erreichten bald die Zahl von 60,000 Mann und somit mußte das ungarische Heer vor dieser Übermacht des Feindes sich eiligst zurückziehen. Ottokar fand auf seinem Vormarsche gar kein Hinderniß und überrumpelte mit seinen Reisigen die westlichen Grenzgebiete. Da richtete er nun seine ganze Macht gegen Preßburg, weil er wußte, es werde

---

[1]) Chronicon Claustroneoburgense. Pertz: IX, 744.

[2]) Die österreichischen Jahrbücher bei Pertz: IX, 704.

[3]) Cum nos cum totali mole exercitus nostri contra insultum Regis Bohemie . . . . apud castrum Marhayk castra metati fuissemus. Wenzel: Neues Dipl. (ung.), IX, 148.

[4]) nosque vna cum Baronibus ac regni nostri nobilibus contra eundem regem (Ottocarum) procedentes iuxta fluvium Morva. Fejér: Cod. Dipl. V. III, 393.

ihm sehr bald und mit leichter Mühe gelingen, alle anderen Schlösser und Städte dieser Gegend in seine Gewalt zu bringen, wenn nur zuerst Preßburg in seine Hand gefallen sei. Der auf Preßburg gerichtete Sturm war heftig. Mit verschiedenen Belagerungsmaschinen bestürmte er Stadt und Schloß und zwang Beide zur Übergabe.

Wer wider Ottokar die Vertheidigung befehligte, geben die Quellen nicht an. Aus der Bemerkung Heinrichs von Isernia, daß Meister Egidius das Preßburger Comitat bis zur Eroberung des Schlosses in seiner Hand hatte, können wir folgern, daß er auch der Vertheidiger des Schlosses gewesen ist. Wenn es sich so verhielt, so war es ein großes Glück für ihn, daß er nicht sammt dem Schlosse in die Gewalt des siegreichen Ottokars kam, denn dieser Fürst hätte seine Gefangennahme gewiß mit hoher Genugthuung aufgenommen und ihm kaum pardonirt, weil er seinerzeit, wie wir erzählten, von ihm abgefallen war. Daß aber Meister Egidius positive bei der Erstürmung des Schlosses nicht umkam, erleidet dadurch keinen Zweifel, daß der König ihn mit dem Palatin Roland und dem Tavernikus Joachim einige Zeit darnach zur Rückeroberung des Schlosses von Tirnau entsandte.[1]) Er war auch bei der Belagerung von Blasenstein. Überdies erwähnen ihn andere Urkunden als Tavernikus in den Jahren 1274[2]) und 1275.[3])

Nach der Eroberung Preßburgs bekam Ottokar binnen Kurzem auch das Comitat von Preßburg in seine Gewalt.[4]) St. Georgen,

---

[1]) Nach einer vom 22. Februar 1274 datirten Urkunde Ladislaus IV. Mitgetheilt von Römer im Raaber gesch. und archaeolog. Hefte (ung.), III, 108.

[2]) Wenzel: Neues Dipl. (ung.), IV, 38–41. IX, 75. 77. XII, 90. 113.

[3]) Wenzel: Ebenda, IV, 32. XII, 116. 133.

[4]) Heinrich von Isernia beschrieb im Jahre 1273 die Ereignisse des böhmisch-ungarischen Krieges seinen in Italien befindlichen Bekannten. Diesbezüglich sagt er: Perfidis itaque fugatis Vngaris et Comanis, cum iam nullum in campis inueniret obicem regie supereminencia Maiestatis, ad expugnanda castra suam conuertit potentiam, et Castro Posonii machinarum impulsionibus, aliisque tormentorum generibus viriliter expugnato, infra breue temporis spacium totus Comitatus Pusonii, quem hactenus tenebat Magister Egidius, cum villis atque castris, armis triumphalibus aquisitis, regali fuit subditus ditioni. Codex epistolaris Ottocari II. p. 8. Von hier bei Fejér: Cod. Dipl. V II, 69. Ladislaus IV. berührt selbst in seiner Urkunde vom 22. Februar 1274 die Er-

Tirnau, Stampfen und andere feste Plätze mußten sich ergeben. Alle diese eroberten Schlösser und Städte gab er österreichischen Adeligen als Lehen hin.[1]) Bald darauf ließ er zwischen Preßburg und Theben gegenüber der Burg Rottenstein eine Brücke über die Donau schlagen, führte sein Heer über dieselbe und drangsalirte durch neun Wochen die Gegenden jenseits der Donau, bis er auf die Nachricht, die in Frankfurt versammelten deutschen Wahlfürsten hätten seinen Mitbewerber Rudolf, Grafen von Habsburg, zum römischen Könige erwählt, eilends sich im Oktober 1273 aus dem Lande machte.[2])

Von nun an schmiedete Ottokar gegen Rudolf von Habsburg feindliche Pläne, weil ihn dieser gezwungen hatte, Österreich, Steiermark, Kärnthen, der windischen Mark, Eger und Portenau zu entsagen, so daß er lediglich im Besitze von Böhmen und Mähren und dies nur als Lehensmann des h. römischen Reiches bleiben konnte. Dieses Verhältniß vermochte Ottokar nicht zu ertragen und begann um Pfingsten des Jahres 1278 den Kriegszug wider Rudolf. Nachdem dieser keine hinreichende Unterstützung von den deutschen Reichsständen erhalten konnte, wandte er sich in seiner Bedrängniß an Ladislaus, den König der Ungarn, der ihn nach einer zwischen ihnen in Hainburg um den 11. November 1277 herum abgeschlossenen Übereinkunft[3]) zu unterstützen gehalten war. Ladislaus zögerte auch nicht seine Verpflichtung zu erfüllen. Zu diesem volksthümlichen Kriege sammelten sich Truppen in reicher Zahl. Schon am 6. August bezog der König das Lager bei Preßburg[4]) und vereinigte sich am 14. August mit 70,000 ungarischen und 16,000 kumanischen Streitern bei Marchegg mit Rudolf.[5])

Am 26. August kam es bei der Burg Stillfried im Marchfelde

---

oberung Preßburgs durch Verrath: noster et nostri Regni notorius inimicus . . . . fines regni nostri potentialiter adijsset Posonium Tyrnam et quedam alia castra nostra prodicionaliter occupando. Römer, ebenda, 1865. III, 108.

[1]) Die Wiener und Klosterneuburger Fortsetzer der Annales Austriae. Pertz, IX, 705 und 744.

[2]) Annales Melicenses. Pertz, IX, 510.

[3]) Huber: Gesch. Österr. I, 607.

[4]) Fejér: Cod. Dipl. V. II, 502.

[5]) Kézai: Chron. Hung. Endlicher: Mon. rer. Hung. Arp. 121. Wenzel: Ebenda, IV, 170. Außerdem Chronicon Claustroneoburgense Pertz IX, 745 und Chronicon Colmariense. Pertz XVII, 249.

zur Entscheidungsschlacht. Die lange andauernde, hartnäckige Schlacht endete mit der Niederlage der Böhmen Ottokars. Aus 17 Wunden blutend, blieb dieser todt auf der Wahlstatt. Mit ihm fielen 14,000 Böhmen.[1])

Durch diesen mit Hilfe der ungarischen Waffen erkämpften Sieg[2]) wurde die Zukunft des Reiches der Habsburger gesichert. Das ungarische Königshaus hatte aber auch allen Grund sich an dem errungenen Siege zu erfreuen. Mit Ottokar schwand ein alter, gefährlicher Feind des Landes und der Dynastie dahin. Daß man die Tragweite dieses



32. Ottokars Tod in der Stillfrieder Schlacht. Zeichnung der Bilderchronik

[1]) Annalium Austriae Contin. Vindob. Pertz. IX, 709. 710. Annales Salisburgenses, ebenda, 803. 804. Chronicon Colmariense, ebenda, XVII, 250. 251. Horneck: Chronicon Rhytmicum, Pertz: Scriptores III, 153. Kézai: Chron. 121. 122. Die Verständigung der venetianischen Dogen durch Rudolf bei Fejér: Cod. Dipl V. III, 460. Wenzel, ebenda, IV. 165.

[2]) Unter den sich während der Schlacht ausgezeichneten Familien nennen wir die Olgyai, Batai und Magyari, die Ladislaus bei Gelegenheit ihrer Erhebung in den Adelstand besonders hervorhebt und sagt: Consideratis seruicys eorumdem, que in exercitu nostro, quem contra Regem Bohemorum, inimicum et persecutorem nostrum habebamus, in quo, deo propicio, eodem Rege Bohemorum interempto felicem uictoriam sumus consecuti, cum sumpma fidelitate strennue bellando pro statu prospero nostri regiminis et Corone studuerunt exercere et coram oculis nostre maiestatis conplacere. Darum erhebt er auch Endure Nicolaum et Michaelem et Nicolaum paruum filios eiusdem, Petrum, Farcasium, Myxe, Johannem et Lampertum de villa Owgia Bank filium Georgi de Wata et Johannem filium Chekud de Magari in den Adelsstand. Vaterl. Dipl. (ung.), 90—92.

Ereignisses bei uns wol erwägen, wenn auch nicht im politischen Interesse des Landes ausbeuten konnte, beweist, daß Ladislaus IV. befahl, den Siegestag alljährlich im ganzen Lande festlich zu begehen.[1]) Außerdem ordnete er die Errichtung eines solchen Denkmales an, das bis auf den heutigen Tag den Ruhm der Ungarwaffen und die Befreiung vom Alpdrucke der Böhmen laut verkündet. Zum frommen Gedenken dieses großen Tages und zur Lösung seines Gelübdes erbaute er die schöne gothische Kirche sammt dem Kloster des heil. Franziskus in Preßburg.

Hat Ladislaus IV. das Preßburger Franziskanerkloster gestiftet oder dasselbe nur neu aufgebaut? In der Geschichte der hiesigen Provinz des Franziskanerordens, die unter dem Provinzial Peter Heinegger im Jahre 1740 entstand, lesen wir über das Preßburger Franziskanerkloster, dasselbe sei hier schon im Jahre 1240, also unmittelbar vor dem Tatareneinbruche gestiftet worden, aber nicht in der Stadt, sondern außerhalb derselben auf den Anhöhen vor dem Lorenzer Thore.[2]) Nach der Besiegung Ottokars ließ Ladislaus IV. die Kirche sammt dem Kloster im Jahre 1280 in der inneren Stadt erbauen.

Nach Mathias Bél entstand das Kloster unter Béla IV., wurde aber im Jahre 1271 durch Ottokar verwüstet. Nun lag es an zehn Jahre in Ruinen, bis es Ladislaus IV. wieder aufzubauen begann.[3])

Nach Jakob Rupp befand sich früher ein Gotteshaus der Minoriten an der Stelle der heutigen Franziskanerkirche. Ladislaus IV. ließ nun zum Andenken an den Sieg über Ottokar von Böhmen die heutige Kirche als Votivkirche im Jahre 1280 erbauen.[4])

Was nun diese Meinungen betrifft, ist es gewiß, daß die Angabe in der Provinzialgeschichte des Ordens, wornach sich das Franziskaner-Ordenshaus außerhalb der Stadt befand, mit keinen geschichtlichen Daten erhärtet werden kann. Überhaupt konnte auch dieses Kloster, wenn es

[1]) Annalium Austriae Cont. Vindobonensis. Pertz, IX, 710.

[2]) non in civitate Posoniensi, sed extra Suburbium, extra portam S. Laurentii ad montes habebat suum domicilium.

[3]) Hung. Nov. hist. 30.

[4]) Topograph. Gesch. Ungarns (ung.) I. I, 69.

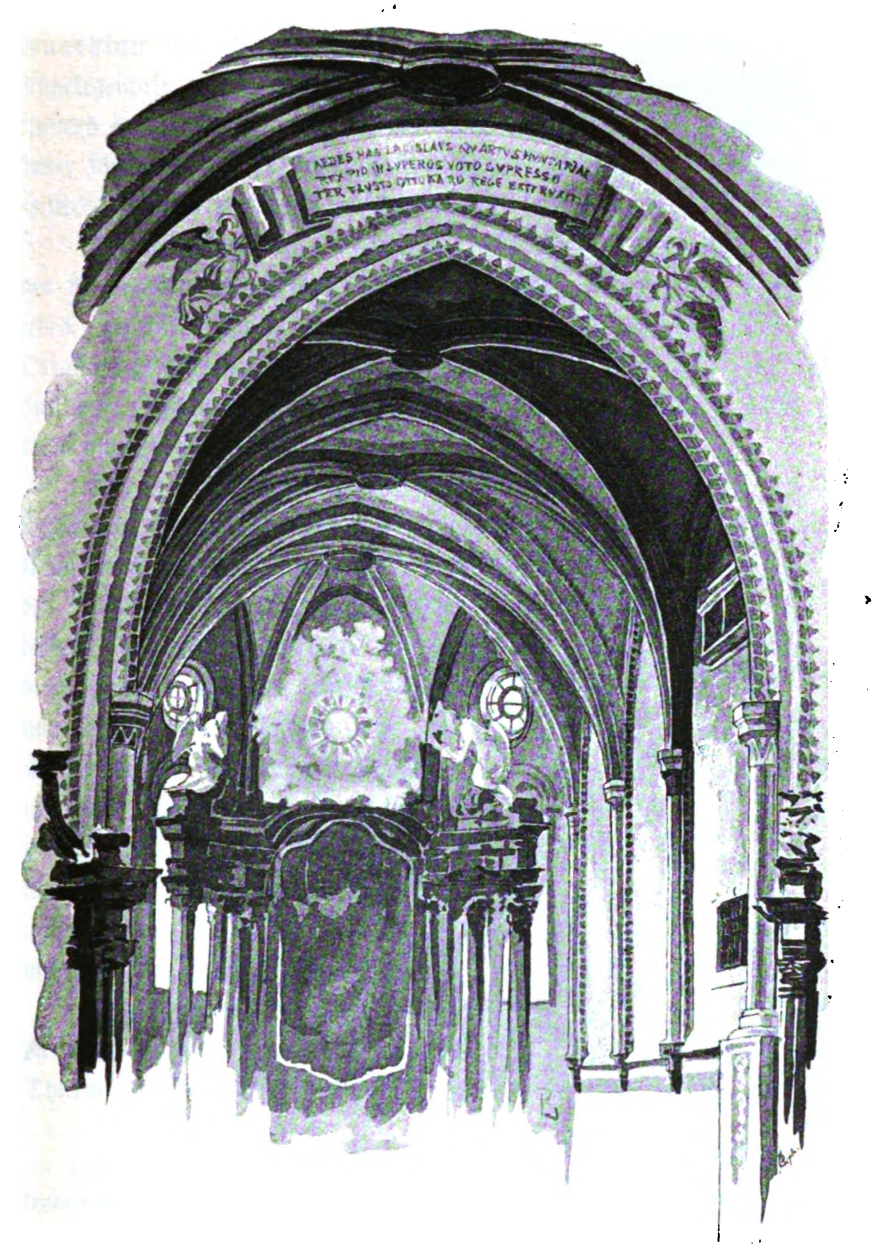
außerhalb der Stadt gelegen war, der tatarischen Verwüstung nicht entgangen sein. Es hat daher das, was Bél sagt, viel mehr Wahrscheinlichkeit und seine Behauptung, daß die Böhmen dasselbe zerstört haben, entspricht auch völlig den geschichtlichen Ereignissen. Auch stimmt damit die Behauptung Rupps vollinhaltlich, denn die von Rupp erwähnten Minoriten sind nichts anderes als Franziskaner.

Daß König Ladislaus IV. nur der Wiedererbauer und nicht der Stifter des Preßburger Conventes und seines Gotteshauses war, scheinen auch noch einige andere Spuren zu beweisen. In jenem Schreiben, das Heinrich von Isernia seinen Freunden nach Italien sandte, bringt er unter anderem im Jahre 1273 vor, daß der böhmische König, bevor er sich zum Kriegszuge wider Ungarn entschloß, einen vom ungarischen Könige an ihn gesandten Minoritenmönch empfing, der ihm die Übereinkunft wegen der Waffenruhe überbracht habe.[1]) Wenn wir nun in Erwägung ziehen, daß der Krieg an der westlichen Grenze zum Ausbruche gelangen sollte und daß Ladislaus um diese Zeit auch in dieser westlichen Gegend verweilt hat, ist es sehr wahrscheinlich, daß der als Gesandter an Ottokar geschickte Minorit eben aus dem Preßburger Kloster und Franziskanermönch war.

Einen viel stärkeren Beweis birgt jedoch ein anderer Umstand in sich, daß nämlich im Kloster der Franziskaner bereits gottesdienstliche Ceremonien vorgenommen wurden, bevor noch das Gotteshaus vollendet war. Wir können dies nur so begreifen, indem wir annehmen, daß in dem durch Ottokar zerstörten Kloster eine Nothkapelle errichtet wurde, in welcher der Gottesdienst bis zur Vollendung der neuen Kirche stattfand.

Daß Cardinal Mathäus im Jahre 1297 den ungarischen Provinzial des Franziskanerordens, den Custos von Raab und den

[1]) Primum quidem cum Maiestas Regia, dolis Vngarie concita, quasi amplius dissimulare non valens, vt ipsam ingrederetur, ingentes erexerat animos, et sue conuertens intencionis propositum, iusserat exercitum congregari; quidam frater Ordinis Minorum pro parte Vngarorum Regem nostrum adiit, et super facto Treugarum secum tractatum habens, Treugas iniit cum eodem. Codex epist. Ottocari II. p. 8. Fejér: Cod. Dipl. V. II, 69.



33. Das Innere des Sanctuariums der Franziskanerkirche.

Guardian des Preßburger Ordenshauses[1]) auffordert, in der Angelegenheit der in Preßburg beabsichtigten Stiftung eines Nonnenklosters der h. Klara[2]) vorzugehen, weist darauf hin, daß die Franziskaner schon vor der Erlangung ihres neuen Gotteshauses in Preßburg existiren mußten und auch in Rom anerkannt waren.

Der Schreiber der österreichischen Chronik und, auf ihn gestützt, der Anonymus von Leoben beweisen es aber absolut mit Ausschluß jedes Zweifels, indem sie angeben, daß bei Gelegenheit der durch Ottokar geschehenen Einnahme und Inbrandsteckung Preßburgs das aus dem Schlafe aufgeschreckte Weibervolk im Ordenshause der Minoriten eine Zufluchtsstätte gefunden habe.[3])

Offenbar ist aber auch das Gelübde Ladislaus IV. mit der Geschichte des Klosters tief verwachsen. Das ursprüngliche Kloster sammt der Kirche zerstören die Böhmen. Dies erweckt in Ladislaus die Absicht, aus der den Böhmen abzunehmenden Beute das Kloster neu aufbauen zu lassen. Er gelobt für den Fall des Sieges das fromme und große Werk durchzuführen. Der Sieg entschied sich, wie wir sahen, zu seinen Gunsten und damit kamen faktisch keine geringen Schätze in seinen Besitz. Die siegreichen Ungarn und Kumanier raubten das Zelt Ottokars aus und außer überreicher Beute kam auch der natürliche Sohn des Böhmen-Königs, Nikolaus, mit vielen vornehmen Edelleuten in ihre Gefangenschaft. Die Sieger brachen sodann in Mähren in der Thajagegend ein und plünderten daselbst, bis Rudolf endlich Ladislaus dazu vermochte, mit dem ihm überlassenen reichen Beuteantheil nach Hause zu ziehen.[4])

Ladislaus erfüllte gewiß sein Gelübde mit Hilfe dieser Beute und darum ward auch das Bauwerk so herrlich. Dieses Gotteshaus, dessen Thurm vornehmlich die meiste Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist auch

---

[1]) et Guardianum eorundem Fratrum Castri Posoniensis.

[2]) Wenzel, ebenda, XII, 601. Bei Knauz im Auszuge: Mon. Eccl. Strig. II, 412. Fejér: Cod. Dipl. VII. V, 368.

[3]) vix arreptis palliis, quaedam camisiis, aliae vero peplis, vel quidquid prae manibus invenire poterant, quaedam vero nihil, omnes sic ad domum fratrum Minorum confugerunt. Australis historiae pars plenior. Bei Freher-Struve I, 474. und Anonymus Leobiensis bei Pertz: Script. I, 851.

[4]) Pertz, IX, 745. 804. Horneck: Chron. Rhytmicum, 159.

heute eines der schönsten und namhaftesten Kunstdenkmäler der Stadt. Dasselbe wurde im Jahre 1297[1]) vollendet und am 26. März eingeweiht. Die Einweihung war mit großen Feierlichkeiten, man kann sagen, mit einer Landesfeier verbunden, denn die Vornehmsten des Landes waren dabei vertreten. König Andreas III. war persönlich anwesend, ebenso zahlreiche Bannerherren des Landes, unter dem hohen Clerus Lodomerius, Erzbischof von Gran, Pascasius, Bischof von Neutra, Paul, Bischof von Fünfkirchen, Haab, Bischof von Waitzen, und Theodor, Bischof von Raab. Die kirchliche Einweihung vollzog der Vicar des Erzbischofs von Gran, Jakobus. Außerdem nahm das Volk in äußerst zahlreicher Menge an der Festlichkeit theil.[2]) Um den Tag und die Bedeutsamkeit der daran geknüpften Feier zu erhöhen, verlieh Erzbischof Lodomerius dem neu eingeweihten Gotteshause einen Ablaß von der Dauer eines Jahres.[3]) Als Votivkirche wurde es ohnedies von den Gläubigen mit Vorliebe besucht.[4]) Von den ursprünglichen alten Theilen existiren heute noch das Sanctuarium, der Thurm und das neben dem Thurme in das Schiff führende Portal. Das ursprüngliche Gewölbe des Schiffes stürzte in Folge eines Erdbebens im Jahre 1590 ein. Das heutige nicht gothische

---

[1]) Henßlmann setzt hiefür in seinem ungarischen Werke „Die Baudenkmäler des goth. Styles in Ungarn," p. 98. das Jahr 1279 unrichtig an.

[2]) Erzbischof Lodomerius sagt in seiner Urkunde vom 26. März 1273: Ipsam enim ecclesiam beate Marie Virginis, nobis Posonii existentibus, venerabilis Pater Jacobus, Dei gracia vicarius episcopus noster, presentibus venerabilibus Patribus, Pascasio Nytriensi, Paulo Quinque-Ecclesiensi, Haab Vaciensi et Theodoro Iauriensi ... ecclesiarum episcopis, inclito eciam Domino, Andrea Dei gratia Rege Hungarie, vna cum Baronibus et Proceribus suis, cum vix numerosa Christi fidelium multitudine interexistentibus, solempniter ad laudem et gloriam divini numinis, et in titulum excellentissime Marie Virginis dedicando consecrauit, et consecrando dedicauit. Original im Provincialarchive der Franziskaner. Von da aus bekannt gemacht durch Koller: Eppat. Quinq. II, 233. Katona: Hist. Crit. VI, 1170. Fejér: Cod. Dipl. VI, II, 85. Neuerlich im Auszuge Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 409.

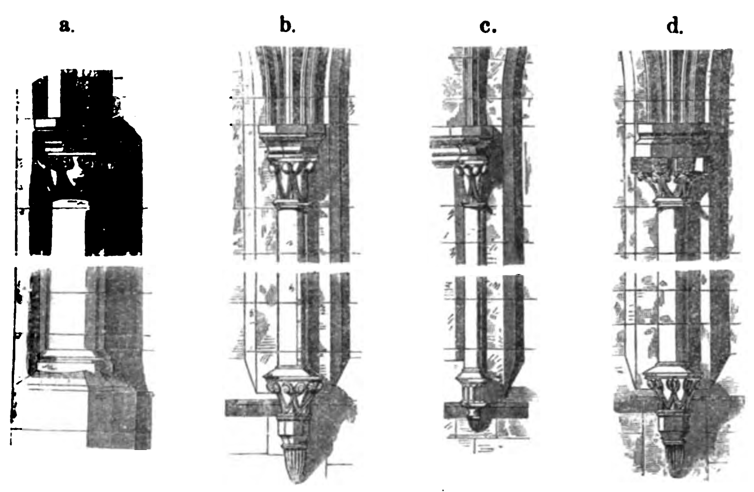
[3]) ut pronior ac deuotior concursus omnibus et singulis patefiat ... in annuis dedicationis eiusdem Ecclesie revolucionibus, in festo videlicet annunciacionis eiusdem Virginum Virginis gloriose — vnius anni indulgentiam misericorditer relaxamus. An den erwähnten Orten.

[4]) Im Jahre 1297 werden die Trauergottesdienste in ecclesia fratrum minorum Poson erwähnt. Wenzel: Ebenda, V, 175. Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 400.



34. Der gothische Thurm der Franziskanerkirche.

Gewölbe wurde im Jahre 1616 fertig gestellt. Den Abschluß des Sanctuariums bilden drei Seiten eines Siebeneckes. Die alten gothischen Fenster sind heute mit halbkreisförmigen Bögen geschlossen. Volle Aufmerksamkeit verdienen die Wandpfeiler, ihre mit verschiedenen Blattornamenten und Blüthenknospen gezierten Capitäle und die originelle Ausgestaltung der Pfeilerbasen. Im allgemeinen sind also die Wandpfeiler des Sanctuariums auffallend originell sowol wegen ihrer Capitäle, als wegen ihrer Basen und ihrer Consolen. Bei dem Blattwerke herrscht



35. (a—d.) Wandpfeiler der Franziskanerkirche.

die Nachahmung der Natur noch wenig vor, was später beim gothischen Style immer stärker auftritt. Der ganz besonders zierliche und dennoch im sehr strengen Style gehaltene Thurm bezaubert den Beschauer vollends, obschon derselbe durch wiederholten Brand und Erdbeben leider viel zu erdulden gehabt hat. Er ist einer der schönsten gothischen Thürme von ganz Ungarn. Mit ihm kann sich kein Thurm irgend einer unserer Kirchen messen. Er gilt an sich als Perle des Spitzbogenstyles. In seinem Grundplane weicht er von der regelmäßigen Construction ab, indem das Quadrat seines Unterbaues nicht im Acht-, sondern im Sechsecke gebrochen erscheint. Sein oberes Bekrönungsgesims zieren 12 wasserspeiende Thiere, darunter allerlei Ungethüme, der Oberkörper einer Frau mit stark herabhängenden Brüsten und die Carricatur eines

Juden, der auf einem Schweine reitet. Die symbolische Bedeutung dieser Wasserspeier ist aber folgende: Die Widersacher der Kirche sind gezwungen von derselben mittelst ihres eigenen Leibes das schädliche Wasser abzuleiten, daher erscheinen die Wasserspeier als Widersacher der Kirche in häßlicher und abschreckender Gestalt, geradeso wie die Schergen bei der Geißelung Christi. Das Weib ist die Allegorie der Wollust. Den Juden kennzeichnet das Schwein als Reitthier und die spitzige Mütze, die von den Juden im Mittelalter getragen werden mußte. Das Maaßwerk des Thurmes besitzt die Form des gothischen Styles dieser Periode. Auf dem Untertheile des Helmes erheben sich Wimperge mit Fialen. Das Maaßwerk des sechsseitigen, ursprünglich durchbrochenen, jetzt mit Ziegeln vermauerten Helmes, die Kriechblumen an den Kanten und die äußerste Kranzblume sind streng im deutschen (gothischen) Style gehalten.[1])

In demselben Jahre, als die Einweihung der Franziskanerkirche stattgefunden hatte, wies der Cardinal Mathäus den Provinzial der Franziskaner in Ungarn, den Custos von Raab und den Guardian von Preßburg an, bezüglich des in Preßburg zu stiftenden Klarisserinnen Klosters die nöthigen Anstalten zu treffen. In Rom war man davon bereits unterrichtet, daß einige Nonnen in Preßburg an geeigneter Stelle ein Ordenshaus nach der Regel der h. Klara ins Leben zu rufen beabsichtigten, indem sie sich darauf beriefen, daß zur Fundation und Erhaltung dieses Klosters hinreichend materielle Mittel vorhanden seien.[2]) Darüber war der Cardinal wol nicht in Kenntniß, ob das Ordenshaus bereits erbaut sei. Er beauftragte daher die obenerwähnten Priester mit der Untersuchung dessen, ob die Siftung eines solchen Klosters gottgefällig und zugleich fruchtbringend für die Ordensleute des h. Franziskus und der h. Klara sei. Er wünschte ferner zu wissen, ob der für das Kloster bestimmte Platz geeignet, ob das dem Kloster

[1]) Henßlmann, ebenda, 93—105.

[2]) Intelleximus, quod quedam religiose mulieres in Castro Posoniensi Strigoniensis Diocesis Domino seruientes, locum habent aptum, ut fiat in eo monasterium Ordinis Sancte Clare, presertim cum sufficientes prouentus habeant ad sustentacionem, eiusdemque Sancte Clare regulam profiteri desiderant.



36. Das ehemalige Kloster St. Klara.

zugedachte Einkommen zu dessen Erhaltung genüge und der Erzbischof von Gran, dessen Capitel und der Pfarrer[1]) ihre Einwilligung zur Stiftung dieses Klosters geben? Wenn als Resultat ihrer Untersuchung hervorginge, daß die beabsichtigte Stiftung des Klosters nothwendig und

[1]) parochialis presbiter.

heilbringend sei, hätten sie, wie es erbaut und eingerichtet sei, dafür Vorsorge zu treffen, aus einer Nachbarprovinz des Ordens der h. Klara vier oder sechs taugliche Schwestern in das Preßburger Kloster zu versetzen.[1])

Über den Ausgang der gepflogenen Untersuchung finden wir nichts verzeichnet, aber es bleibt gewiß, daß das Kloster St. Klara in Preßburg factisch gestiftet wurde. Das Kloster kam in das Gebäude der Cistercienserinnen, dahin wo sich heute das kath. Obergymnasium befindet. Wann die Klarisserinnen einzogen, wissen wir nicht anzugeben. Nichtsdestoweniger nehmen wir an, daß die Einweihung des neuen Klosters, nachdem die Klarisserinnen ein bereits bestehendes in Besitz genommen hatten, noch im XIII. Jahrhunderte stattgefunden hat.

Während aber diese pietätvollen Werke zu Stande kamen, folgte in Preßburg ein Ereigniß dem andern. Das persönliche Gebahren, der zügellose moralische Character und die herausfordernde Gewaltthätigkeit Ladislaus' in der Regierung, sowie sein wider kirchliche und weltliche Gesetze sich auflehnender, trotziger Hartsinn hatten ihn kirchliche Censuren eingebracht. Unendlich bedauernswerthe öffentliche Zustände traten damit für das Land ein. Der aus der christlichen Kirchengemeinschaft ausgeschlossene König suchte nun unter den heidnischen Kumaniern Freunde und Zerstreuung und ließ bei jeder sich ergebenden Gelegenheit die mit ihm strenge, aber nicht ungerecht verfahrenden kirchlichen und weltlichen Herren seine Rache fühlen. Als der päpstliche Legat Philipp im Jahre 1279 mit der hohen und niederen Geistlichkeit und den Ordensleitern des Landes aus Gründen der Wiederherstellung der Kirchenfreiheit und Kirchendisciplin in Ofen eine Synode hielt, hob der durch einige Synodalbestimmungen in seinen Patronatsrechten sich gekränkt fühlende König diese Synode gewaltsam auf. Dies geschah am 13. September. Da zog der Legat Philipp nach **Preßburg**, verständigte

[1]) sex vel quatuor sorores de aliqua vicinarum Provinciarum ipsius Ordinis Sancte Clare . . . ad ipsum Monasterium Castri Posoniensis Strigoniensis Dioecesis procuretis transferre. Wenzel, ebenda, XII, 601—602. Im Auszuge bei Knauz: Ebenda, II, 412—413. Fejér: Cod. Dipl. VII. V, 538.

von hier aus den h. Stuhl von dem Vorgefallenen und that zugleich König Ladislaus von Neuem in Kirchenbann.[1])

Ladislaus kam auf diesem abschüssigen Wege immer tiefer. Er trennte sich von seiner Gemahlin, ließ sie sogar einkerkern, zerwarf sich mit seiner Mutter und vollführte eine Menge solcher Dinge, an welchen das Volk Ärgerniß nahm. Mit einzelnen Bannerherren stand er in offener Fehde. Unter diesen befanden sich die Herren von Güssing, die



37. Der apostolische Legat Philipp. Nach der Zeichnung der Bilderchronik.

namentlich zu den unbändigsten Machthabern dieser Periode zählen. Die Fehde des Königs mit den Herren von Güssing spielte sich anfänglich in den jenseitigen Donaugegenden ab, später schlug sie sich auch auf die diesseitigen, besonders nach Preßburg herüber. Der Palatin Nikolaus von Güssing plante nämlich mit seinen Brüdern und dem aus dem Geschlechte Pécz abstammenden Wojwoden Apor eine Belagerung und einen Handstreich auf Preßburg, was wol überraschend aussieht,

[1]) Annalium Austriae continuatio Vindobonensis, Pertz, IX, 710.

aber leicht zu begreifen ist. Nach dem gleichzeitigen Wiener Fortsetzer der Chronik von Österreich hatte sich Albrecht, Herzog von Österreich, mit österreichischen und steirischen Truppen vor Preßburg gelagert und nachdem sich die Stadt ergab, das Schloß erstürmt und mit seinen Leuten besetzt.[1]) Daraus will ein vorzüglicher Geschichtsschreiber unserer Heimat mit aller Gewißheit schließen, daß die treubrüchigen Herren von Güssing, die eben nicht lange vorher im Jahre 1286 dem Herzog Albrecht von Österreich eidlich Treue gelobt hatten, im Sinne des mit ihm geschlossenen Vertrages ihre Raubzüge in seinem Namen und mit seiner Unterstützung im Preßburger Comitate fortsetzten, als deren Zeitpunkt wir die letzten Monate des Jahres 1286 oder die Erstlingsmonate des darauffolgenden Jahres bestimmen können.[2])

Die Herren von Güssing haben Preßburg in der That berannt und eingenommen, was nicht nur allein die Preßburger, sondern auch die Bewohner der Umgegend bitter fühlten. Apor steckte nämlich das Schloß von Preßburg in Brand, verwüstete die Güter der Königstreuen im Preßburger Comitate, namentlich die im hiesigen Comitate gelegenen Burgen Thürding und Nyék des Preßburger Obergespanes Johannes und verursachte diesem dadurch einen Schaden an 2000 Mark, als dessen Vergütung ihm König Ladislaus das den treubrüchigen Herren von Güssing confiscirte Modern als Schenkung verlieh.[3])

Die Grausamkeit Apors brachte ein Bündniß der zu Schaden gekommenen Grundbesitzer zu Stande. Der Obergespan Johannes mit seiner Verwandtschaft und den Hörigen des Preßburger Schlosses, nichtminder der Sohn des Alexander, Graf Karl, dessen Burg Apor gleichfalls besetzt hielt,[4]) und dessen Sippe eröffneten gegen Apor eine Fehde, schlugen denselben in einem Treffen, tödteten und nahmen viele seiner Getreuen gefangen. Apor selbst wurde derart verwundet, daß er sich nur mit Noth flüchten konnte.[5]) Bei diesem Anlasse zeichneten sich

---

[1]) Ebenda, bei Pertz, IX, 714.

[2]) Karl Szabó: Ladislaus der Kumanier (ung.), Budapest 1886. 133.

[3]) Wenzel, ebenda, XII, 451.

[4]) attendentes fidelitates et servitia Karuli, quae in captiuacione sua, in ablacione rerum suarum, nec non occupacione Castri sui per Opour de genere Peech, est perpessus. Fejér: Cod. Dipl. V. III, 344.

[5]) Dies geht aus einer Urkunde des Königs Ladislaus vom Jahre 1287 her=

Graf Karl und sein Bruder besonders aus. Der Letztere empfing eine tödtliche Verwundung, aber auch Graf Karl wurde bei der Rückeroberung des Wödritzer Thurmes verwundet und erhielt für seine Verdienste von Ladislaus am 2. März 1287 das im Preßburger Comitate gelegene St. Maria, das heutige Sommerein, als königliche Schenkung.[1])

Die Besiegung und Verjagung Apors bahnte den Königstreuen den Weg zur Wiedererlangung des Preßburger Schlosses. Mathias Csák, der Sohn des Peter, belagerte mit Anhängern des Königs das Schloß, nahm dasselbe bald ein und gab es am 25. Januar 1287 dem Könige zurück.[2]) Noch in demselben Jahre belohnte der König mehrere Schloßhörige aus Szäß, Lég und Hódos für ihre bei Rückeroberung des Schlosses erworbenen Verdienste mit der Erhebung in den Adelstand.[3])

---

vor, in der er sagt: cum dictus Opour esset in Castro Poson. et vellet destruere prouinciam ipsius castri, idem Karulus vna cum suis sociis se fortunae casibus cum paucis contra multos opponendo, vbi frater suus lethaliter extitit vulneratus multos de militibus dicti Opour captiuando, et quam plures occidendo, idem Opour graui vulnere sauciatus manus suas vix euasit; postmodum turrem castri Posonien. Weprech vocatam, multa vulnera et ictus lapidum sustinendo, nostre restituens Maiestati. Fejér: Cod. Dipl. V. III, 344 und VII. IV, 197.

[1]) Fejér, ebenda, V. III, 344.

[2]) Daß Mathäus Csák das Schloß vom Palatin Nicolaus zurückerobert hat, sagt König Andreas III. in einem Diplome vom Jahre 1294, laut welchem er dem Herculinus Richter von Preßburg das Dorf Mischdorf als Schenkung gibt für die Verdienste, die sich derselbe maxime tunc, cum castrum Posoniense per industriam et miliciam Mathei Comitis Posoniensis Magistri Agazonum nostrorum dilecti et fidelis a Nicolao Palatino filio Hemerici et Castellanis eiusdem recuperatum extitisset erworben hatte. Wenzel: Neues Dipl. (ung.) V, 96. XII, 551.

[3]) In dem betreffenden Diplom sagt der König, daß er diese Schloßhörigen darum aus der Botmäßigkeit des Grafen von Preßburg entlasse, weil dieselben multa nobis obsequia graciosa et meritorum servicia in recuperacione Castri nostri posoniensise quod per Nicolaum palatinum filium Herrici Bani occupatum violenter contra nostram detinebatur maiestatem non sine parua cede suorum cognatorum et amissione suorum bonorum sunt perpessi nobis et corone Regie cum sumpna fidelitatis inpenderunt. Fejér: Cod. Dipl. V. III, 345 und VII. II, 113. Vaterl. Dipl. (ung) II, 19. König Karl I. bestätigte dieses Diplom Ladislaus IV. aufs Neue im Jahre 1327.

Der unglückliche Ladislaus IV. wurde in der Nacht vom 10. Juli 1290 in der Nähe der Burg Körösszög durch die Kumanier erschlagen. Sein Nachfolger war Andreas III., mit dem der Mannesstamm der Árpáden erlosch.

Alle Anzeichen weisen darauf hin, daß unter diesem letzten Nachkömmlinge Árpáds die gesunkenen Zustände unserer Heimat sich wieder von Neuem zu heben begannen und daß unter seiner Regierung bei längerer Dauer derselben sich die materielle und geistige Wohlfahrt der Nation mehr gesteigert hätte. Wenn auch unter Andreas die Zügellosigkeiten mächtiger Herren kein Ende fanden, so wurden durch ihn trotzdem Gesetze geschaffen, die durch seine Energie den wider dieselben sich Auflehnenden gegenüber dennoch Geltung erlangt hatten. Diese heilsamen Gesetze beziehen sich auf die Steigerung des königlichen Ansehens, auf die Vermehrung der Krongüter, auf die Sicherung des Vermögens und des Rechtes, auf die Verschärfung der Gesetzgebung und auf die Sanirung der übermäßigen Mißbräuche und erweisen klar, um wie viel Andreas III. seinem Vorgänger überlegen gewesen ist. Die für Bürger erlassenen Freiheitsbriefe und Begünstigungen erheben ihn weit über alle unmittelbaren Vorfahren.

Preßburg hat besonders die Wohlthaten seiner Vorsorge empfunden. Er erneuerte nicht nur die von seinen Vorgängern an die Preßburger Gäste verliehene Mauthfreiheit, sondern er gab der Stadt auch einen besonderen großen Freiheitsbrief, wodurch das Ansehen ihrer Bürger und deren materielles Wohl ungemein gehoben ward.

Sein Bestreben ging dahin, Preßburg in seiner Wohlfahrt vorwärts zu bringen, wie er dies selbst in der Einleitung seines Freiheitsbriefes sagt: „Nachdem seine Gäste von Preßburg zur Zeit der Fehden des Königs Ladislaus mit dem Böhmenkönige durch die Wuth und Kriegsfurie der Deutschen und durch Herzog Albert von Steiermark zerstreut worden sind und durch das Aufgehen ihrer Häuser in Flammen und den Verlust all' ihres anderweitigen Hab und Gutes große Schädigung erdulden mußten, so wolle er dieselben auf's Neue vereinigen und den also Vereinten alle mögliche Sicherheit und Schutz gewähren" und ihnen Freiheiten verleihen.

Text des Facsimile der Urkunde Andreas III.

Andreas Dei gracia Rex Hungarie fidelibus suis vniuersis tributarijs, quibus presentes ostendentur salutem et graciam. Cum hospites posonienses, fideles nostri ea gaudeant libertate a sanctis progenitoribus nostris, et a nobis eis concessa, vt in locis tributorum, tributum seu teloneum soluere non teneantur volumus et fidelitati vestre precipiendo mandamus quatenus nullus vestrorum super dictos hospites nostros de posonio tam in eundo extra Regnum nostrum uel alias, quam eciam in veniendo tributum seu teloneum exigere debeat uel presumat nec eciam eosdem racione tributi audeat in aliquo molestare. Datum posonij in festo beati Nicolai confessoris.

(Original auf Pergament im Preßburger Stadtarchive.)

Text des Facsimile der Urkunde Andreas III.

Andreas Dei gracia Rex Hungarie fidelibus suis vniuersis tributarijs, quibus presentes ostendentur ‖ salutem et graciam. Cum hospites posonienses, fideles nostri ea gaudeant libertate a sanctis progeni ‖ toribus nostris, et anobis eis concessa, vt in locis tributorum, tributum seu teloneum soluere non teneantur ‖ volumus et fidelitati vestre precipiendo mandamus quatenus nullus vestrorum super dictos hospites nostros de ‖ posonio tam in eundo extra Regnum nostrum uel alias, quam eciam in veniendo tributum seu teloneum ‖ exigere debeat uel presumat nec eciam eosdem racione tributi audeat in aliquo molestare ‖ Datum posonij in festo beati Nicolai confessoris.

(Original auf Pergament im Preßburger Stadtarchive.)

Diese Freiheiten bilden in der Stadtgeschichte einen Wendepunkt. Wenn es auch nicht wegzuläugnen ist, daß die Ertheilung solcher Freiheiten nicht eben die besten Früchte, vom Standpunkte des Landes aus, zeitigte, so ist es doch zweifellos, daß die Localinteressen durch diese Freiheitsbriefe einen mächtigen Aufschwung bekamen. Auch Preßburg wuchs durch sie an Bedeutung. Einerseits wurde nämlich durch ein solches Privilegium einigen Mißbräuchen gesteuert, die der König und vornehme Herren auszuüben gewohnt waren, so namentlich der Bequartierungslast, welche die als Quartier ausersehenen Orte regelmäßig ungemein hart bedrückte. Die Lust der Preßburger oder der zureisenden Fremden aber, Märkte zu halten und Handel zu treiben, wurde andererseits dadurch viel reger, daß man sie von den regelmäßigen Mauth- und Urfahrabgaben befreite. Es wurde auch das Selbstbewußtsein der Bürgerschaft dadurch gehoben, daß sie in ihren Rechtssachen nur vor den Stadtrichter und seinen Geschworenen gestellt werden konnten und daß die Zulassung

38. Facsimile der Urkunde Andreas III. in Sachen der Mauthfreiheit der Bürger von Preßburg. Ohne Jahreszahl.

fremder Zeugenschaft wider sie nur in beschränkten Fällen statt hatte. Diese Freiheitsbriefe halfen aber auch an der Vermehrung der Stadtbewohnerschaft mit, indem sie die Einwanderung möglich machten, denn kein Grundherr konnte von nun an seinen Hörigen nach Zahlung der Grundsteuer von der Übersiedlung nach Preßburg zurückhalten.[1])

Wie die Gemeindeorganisation unserer Stadt sich entwickelte und wie überhaupt die Verhältnisse in Volk und Gesellschaft, im öffentlichen und privaten Verkehre beschaffen waren, darüber hat der zweite Band dieses Werkes zu sprechen.

---

[1]) Den Freiheitsbrief bringen wir im folgenden Bande.



Beilagen.



Beilage I.

Die Obergespäne von Preßburg während der Periode der Könige aus dem Árpádenhause.*)

1135. **Leuca** comes Posoniensis et magister Dapiferorum. (Wenzel: Codex dipl. Arpadianus Continuatus. Neues Dipl. der Árpádenzeit. (ung.) I, 51) Der Name entspricht sicher dem Namen Lukas.

1142. **Julian.** (Lehoczky: Stat. et Ord. I, 136. Fejér: Cod. Dipl. VII. II, 307. Somogyi: Album der Obergespäne von Ungarn (ung.) 321). Wir kennen den Obergespan Julius nicht aus Urkunden, sondern aus der Chronik des Markus und Thuróczy, in welchen er Comes Julianus heißt. Aus der Darstellung der beiden Chronisten ist so ziemlich gewiß, daß Julian kein Comitatsobergespan, sondern blos Schloßgespan war. Bei Lehoczky kommt er in der That als Comes castri vor, bei Fejér und Somogyi aber als Obergespan. Somogyi theilt über ihn viel unrichtiges mit, er behauptet von ihm, daß er ein fahrlässiger Mann von schläfriger Natur gewesen sei, der die wichtigsten Sachen gleichgiltig und nachlässig behandelte und vermöge seiner Lauheit Preßburg an Boris verloren habe, wobei Thuróczy anmerkt, daß er mehr fromm als tapfer war." Die „Frömmigkeit" Julians beruht aber nur auf dem fehlerhaften Texte des Thuróczy, nach dessen Wortlaut Rapolth miles Almanus castrum Poson ex industria et probitate Juliani comitis ceperat. (Chronica, Cap. LXV.) In der Chronik des Markus, welche von Thuróczy

---

*) Diese Namensliste läßt, besonders für das XII. Jahrhundert, noch viel zu wünschen übrig. Bezüglich des XI. Jahrhunderts ist sie absolut lückenhaft. Nichts destoweniger ist dieselbe in diesem lücken- und mangelhaften Zustande ausführlicher als jene, welche Lehoczky (Regni Hungariae Status et Ordines, Preßburg 1796 I, 136—137), Fejér (Codex Diplomaticus, Ofen 1832. VII. II, 307—308.), Czinár (Index alphabeticus Codicis Diplomatici, Pest 1866. 541—542.), Kovács (Alph. Namensverzeichniß zum neuen Dipl. der Árpádenzeit, Budapest 1889, 321—322) und Somogyi (Album der Obergespäne von Ungarn (ung.) Steinamanger 1889) veröffentlicht haben. Mit der Vermehrung der Urkunden ist die Ergänzung der Lücken in dieser Liste zu erwarten.

bekanntlich ihrem ganzen Umfange nach übernommen worden ist, fiel Preßburg ex industria et inprobitate Juliani comitis (Chronica, Cap. 70), was auch richtig ist, denn dieser Text entspricht den vorgetragenen Ereignissen. Daß Julian vom Jahre 1141 bis zum Jahre 1146 Preßburger Obergespan gewesen sei, ist ebenfalls von Somogyi eine unerwiesene Behauptung. Das Jahr 1141 ist das Jahr der Thronbesteigung Géza II. Wir betonen es überdies von Neuem, daß die Angabe des Markus und Thuróczy darauf hinweist, daß Julian kein Obergespan, sondern ein Schloßgespan war. Ein Comes Julianus wird in einer Urkunde Géza II. vom Jahre 1157 erwähnt (Fejér: Cod. Dipl. II, 146. Knauz: Mon. Eccl. Strig. I. 111), doch dürfen wir hier an diesen kaum denken.

1183. **Johannes** Posoniensis comes. (Wenzel XI, 48.) Er fehlt bei Czinár und Somogyi. Sowol Lehoczky, als Fejér, Czinár und Somogyi reihen nach Julian den Obergespan Banlegen alias Banlungen ein, doch kennen wir diesen nicht als Obergespan, sondern nur als Comes castri und haben ihn deshalb in diese Liste nicht aufgenommen.

1194—1195. **Petrus** Comes de Poson. (Wenzel XI, 57 und 59.) In der alten deutschen Übersetzung der lateinischen Urkunde aus dem Jahre 1195: Peter Graf ze Prespurk. (Wenzel XI, 61.)

1198. **Johannes** Comes de Poson. (Fejér: II, 331.) Er fehlt bei Kovács.

1200. **Henricus** Palatinus Comes Posoniensis. (Fejér II, 382.) In der Liste der Palatine von Czech-Frankl fehlt er. Auch als Preßburger Obergespan kommt er bei Kovács nicht vor. Somogyi setzt zwischen Henricus und Thomas im Jahre 1201 den Obergespan Nicolaus. Wir vermögen aber seine Angabe nicht zu rechtfertigen und haben deßhalb Nicolaus nicht in die Liste aufgenommen.

1202. 1203. **Thomas** Posoniensis comes. (Fejér III. I, 319. Nagy: Ödenburger Dipl. (ung.) I, 6. Fejér V. I, 293.) Fehlt bei Kovács.

1205. **Potho** Comes Posoniensis. (Fejér III. I, 319.) In einer Urkunde vom Jahre 1216 wird Potho tunc comes Posoniensis, also für das Jahr 1205 erwähnt. Wenzel XI, 137.) Daß er aus dem Geschlechte Győr stammte, bestätigen Urkunden, so wird er in einer Urkunde des Jahres 1216 als Poth Comes, de genere Geur (Vaterl. Dipl. (ung) VI, 11.) genannt. Aus dieser letzteren und auch aus einer Urkunde a. d. Jahre 1208, in der er als Poht Comes vorkommt (Vaterl. Dipl. (ung.) VI, 8), geht hervor, daß der Name Potho wie Poth zu lauten hat; er war später Palatin und Obergespan von Wieselburg und Keve. Sein

Name fehlt bei Lehoczky, Fejér und Czinár. Bei Kovács kommt er wol vor, doch ist er irrthümlich zwischen Smaragd und Buzád eingeschoben, was gewiß daher stammt, da Kovács die Urkunde vom Jahre 1216 nicht richtig erklärt. Somogyi setzt seine Obergespanschaft in die Jahre 1208 bis 1210, was ein Irrthum ist, weil in diesen Jahren Mog als Obergespan erscheint.

1206. **Mercurius** Posoniensis Comes. (Fejér III. II, 465. Wenzel VI, 308. XI, 85. Knauz: Cod. Strig. II, 12. und Mon. Eccl. Strig. I, 185. Nagy: Vaterl. Dipl. (ung.) VI, 7.)

1207. **Ochuz** Comes Posoniensis. (Fejér: III. I, 47.) Der Name Ochuz kann Ákos = Achazius aber auch Oguz = Augustinus sein. Nach G. Nagy hat er dieselbe Ableitung wie Ákos, nur mit einer Dialectwendung. Nagy hält ihn für einen kumanischen Namen. (Turul, (ung. herald. Zeitsch.) 1891. IX, 54. 127.) Der hier in Rede stehende Obergespan stammte aus dem Geschlechte Bázsony.

1208. 1209. 1210. **Mog**, Moch, Moh, Mocho, Monzh Posoniensis Comes. (Fejér III. I, 82. 83. III. II, 467. Wenzel VI, 325. 334. 335. 343. XI, 94, 96, 102. 108. Knauz: Mon. I, 192. Tkalčić I, 20. 24.) Der Name lautet offenbar Mók, nach Lehoczky Maczkó. Wir bemerken, daß in der Czech-Frankl'schen Namensliste der Palatine für die Jahre 1207 bis 1209 Stephan oder Chepan, der Sohn des Stephan, als Palatin und Obergespan von Preßburg und Baan angeführt wird. Wir haben daher anzunehmen, daß entweder diese Angabe falsch ist oder daß Stephan mit den durch uns in die Liste aufgenommenen Mok identisch ist, nachdem derselbe als Preßburger Obergespan für die Jahre 1209 und 1210 durch mehrere Urkunden ausgewiesen wird.

1211. 1212. **Nicolaus** Posoniensis Comes. (Fejér III. I, 109. 125. Wenzel I, 126. VI, 349, 354. XI, 113. 115. Tkalčić Mon. Eppat. Zagrab. I, 27. Cod. Dipl. Patr. VIII, 15.) Nicolaus entstammte dem Geschlechte der Csák. (Wertner: Die ungarischen Geschlechter (ung.) I, 197.)

1212. 1213. 1214. **Banc**, Banco Palatinus et Posoniensis Comes. (Fejér III. I, 148. Wenzel I, 132. 136. VI, 359, XI, 118. Tkalčić I, 28. 30. Nagy: Cod. Dipl. Patr. VI, 11.) Erwähnt wird er auch im Regestrum von Wardein als Banc Comes Palatinus et Posoniensis. (§ 379. Bei Endlicher Rerum Hungaric. Mon. Arp. 739.) Ferner in der Palatinsliste von Czech und Frankl. Sein Name ist Bánk oder Bánkó, den Pór mit Benedikt identificirt, was jedoch nach unserer Ansicht unrichtig ist, weil die Namen Bank und Benedikt oft in derselben Urkunde, ja sogar unmittelbar hintereinander angeführt werden, was auf die Ver-

schiedenheit beider Namen hinweist. Dies ist umsomehr der Fall, als der Name als Personenname in der Form Bankó auch urkundlich vorkommt so z. B. im Jahre 1263 Banko filius Ibrachini, jobagio. (Cod. Dipl. Patr. VI, 114.) Der hier in Rede stehende Obergespan stammt aus dem Geschlechte Bór (Wertner I, 323.) und ist durch die Ermordung der Königin Gertrud bekannt. Somogyi setzt seine Obergespanschaft nur auf die Jahre 1212 und 1213.

1214. 1215. 1217. 1219. 1221. 1222. **Soyargdus** (Wenzel XI, 129. Tkalčić I, 35.), Sumrachus (Fejér VII. II, 308), Smaragdus, Smaracdus Posoniensis Comes (Fejér III. I, 168. 269. Wenzel VI, 402. 408. XI, 156. Theiner: Mon. hist. Hung. I, 68. Knauz: Cod. Strig. II, 19. Derselbe: Monumenta, I, 208. 223. Nagy: Cod. Dipl. Patr. VI, 15. VII, 9.) Sein Name ist Smaragdus, sein Geschlecht können wir nicht bestimmen. Sowol Lehoczky, als Fejér nehmen unter Smaragdus und Sumrachus irrthümlich zwei verschiedene Personen an Wir bemerken noch, daß Lehoczky für das Jahr 1213 einen Preßburger Obergespan Namens Simon anführt. Eine Urkunde aber, die einen Obergespan mit diesem Namen anführt, ist uns unbekannt. Im Jahre 1213 war Bánk Obergespan von Preßburg. Fejér erwähnt nach Smaragdus, beziehungsweise Sumrachus für das Jahr 1222 einen Dominicus als Preßburger Obergespan, was ohne Zweifel ein Irrthum ist. Somogyi dehnt die Obergespanschaft bis zum Jahre 1222 aus, daß sie aber auch bis in das Jahr 1223 dauerte, beweist die Urkunde.

1222. **Tiburtius** Posoniensis Comes. (Fejér III. I, 374.) Er fehlt bei Lehoczky und Kovács.

1223. **Smaragdus** Posoniensis Comes. (Wenzel XI, 173.) Identisch mit dem Obenerwähnten.

1223. 1224. **Buzad** Posoniensis Comes. (Fejér III. I, 370. 395. Wenzel I, 197. VI, 420. Véghelyi: Cod. Dipl. Patr. V, 10.) Fejér, Czinár und Somogyi setzen seine Obergespanschaft noch auf das Jahr 1222, aber irrthümlich und ohne ihre Behauptung nachzuweisen. Das Datum der durch Fejér publicirten Urkunde Andreas II. ist 1222, regni nostri anno decimo nono. Hier stimmen die zwei Datirungen nicht, denn das 19. Regierungsjahr Andreas II. entspricht dem Jahre 1224. Ebenso irrig ist das Datum in jener Urkunde Andreas II., welche Véghelyi im Codex Diplomaticus Patrius mittheilt. In derselben ist als laufendes Jahr 1222, als Regierungsjahr aber das 19. angesetzt. Dieser Buzád stammte aus dem Geschlechte Buzád-Hahold. Lehoczky sagt irrig, daß er aus dem Geschlechte Bánfy (de genere Bánfy) stamme. Wir haben kein Geschlecht Bánfy und bei Buzád kann nur von der Familie Bánfy die Rede sein.

1224. **Nicolaus** Curialis Comes Regine et Comes Posoniensis. (Wenzel I, 425. Cod. Dipl. Patr. IV, 12. VI, 18.) Er entstammte dem Geschlechte Csák.

1225. 1228. 1229. **Demetrius** magister Dapiferorum et Comes Posoniensis. (Fejér III. II, 15. Dipl. der Stadt Ödenburg (ung.) I, 17. Wenzel I, 211. 252. VI, 455. 477. XI, 212. Tkalčić I, 65. Cod. Dipl. Patr. VIII, 25. II, 5. VI, 23.) Lehoczky setzt seine Obergespanschaft auf das Jahr 1228, Fejér auf die Jahre 1225 bis 1228 und Czinár auf 1225. Urkundlich ist erwiesen, daß er noch im Jahre 1229 Obergespan war.

1232. **Edus**, Comes Posoniensis. (Wenzel VI, 502. Fejér V. I, 306.) Bei Lehoczky und Fejér fehlt er. Der Name Edus ist kaum der christliche Name Eduard, als welchen ihn Somogyi erklärt. Es scheint eher ein kumanischer Name zu sein. Der kumanische Frauenname Edua ist bekannt. G. Nagy erklärt ihn auch in diesem Sinne. (Turul, 1891. IX, 113. 120.)

1233. 1234. **Nicolaus** Magister Tawarnicorum et Comes Posoniensis. (Wenzel I, 304. VI, 518. 521. 549. XI, 257. 260. Nagy: Cod. Dipl. Patr. IV, 19. V, 14. Raaber geschichtliche und archaeologische Hefte (ung.) II, 291. Fejér III. II, 329.) Er stammt gleichfalls aus dem Geschlechte Csák. Lehoczky setzt irrthümlich seine Obergespanschaft in eine Zeit mit Demetrius in das Jahr 1228. Somogyi kennt ihn nur für das Jahr 1233.

1235. **Lucas** Comes Posoniensis. (Wenzel VI, 568.) Nicht bei Fejér, Czinár und Lehoczky.

1235. 1236. 1237. 1238. 1239. 1240. **Andreas** Posoniensis Comes, und Andreas filius Seraphini Curie Regie Judex et Comes de Poson. sowie Comes Posoniensis et Judex Aule Regie. (Fejér IV. I, 27. IV. III, 552. Wenzel VII, 25. 34. 48. 81. 107. XI, 301. 304. 312. 316. Knauz: Mon. I, 321. Cod. Dipl. Patr. IV, 25. Auf ihn findet eine Berufung in einer Urkunde aus 1255 statt. Wenzel VII, 398.) Sein Geschlecht ist uns unbekannt. Lehoczky setzt seine Obergespanschaft nur in das Jahr 1238, Fejér aber in die Jahre 1235 bis 1238, Somogyi hingegen dehnt dieselbe von 1234 bis 1241 aus, was wir nicht zu erweisen vermögen.

1243. 1244. 1245. **Matheus** Magister Tavarnicorum et Comes Posoniensis. (Fejér IV. I, 324. XI, 406. Wenzel VII, 133. 137. 156. 169. 174. XI, 340. Tkalčić: I, 81. 86. Auf ihn findet eine Berufung im Jahre 1260 statt, Knauz: Mon. Eccl. Strig. I, 458. Wenzel XI, 481.) Auch er stammt aus dem Geschlechte Csák. Später

war er Wojwod von Siebenbürgen, Landesrichter, Banus und Palatin. (Wertner I, 196.) Fejér, Czinár und Somogyi sprechen im Jahre 1243 von einem Mathias als Preßburger Obergespan, dessen Nachfolger in den Jahren 1244 und 1245 Matthäus gewesen sei, doch ist der Irrthum in dem Unterscheiden beider Namen ohne Zweifel. Lehoczky erwähnt im Jahre 1243 einen Obergespan Matthisi, offenbar irrthümlich für Matheus.

1247. 1248. **Dionysius** Magister Tavernicorum et Comes Posoniensis. Im Jahre 1248 bereits Palatinus et Comes Posoniensis. (Fejér IV. I, 454. IV. II, 33. Wenzel II, 206. 232. VII, 264. Bartal: Commentaria, II. XIII. und in der Czech-Frankl'schen Palatinsliste). Dieser Dionysius stammt aus dem Geschlechte Jurle (Szentgróth). Lehoczky behauptet, daß er gleichzeitig mit Andreas Obergespan von Preßburg gewesen sei und führt 1246 als ihren Vorgänger Roland an. Daß Roland im Jahre 1246 wirklich Obergespan von Preßburg gewesen wäre, dafür haben wir keine urkundliche Angabe. Die Obergespanschaft des Andreas entbehrt gleichfalls eines solchen Beweises. Somogyi setzt die Obergespanschaft des Dionysius ebenfalls nur auf das Jahr 1247.

1248. 1249. 1250. 1251. 1252. 1253. 1254. 1255. 1256. 1257. 1259. **Lorandus**, Rolandus, R. Palatinus et Comes Posoniensis. (Fejér IV. II, 98. 306. Wenzel II, 209. 216. 228. 231. 232. 242. 256. 258. 259. 260. VII, 260. 305. 306. 307. 320. 359. 369. 398. 436. 503. 516. X, 425. XI, 427. XII, 691. Nagy: Ödenburger Dipl. (ung.) I, 23. Nagy: Cod. Dipl. Patr. 18. Nagy: Zalaer Dipl. I, 28. Kubinyi: Monumenta Hungariae historica I, 29. Békefi: Gesch. der Pilisser Abtei (ung) 318. Knauz: Mon. I. 400. Bartal II, XIII. XVI. Cod. Dipl. Patr. I, 26. IV, 35. V, 24. VI, 60, 84, 89. VII, 41. 87. VIII, 59. 60.) Er stammt aus dem Geschlechte Rathold. Nach Lehoczky war im Jahre 1250 Conradus Obergespan von Preßburg und Palatin, doch steht dieser Name irrthümlich für Rolandus. Fejér setzt die Obergespanschaft des Rolandus nur in die Jahre 1251—1254, Lehoczky bis 1254, Somogyi von 1248 bis 1257, Czinár von 1251 bis 1255.

1260. 1261. 1262. 1263. **Henricus**, Herricus, H. Palatinus et Comes Posoniensis. (Wenzel VIII, 48. 55. XI, 495. Vaterl. Dipl. (ung.) 40. Codex Dipl. Patr. VIII, 86.) In der Liste der Preßburger Obergespäne von Fejér kommt er als Dominus Modrae una Palatinus vor, doch theilt Fejér die Urkunde nicht mit. (Cod. Dipl. VII. II, 308.) Lehoczky sagt auch von ihm: Modram possedit. Sowol dieser als Fejér, Czinár und Somogyi setzen seine Obergespanschaft auf das Jahr 1260. Bei Kovács erscheint er noch als solcher im Jahre 1268, was daher

kommt, daß König Béla IV. in einer Urkunde vom Jahre 1268 eines Henricus (Wenzel III, 180) erwähnt. Doch muß diese Angabe ebenso auf die Vergangenheit bezogen werden, wie dort, wo eine Urkunde König Ladislaus aus dem Jahre 1274 (Wenzel IV, 39) auf diesen Henricus Bezug nimmt. Der hier in Rede stehende und allgemein als Graf von Güssing bekannte Obergespan Henricus stammte aus dem Geschlechte Héder (Wertner II, 12.) und war später Banus von Slavonien.

1263. **Matheus** Magister Tavarnicorum et Comes Posoniensis. (Fejér IV. III, 132.) Er stammt aus dem Geschlechte Csák. Lehoczky nennt ihn unrichtig Mathias. Er fehlt bei Kovács.

1264. **Stephanus** Comes Posoniensis. (Cod. Dipl. Patr. VIII, 96.) Er fehlt bei Fejér, Czinár, Wenzel und Somogyi.

1264. 1265. **Roland,** Ruland Palatinus Comes Posoniensis. (Fejér IV. III, 251. 307.) Identisch mit dem Obigen. Für diese Jahre fehlt er übrigens bei Fejér, bei Lehoczky und Kovács. In der Palatinalliste von Czech-Frankl kommt er im Jahre 1265 als Palatin vor.

1267. **Andreas.** Diesen Namen theilt nur Fejér mit (Cod. Dipl. VII. II, 308), doch weist er ihn durch keine urkundliche Angabe nach.

1267. 1268. 1269. **Stephanus** Comes Posoniensis ac Judex Curie Domine Regie. (Fejér IV. III, 386. 437. VII. II, 308. Wenzel III, 157. VIII, 227. 235. Knauz: Mon. I, 560. Nagy: Zalaer Dipl. (ung.) I, 51. Cod. Dipl. Patr. VII, 118.) In einer Urkunde Béla IV. wird H. d. i. Henricus Palatinus, Comes Posoniensis (Wenzel III, 180) erwähnt, weil aber während dieser Zeit einerseits Stephanus Obergespan von Preßburg und andrerseits Lorenz Palatin (Wenzel III, 184. VIII, 226. 233. IX, 80. X, 435. XI. 585) war, ist es klar, daß die Angabe aus der Urkunde Béla IV. auf die Vergangenheit zu beziehen ist. Fejér und Czinár setzen seine Obergespanschaft auf die Jahre 1267—1268, Lehoczky auf 1268, Somogyi auf 1268—1269 an.

1270. 1271. 1272. **Egidius** Magister Tavernicorum, Comes Posoniensis, respektive Egidius summus Camerarius aule nostre, Comes Posoniensis. (Fejér VII. II, 18. 308. Wenzel III, 253. 273. VIII, 279. 286. 343. 345. 346. 379. 380. 382. 384. 385. 389. 390. 392, 393. XII. 50. 53. 695. Knauz I, 605. Nagy: Cod. Dipl. Patr. I, 57. V, 45. 48. VI, 182. 184. VIII, 145. 439. Tkalčić I, 159. 163. 164. Dipl. d. G. Zichy I, 31. Kubinyi: Mon. Hung. hist. II, 10.) Er stammte aus dem Geschlechte Aba. (Wertner I, 33.) Lehoczky setzt seine Obergespanschaft auf das Jahr 1271. Michael Horváth (Geschichte Ungarns, I.), und nach diesem Somogyi nennt ihn Egidius von Budamér, aber irrthümlich, weil der Zweig Budamér

des Geschlechtes Aba ein anderer ist, nämlich der aus welchem die Sároser Obergespäne stammen.

1272. 1273. **Ladislaus** Comes Posoniensis. (Fejér V. II, 49. Wenzel IV, 2. IX, 2. 5. 11. XII, 71. Géresi: Dipl. d. G. Károlyi I, 9. Cod. Dipl. Patr. VII, 138. VIII, 148. 150.) Sein Geschlecht kennen wir nicht. Lehoczky erwähnt ihn nur für das Jahr 1272.

1273. 1274. **Joachim,** Ivachinus, Joachynus, Joachimus, Iwachynus, Jawachinus Magister Tavarnicorum Comes Posoniensis et de Plys d. i. Pilis. (Wenzel IV, 23. XII, 76. Fejér X. III, 264. Cod. Dipl. Patr. I, 64. II, 12. 14. VI, 201. VIII, 152.) Er stammt aus dem Geschlechte Gutkeled und ist unter dem Namen Joachim v. Pektár bekannt. Lehoczky, Fejér, Czinár und Somogyi erwähnen ihn nur 1274, Kovács nur 1273.

1275. **Thomas** filius Chelley, Thomas de Semptey, Judex Curie, Comes Posoniensis (Fejér V. II, 245. Wenzel XII, 116. Tkalčić I, 175.) Fejér erwähnt ihn für die Jahre 1275—77, was ein Irrthum ist, da im Jahre 1276 Mathias als Obergespan nachweisbar ist.

1276. **Matheus** Magister Tavarnicorum, Comes Posoniensis et de Barana. (Wenzel XII, 182. Tkalčić I, 181.) Derselbe wird als Tavernikus bei Nagy (Zalaer Dipl. I, 84) in einer Urkunde aus dem Jahre 1276 erwähnt. Er stammt ebenfalls aus dem Geschlechte Csák. Bei Fejér, Czinár und Somogyi fehlt er.

1277. **Thomas** banus, Comes Posoniensis, Nytriensis et Camaruniensis. (Knauz: Cod. Strig. I, 74. Derselbe: Mon. Eccl. Strig. II, 76.) Mit Ausnahme von Somogyi kommt er in keiner Liste vor. Fejér (VII. II, 308) und darnach Czinár und Somogyi setzen für das Jahr 1276 Stephanus an, doch ohne die Urkunde zu citiren und daher können wir ihn für dieses Jahr nicht in unsere Liste aufnehmen.

1277. 1278. 1279. **Stephanus** Magister Dapiferorum, Comes Posoniensis. (Wenzel XII, 252. Lehoczky l. c. 137. Cod. Dipl. Patr. VI, 227. VII, 166. VIII, 190.) Für das Jahr 1278 können wir nur Lehoczky citiren, und meinen wir seine Behauptung annehmen zu sollen, weil in einer Urkunde Ladislaus IV. vom Jahre 1278 factisch ein Chepanus als magister pincernarum, wol aber nicht als Preßburger Obergespan vorkommt. (Knauz: Mon. II, 90.) Lehoczky setzt Stephanus gleichzeitig mit Henricus und Opor an, was unstreitig ein Irrthum ist. Derselbe stellt vor diesen den Obergespan Johannes (Joan. dictus Oslep) auf, doch diesen Johannes vermögen wir nicht nachzuweisen. Somogyi läßt die Obergespanschaft des Stephanus mit 1278 beginnen und dehnt sie bis zum Jahre 1280 aus, aber das Quellencitat ist irrig.

1279. 1280. **Petrus** Magister Dapiferorum, Comes Posoniensis et Musuniensis. (Wenzel IV, 214. 215. IX, 251. Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 121.) Er ist ebenfalls aus dem Geschlechte Csák und fehlt bei Fejér, Czinár, Lehoczky und Somogyi.

1281. **Demetrius** Comes Posoniensis. (Wenzel IX, 296. Knauz: Mon. II, 145.) Er fehlt bei allen.

1282. 1283. **Matheus,** M. Palatinus, Comes Posoniensis, Soproniensis, Simighiensis et Judex Cumanorum. Eine Urkunde des Jahres 1283 sagt: Palatinus, Comes Posoniensis et Judex Cumanorum. Eine andere aus dem Jahre 1283 nur: Palatinus Comes Posoniensis. (Wenzel IV, 243. IX, 360. Szabó: Ladislaus, der Kumanier (ung.) 187.) Er ist aus dem Geschlechte Csák. Er fehlt bei allen.

1284. **Nicolaus** Palatinus et Comes Posoniensis, und N. Palatinus Comes Posoniensis et Judex Cumanorum. (Wenzel IV, 267. Knauz: Mon. II, 181. Cod. Dipl. Patr. IV, 98. VII, 185. Auch im Verzeichnisse der Palatine von Czech und Frankl.) Er ist aus dem Geschlechte Heder und der berühmten Familie Güssing. Er fehlt bei Lehoczky. Somogyi läßt ihn vom Jahre 1284 bis 1291 Obergespan sein.

1287. **Johannes** Comes Posoniensis, Ihoannes Comes Posoniensis, Comes Johannes filius Petri de Comitatu Posoniensi. (Fejér V. III, 356. Wenzel IX, 452. XII, 451. Cod. Dipl. Patr. IV, 71.) Er fehlt bei allen.

1289. **Eberhardus** Comes Posoniensis, Eberhardus de Helespune Comes Posoniensis. (Wenzel I, 89. IV, 348.) Auch unter dem Namen Eberhard de Tellesprunn bekannt. Unter der Anführung Eberhard tunc comes Posoniensis wird er mit Bezug auf die Vergangenheit erwähnt. (Wenzel X, 64. 89.) Er fehlt bei allen. Wenzel setzt eine seiner Urkunden irrthümlich auf das Ende des XII. Jahrhunderts respektive auf 1200 (I, XXXII. und 89).

1291. **Opour** Comes Posoniensis, Magister Opowr Comes Posoniensis. (Fejér VI. I, 130. Wenzel X, 31. 70. XII, 510.) Lehoczky setzt ihn gleichzeitig mit Henricus und Stephanus an.

1291. **Joannes** Comes Posoniensis. (Fejér VI. I, 189.) Er fehlt bei Kovács. Somogyi führt ihn von 1292—1296 als Obergespan an.

1291. **Demetrius** Comes Posoniensis et de Zolum. (Cod. Dipl. Patr. VIII, 445.) Er fehlt bei allen.

1292. **Nicolaus** Palatin und Obergespan von Preßburg. Wird nur von Lehoczky erwähnt. Kommt als Palatin in diesem Jahre auch in dem Czech-Frankl'schen Verzeichnisse vor.

1292. Magister **Dominicus** Comes Posoniensis. (Nardi: Tre

documenti della famiglia Morosini, Padova 1840. 16.) Kommt in keinem anderen Verzeichnisse vor.

1293. 1294. 1295. 1296. **Matheus** Comes Posoniensis, Magister Agazonum, filius Petri quondam Palatini. (Wenzel V, 95. X, 150. 174. XII, 551. 555. 570. 572. Fejér VI. II, 46.) Er erscheint noch im Jahre 1298 als Matheus Agazonum, Comes Posoniensis, (Fejér VI. II, 166) und im Jahre 1299 als Matheus Palatinus Comes Posoniensis. (Wenzel XII, 640.) Er ist der berühmte Mathäus Csák von Trencsin. In einer undatirten Urkunde, zwischen 1290 und 1299 kommt er als Magister Matheus de Trinchinio et Comes Posoniensis vor. (Wenzel V, 242.) Somogyi setzt seine Obergespanschaft auf die Jahre 1296 bis 1297.

Der durch (Fejér VI. II, 58) für dieses Jahr 1296 erwähnte **Joannes** Comes Posoniensis wird durch seine citirte Quelle (Pray: Specim. Hirarchiae) nicht begründet, während der durch Lehoczky angeführte Jacobus ebenfalls nicht als Preßburger Obergespan angesehen werden kann. Mit diesen sei der ungarische Text unseres Buches richtig gestellt.

1297. 1298. 1299. 1300. Magister **Demetrius** Comes Posoniensis et de Zolum, und Magister Demetrius Comes Posoniensis, de Zolum et de Saros. (Wenzel V, 180. 183. 200. 205. X, 300. 380. XII, 619. Cod. Dipl. Patr. I, 92. VI, 434. 444. 453. Vaterl. Dipl. (ung.) 166.) Dieser Demetrius stammte aus dem Geschlechte Kathyz und ist ein Vorfahre der späteren Familie Balassa. Somogyi erwähnt ihn nur für die Jahre 1298 und 1299.

Im Jahre 1298 erwähnt Andreas III. daß Peter Sohn des Andreas von Olgya cum magistro Demetrio fideli nostro Comite Posoniensi et de Zolum in subsidium karissimi patris nostri Regis Romanorum iuxta Renum transmisso sich Verdienste erwarben. (Vaterl. Dipl. (ung) 116.) Derselbe Andreas III. erwähnt in einer aus demselben Jahre stammende Urkunde, daß er den Obergespan Demeter von Preßburg seinem Schwiegervater Albrecht gegen den deutschen Kaiser zu Hilfe geschickt habe. (Cod. Dipl. Patr. I, 92—93.) 1299 hingegen sagt Andreas III.: cum nos Magistrum Demetrium, Comitem Posoniensem et de Zolum in succursum Domini Alberti tunc Ducis Austrie et Stirie, nunc vero Regis Romanorum contra Odolphum tunc Regem Romanorum patris nostri capitalem inimicum geschickt haben. (Wenzel V, 205.)

Beilage II.

Die Beurkundungen des Preßburger Capitels aus der Árpádenzeit.

1230. Das Capitulum Posoniensis ecclesie bezeugt, daß vor ihm Angelica, die Tochter des comes Buken (Bökény) ihren Besitz Torcs dem Chama und seinem Sohne geschenkt habe. (Transscript aus 1356. Herausgegeben von E. Nagy: Cod. Dipl. Patr. VIII, 26—27. Nr. 15.)

1236. Johannes Posoniensis Prepositus totumque eiusdem loci Capitulum bezeugt, daß der Preßburger Obergespan Andreas und seine mitentsandten Gerichtsgenossen zwischen den Bewohnern des Ortes Monar und dem Dechant Monch und dessen Brüder Recht gesprochen haben. Datirt vom obigen Jahre ohne Angabe des Tages. (Transscript aus 1255. Wenzel: Cod. Dipl. Arpad. Cont. 25—26. Nr. 16. Knauz: Mon. Eccl. Strig. I, 319. Nr. 393.)

1243. Uniuersum Capitulum Posoniensis ecclesie gibt kund und zu wissen, daß vor ihm Barnabas von Karcsa die Wittwe des Mortunus und deren Tochter in Bezug auf ihre Widerlage und den Tochtertheil befriedigt habe. Datirt vom obigen Jahre ohne Angabe des Tages. Die Originalurkunde in einem Transsumt König Bélas vom Jahre 1255 in der Sammlung des Ung Nat.-Museums. Herausgegeben von E. Nagy: Cod. Dipl. Patr. VII, 28. Nr. 25.)

1249. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis ꝛc. gibt davon Zeugniß, daß Remigius von Kanizsa sich mit seinen Geschwisterkindern bezüglich eines gewissen Besitzantheiles verglichen habe. Datirt aus dem obigen Jahre ohne Angabe des Tages. (Originalurkunde auf Pergament. Siegel fehlt. Mitgetheilt von M. Horváth. Woher? Wenzel: ebenda, XI, 366—367. Nr. 267.)

1251. Vniversum Capitulum Ecclesie Posoniensis erläßt eine Beurkundung über das vom Hofrichter des Preßburger Schlosses zu Gunsten des Buhtus (Böjtös) in Angelegenheit eines Olgyaer Besitztheiles geschöpfte Urtheil. Datirt vom obigen Jahre ohne Angabe des Tages. (Wo ist das Original? Herausgegeben Wenzel: ebenda, II, 222, Nr. 145.)

1253. Das Capitulum Posoniensis Ecclesie bezeugt, daß Vermeyn der oberste Frohnbote des Preßburger Schlosses sich mit einigen Schloßhörigen betreff eines gewissen strittigen Besitzes Monor ausgeglichen habe. Datirt aus obigem Jahre in octauis festi Beati Johannis Baptiste. (= jul. 1.) Die Pergamenturkunde, ohne dem auf Pergamentstreifen befestigt gewesenen Siegel, ist im Ofner k. Kammerarchive. Wenzel: ebenda, VII, 358—359. Nr. 251. Vergl. Knauz: Mon. Eccl. Strig. I, 410. Nr. 534.)

1254. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bezeugt, daß die Schloßhörigen Jakob und Nikolaus zwischen Hiscus und dessen Söhne aus Sárfö und Stefan, dem Sohne des Gregor, eine Besitztheilung vorgenommen haben. Datirt von obigem Jahre, in festo Bartolomei Apostoli. (Die Pergamenturkunde mit auf Pergamentstreifen anhangendem Siegel befindet sich im Ofner k. Kammerarchive. Wenzel: Ebenda, VII, 374—375. Nr. 264.)

1257. Magister Paulus Prepositus Posoniensis als von König Béla IV. entsandter Richter urtheilt in einem gewissen Besitzprocesse. Datirt vom obigen Jahre sexto kalendas mensis Augusti. (Nach dem Originale durch Czech mitgeth. bei Wenzel: Ebenda, II, 296—297. Nr. 202. Vergl. Knauz: Ebenda, I, 443. Nr. 580.)

1260. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bezeugt, daß der Comes Bökény aus dem Geschlechte Huntpazman seiner Mutter an Widerlage und Wittwenrecht vier Dörfer übergeben habe. Datirt vom angegebenen Jahre ohne Datum des Tages. (Die Pergamenturkunde in der Transscription König Bélas IV. befindet sich im Archive der Freiherrl. Nyáry'schen Familie in Bagonya. Mitgetheilt durch Baron A. Nyáry bei Wenzel: Ebenda, VII, 535—536.Nr. 380.)

1262. Nos Capitulum Ecclesie Posoniensis bezeugen, daß sich Remigius von Karcsa und seine Söhne mit den Söhnen des Bot bezüglich gewisser strittiger Gründe freundschaftlich ausgeglichen haben. Datirt vom angegebenen Jahre ohne Angabe des Tages. (Original-Pergamenturkunde mit auf Pergament anhangendem Siegel. Mitgetheilt von Anton Somogyi von Derg bei Wenzel: Ebenda, XI, 523. Nr. 366.)

1260—1270. Das Capitulum ecclesie posoniensis setzt König Béla IV. in Kenntniß, daß es nach Verhörung der Zeugen erwiesen sei, daß der von den Nyékern in Anspruch genommene Besitz das Eigenthum des Duha von Mod bilde. Ohne Jahr und Tag. (Pergamenturkunde im Archive von Marczaltö. V. Fasc. 1. Bündel, Nr. 1. Mit Capitel- und Ringsiegel. Herausgegeben von Véghely im Cod. Dipl. Patr. III, 19—20. Nr. 14.)

1272. Nos Capitulum Posoniensis Ecclesie bekunden, daß Mour und Farkas, die Söhne des Paul, einen gewissen Grundbesitz veräußert haben. Datirt aus obigem Jahre ohne Angabe des Tages. (Die Pergamenturkunde, mit bereits abgefallenem, an einer rothen Seidenschnur befestigt gewesenem Siegel befindet sich in der Manuscriptensammlung des Ung. Nat.-Museums. Wenzel: Ebenda, VIII, 409—410. Nr. 280.)

1272. Nos Capitulum Posoniensis Ecclesie bezeugen, daß Aglen die Wittwe des Preßburger Hörigen Pousa sich bezüglich ihrer Widerlage mit dem Neffen ihres Gatten, Gurka, verglichen habe. Datirt aus obigem Jahre ohne Angabe des Tages. (Die Pergamenturkunde, ohne dem an einer grünen Seidenschnur hängend gewesenem Siegel, befindet sich im Ofner k. Kammerarchive. Wenzel: Ebenda, VIII, 410—411. Nr. 281.)

1275. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bezeugt, daß die Söhne des Stephan aus der Schütt unter einander ihr Erbgut Namens Arus aufgetheilt haben. Datirt vom obigen Jahre ohne Angabe des Tages. (Transsumt aus 1334 im Ofner k. Kammerarchive. Wenzel: Ebenda, IX, 137—138. Nr. 91.)

1279. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis gibt kund, daß die Grafen Jakob, Johann und Andreas, die Söhne des Jakob, ihren in Preßburg befindlichen Freigrund und Weingarten in Schöndorf den Söhnen des Herchel aus Vereknye (Frattendorf) Namens Mathias und Zolad verkauft haben. Datirt vom obigen Jahre in festo Beati Andree Apostoli. (Pergament-Original mit auf rothweißer Seide hängendem, unverletztem Siegel im Preßburger Capitelarchive. Capsa XIV. Fasc. 1. Nr. 6. Edirt durch Knauz in Cod. Dipl. Arpad. Cont. IV, 206—207. Nr. 123.)

1282. Das Capitulum Posoniensis Ecclesie bezeugt, daß der Einwohner von Uzur, Centew, und dessen Sohn Peter ihren Diener Namens Beb freigelassen haben. Datirt vom obigen Jahre in tercia die proxima post festum Sancti Johannis Baptiste. (Pergamentdiplom mit fehlendem Siegel im Preßburger Capitelarchive. Capsa XIV. Fasc. 23, Nr. 18. Edirt durch Knauz: Ebenda, IV, 244. Nr. 150.)

1282. Das Capitulum Posoniensis Ecclesie bezeugt, daß Chene, Sohn des Chugut, die Mägde Margaretha und Agnes vor ihm verkauft habe. Datirt vom obigen Jahre in vigilia Sancti Laurencij (9. August). (Copirt im Archive der Grafen Amade zu Böös durch Stephan Horváth und herausgegeben von Erdy: Ebenda, IV, 245. Nr. 151. Außerdem Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 154—155. Nr. 128. Das an einem Pergamentstreifen befestigt gewesene Siegel ging verloren.)

1282. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis gibt zu wissen, daß

Margaretha von Bata in Sachen des Todtschlages ihres Gatten Omondus mit Johann von Olgya sich auf drei Mark Blutgeld verglichen habe. Datirt von demselben Jahre ohne Angabe des Tages. (Die Pergamenturkunde mit verloren gegangenem, an einem Pergamentstreifen hängend gewesenem Siegel im Preßburger Capitelarchive. Capsa XXXIII. Fasc. 1. Nr. I. 16. Knauz: Mon. Eccl. Strig. II, 158—159. Nr. 136.)

1283. Nos Capitulum Posoniensis ecclesie bekräftigen, daß die Wittwe des Barich von Bata in Sachen ihrer Morgengabe mit dem Sohne des Georg, Namens Peter, vor uns einen Ausgleich getroffen habe. Datirt von demselben Jahre in octauis exaltacionis sancte crucis. (21. Sept.) (Ein auf Pergament geschriebenes Transsumt aus dem Jahre 1367 mit anhängendem Siegel. In der fiscalischen Abtheilung des Landesarchives. Mon. Pos. 14. Mitgetheilt von Gabriel Vincze im Vaterl. Dipl. (ung.), 100—101. Nr. 95.)

1285. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis gibt kund und zu wissen, daß Mirislaus, der Sohn des Peter von Ana, vor ihm ein Testament errichtet habe und seinen Diener Teke, sammt dessen Mutter Scimtov als Freie erklärt habe. Datirt von demselben Jahre ohne Angabe des Tages. (Pergamenturkunde, mit an nationalfärbiger Seidenschnur hängendem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 23. Nr. 16. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. IV, 280—281. Nr. 177.)

1286. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bezeugt, daß der Preßburger Hofrichter Johannes seine Dienstmagd Namens Chenk, mit deren Sohne Lorenz frei gelassen habe. Datirt von demselben Jahre ohne Angabe des Tages. (Pergamenturkunde mit an grüner Seide hängendem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 23. Nr. 5. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. IV, 288—289. Nr. 183.)

1286. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis beurkundet, daß die zurückgelassene Wittwe des Duha bezüglich ihrer Widerlage und ihres Brautschatzes von ihren Söhnen gänzlich befriedigt worden sei. Datirt von demselben Jahre ohne Angabe des Tages. (Pergamenturkunde mit verloren gegangenem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 4. Nr. 8. Herausgegeben durch Knauz: im Cod. Dipl. Arpad. Cont. IV, 289—290. Nr. 184.)

1286. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bezeugt, daß Graf Thomas von Poky ein in der Ortschaft Saralia gelegenes Ackerfeld den Söhnen des Marcolf als Schenkung verliehen habe. Datirt von demselben Jahre in octauis Accumpcionis Beate Virginis. (Pergamenturkunde mit an rother Seide hängendem, unversehrtem Siegel. Preßburger Capitelarchiv.

Capsa XIV. Fasc. 7. Nr. 2. Herausgegeben von Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. IV, 290—291. Nr. 185.)

1287. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bestätigt, daß die Gemeinde der Stadt Preßburg und deren früherer Richter Jakob einen zwischen ihnen obschwebenden Proceß freundschaftlich ausgeglichen haben. Datirt von demselben Jahre in quindenis Beati Georgii Martiris. (Nach dem Originale, an dem das Siegel des Preßburger Capitels hängt, mitgetheilt von Wenzel: im Cod. Dipl. Arpad. Cont. IV, 306—307. Nr. 197.)

1287. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bekräftiget, daß der Preßburger Schloßhörige Bothow seine Magd Zelew und deren Sohn Paul freigelassen habe. Datirt vom selben Jahre ohne Angabe des Tages. (Pergamenturkunde, mit an Pergamentstreifen hängendem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 23. Nr. 12. Mitgetheilt von Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. IV, 305—306. Nr. 196.)

1287. Wir capitulum ecclesie posoniensis thun zu wissen, daß Johannes und Stephanus aus dem Geschlechte Salamon vor uns ihren Besitz in Bata dem Peter und Wolf aus Olgya verkauft haben. Datirt von demselben Jahre ohne Angabe des Tages. (Pergamenturkunde. Im Archive der Familie Olgyay. Mitgetheilt durch Em. Nagy im Vaterl. Diplomat. 106. Nr. 100.)

1288. Das Capitulum ecclesie Posoniensis beurkundet, daß sich die Adeligen von Olgya und Bánkvata vor ihm verpflichteten ihren Besitz in keine fremde Hand übergehen zu lassen. Datirt von demselben Jahre feria sexta proxima post Dominicam Pasce (2. April). (Pergamenturkunde, mit den Resten des an weiß-rother Seidenschnur hängendem Siegel. Im Archive der Familie Olgyay. Mitgetheilt von D. Véghely im Vaterl. Dipl. (ung.) 108. Nr. 109.)

1288. Das Capitulum ecclesie Posoniensis gibt dem Preßburger Richter Jakob den Schenkungsbrief des Königs Ladislaus IV. über den Besitz Wöbritz in legalisirter Form heraus. Datirt von demselben Jahre in festo Barnabe apostoli (11. Juni). (Pergamenturkunde mit unversehrtem an rother Seide hängendem Siegel. Preßburger Stadtarchiv Lad. XI. Nr. 6. Mitgetheilt von Em. Nagy im Vaterl. Dipl. (ung.) 109—119. Nr. 104.)

1288. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bezeugt, daß Jakob und Bobolo von Nyék, die Söhne des Chene, ihren Diener Ivanka und dessen Nachkommen frei erklärt haben. Datirt von demselben Jahre ohne Angabe des Tages. (Pergamenturkunde mit auf nationalfärbiger Seide hängendem unversehrtem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 22. Nr. 28. Herausgegeben von Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. IV, 330—331. Nr. 210.)

1288. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bekräftiget, daß Butka, die Wittwe des Jlerus von Bata, ihren Diener Fotka freigelassen hat. Datirt aus demselben Jahre ohne Angabe des Tages. (Pergamenturkunde mit an Pergamentstreifen hängendem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 23. Nr. 7. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. IV, 331–332. Nr. 211.)

1289. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bezeugt, daß die Erben nach Süge von Karcsa gemäß der Anordung desselben seinen Diener Boxa frei gelassen haben. Datirt vom selben Jahre in quindenis Beati Micaelis Archangeli. (Pergamenturkunde mit an roth-grüner Seide hängendem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 23. Nr. 19. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. IV, 345–346. Nr. 221.)

1289. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis macht zu wissen, daß Ladislaus, der Sohn des Saul von Karcsa, bezüglich der Mitgift und des Vierttheils seine Schwägerin Agloncza befriedigt habe. Datirt aus demselben Jahre ohne Angabe des Tages. (Pergamenturkunde mit an Pergamentstreifen hängendem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa. XIV. Fasc. 10. Nr. 12. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. IV, 346–347. Nr. 222.)

1289. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis beurkundet, daß Ladislans von Karcsa mit seiner Schwägerin Aglonth, der Wittwe des Alexander von Karcsa, bezüglich ihrer Mitgift und ihres Brautschatzes ein Übereinkommen getroffen habe. Datirt aus demselben Jahre ohne Angabe des Tages (Originalurkunde mitgetheilt von A. Somogyi von Derg, bei Wenzel im Cod. Dipl. Arpad. Cont. IX, 504–505. Nr. 363.)

1289. Wir magister dominicus diuina miseracione prepositus posoniensis bestätigen, daß Johann von Kápolna in Sachen der Mitgift und des Brautgewandes seiner Schwester Anna, der Wittwe des Leuka von Olgya sich mit den Brüdern des Leuka verglichen habe. Datirt von demselben Jahre apud Posonium in die sancti valentini martiris (14. Febr.) (Originalurkunde im Archive der Familie Olgyay. Mitgetheilt von Em. Nagy im Vaterl. Dipl. (ung), 112–113. Nr. 107.)

1289. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bezeugt, daß Arnold, der Sohn des Andreas und Jakob der Sohn des Betchez ihren Prozeß mittelst gerichtlichen Zweikampfes entschieden haben. Datirt von demselben Jahre in quindenis Beati Georgij Martiris. (Pergamenturkunde mit fehlendem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 17. Nr. 11. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. IV, 347–348. Nr. 223.)

1290. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis beurkundet, daß Dionysius Kundrussy seinen Diener Michael dem Mikó verkauft habe. Datirt von demselben Jahre ohne Angabe des Tages. (Pergamenturkunde mit an weißer Seide hängendem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 10. Nr. 37. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. V. 17—18. Nr. 11.)

1290. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bestätiget, daß Michael, der Sohn des Grafen Bacha, zu Gunsten des Kapitels von Neutra testirt habe. Datirt von demselben Jahre, tercio die post festum Urbani pape et martiris (27. Mai). (Originalurkunde mit Resten des an rother Seidenschnur hängenden Siegels. Capitelarchiv von Neutra. Fasc. II. Nr. 3. Herausgegeben von Véghely im Cod. Dipl. Patrius, VII, 210—211. Nr. 167 und kommt bei Wenzel V, 72 vor unter 1292.)

1290. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis gibt zu wissen, daß Bökény, der Sohn des Grafen Bökény, den durch seinen Oheim Kosmas von Eseklés (Lanschütz) noch vor der Tatareninvasion occupirten Besitz Torcs den Preßburger Nonnen zurückstelle. Datirt von demselben Jahre in festo beati Jacobi apostoli (25. Juli). (Originalurkunde mit Resten des hängenden Siegels. Landesarchiv. Mon. Pos. 48. 3. Dipl. Abth. Mangelhaft herausgegeben durch Fejér: Cod. Dipl. VI. I, 70. Vollständig durch Em. Nagy im Cod. Dipl. Patr. VIII, 383—384. Nr. 230.)

1291. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis macht kund, daß Graf Peter seinem Diener Georg für seine treuen Dienste Kisfalu alias Kisvista geschenkt habe. Datirt von demselben Jahre in festo Natiuitatis Beate Virginis Gloriose. (Pergamenturkunde mit an Pergamentstreifen hängend gewesenem, aber bereits verloren gegangenem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 10. Nr. 30. Herausgegeben von Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. V, 55—56. Nr. 34.)

1291. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bestätiget, daß die Verwandten des Johann von Fél dem Thäter, der ihnen 15 Mark bezahlt hatte, die Strafe für dessen Tödtung erlassen. Datirt in demselben Jahre in quindena Beati Michaelis Archangeli. (Pergamenturkunde mit an nationalfärbiger Seide hängendem unversehrtem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 22. Nr. 2. Herausgegeben von Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. V, 57. Nr. 35.)

1291. Vor dem Capitulum Ecclesie Posoniensis schenkt Graf Buken seinen Besitz Hudy seiner Tochter und seinem Schwiegersohne Peter. Datirt vom genannten Jahre secundo Agnetis (sic — 22. Jan.) (Transsumt aus dem Archive der Familie Olgyay. Mitgetheilt von Em. Nagy im Vaterl. Dipl. (ung), 125—129. Nr. 120.)

1291. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bezeugt, daß Kosmas Graf von Bösing seinen Besitz Falistar seinem Diener Ladislaus geschenkt habe. Datirt von dem genannten Jahre quinta feria proxima ante dominicam Esto Michi. (Pergamenturkunde mit an weichselfärbiger und gelber Seide hängendem Siegel. Im k. Kammerarchiv in Ofen. Herausgegeben durch Wenzel im Cod. Dipl. Arpad. Cont. X, 64—65. Nr. 45.

1292. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis gibt kund, daß Nikolaus von Völk zu Gunsten seiner Verwandten der Hälfte des Besitzes Völk entsagt habe. Datirt von dem genannten Jahre ohne Angabe des Tages. (Pergamenturkunde mit an nationalfärbiger Schnur hängendem unversehrtem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa C. Fasc. 8. Nr. 81. und ebenda Capsa XIV. Fasc. 20. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. V, 74—75. Nr. 47.)

1292. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bestätiget, daß Benedikt und seine Verwandten bezüglich des vierten Theiles ihres in Tornyos Csanbal befindlichen Besitzes im Interesse des Bock, des Sohnes des Murd, Verfügungen getroffen haben. Datirt von dem genannten Jahre in Octava Cinerum. (Pergamenturkunde mit an Pergamentstreifen hängendem Siegelfragmente. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 18. Nr. 11:12. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. V, 75—76. Nr. 48.)

1292. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis beurkundet, daß Graf Paul von Bösing sein Landgut Faristar dem Ladislaus, dem Sohne des Stephan, geschenkt habe. Datirt von dem genannten Jahre ohne Angabe des Tages. (Pergamenturkunde mit grün-rothem hängendem Siegel. Kammerarchiv in Ofen. Herausgegeben durch Wenzel im Cod. Dipl. Arpad. Cont. X, 89—90. Nr. 63.)

1293. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis meldet, daß Paul, Oliver und Johann „der Schwarze" von Kosob, sich vor ihm mit den Bewohnern von Dienes und Mischdorf in Sachen des Blutgeldes für den erschlagenen Johann ausgeglichen haben. Datirt von dem genannten Jahre ohne Angabe des Tages. (Pergamenturkunde mit dem Pergamente anhängendem unversehrtem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 22, Nr. 3. Herausgegeben von Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. V, 86—87. Nr. 53.)

1293. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bestätiget, daß Paul von Ilka seinen Diener Peter frei gelassen habe. Datirt von dem genannten Jahre in quindenis Pentecostes. (Pergamenturkunde mit an weißer Schnur hängendem abgewetztem Siegel. Preßburger Capitelarchiv.

Capsa XIV. Fasc. 23. Nr. 1. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. V, 88. Nr. 54.)

1293. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis beurkundet, daß Aglent die Gemahlin des Chama von Karlburg, ihre Magd Namens Annus frei gegeben habe. Datirt von dem genannten Jahre in festo Sancti Vrbani Pape. (Pergamenturkunde mit an Pergamentstreifen hängendem unversehrtem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV, Fasc. 23. Nr. 3. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. V, 89. Nr. 55.)

1293. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bestätiget, daß die Gemeinde Doborgaz acht Joch Ackerfeld dem Jakob von St. Georgen verkauft habe. Datirt von dem genannten Jahre ohne Angabe des Tages. (Pergamenturkunde mit an roth-grüner Seide hängendem Siegelreste. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 4. Nr 2. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. V, 90—91. Nr. 56 und in Mon. Eccl. Strig. II, 348—349. Nr. 351.)

1294. Wir Capitulum Ecclesie Posoniensis geben kund und zu wissen, daß Simon, der Sohn des Chege, seinen in Kotó befindlichen Besitzantheil dem Grafen Peter von Olgya verkauft hat. Datirt aus dem genannten Jahre ohne Angabe des Tages. (Pergamenturkunde mit an Pergamentstreifen hängendem Siegel. Kammerarchiv in Ofen. Herausgegeben durch Wenzel im Cod. Dipl. Arpad. Cont. X, 166. Nr. 108.)

1294. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bezeugt, daß die Schloßhörigen Thomas und Tama ihren Erbbesitz in Hét dem Grafen Ladislaus und seinem Bruder Jakob verpfändet haben. Datirt von dem genannten Jahre in festo Beati Martini confessoris. (Pergamenturkunde, das rückwärts aufgedrückte Siegel auseinander gefallen. Kammerarchiv von Ofen. Herausgegeben durch Wenzel im Cod. Dipl. Arpad. Cont. XII, 560—561. Nr. 453.)

1294. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bestätigt, daß der Preßburger Schloßhörige Blasius seinen Diener Nikolaus dem Preßburger Vicegespan, Abraham dem Rothen, verkauft habe. Datirt von dem genannten Jahre ohne Angabe des Tages. (Pergamenturkunde mit an grün-rother Seide hängendem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 23. Nr. 29. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. V, 100. Nr. 64.)

1294. Wir Capitulum Ecclesie Posoniensis beurkunden, daß Oka und Simon von Zor mit dem Todtschläger ihres Bruders Andreas eine Vereinbarung getroffen haben. Datirt von dem genannten Jahre ohne Angabe des Tages. (Pergamenturkunde mit an roth-weißer Seide hän-

gendem unversehrtem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 19. Nr 1. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. V, 101. Nr. 65.)

1294. Wir Capitulum Ecclesie Posoniensis zeigen an, daß Abraham, der Sohn des Chubun, und seine Genossen, Schloßhörige von Bél, ihren Landbesitz Zurus dem Peter von Olgya auf ewige Zeit verkauft haben. Datirt von dem genannten Jahre in Dominica proxima ante festum omnium sanctorum (31. Okt.). (Originalurkunde mit an roth-weißem Seidenfaden hängendem Siegel. Mitgetheilt durch Gabriel Vincze im Vaterl. Diplom, (ung) 144—145. Nr. 139. Erwähnt von Fejér: Cod. Dipl. VI, I, 341.)

1294. Wir Capitulum Ecclesie Posoniensis bezeugen, daß Nikolaus und Blasius von ihrem Besitze Namens Torch hundert Joch Ackerfeld verkauft haben. Datirt von dem genannten Jahre ohne Angabe des Tages. (Pergamenturkunde mit an roth-grüner Seide hängendem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 18. Nr. 3. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. V, 102. Nr. 66.)

1295. Wir Capitulum Ecclesie Posoniensis vermelden, daß bezüglich der Ortschaft Békas zwischen Mehreren ein gütlicher Vergleich zu Stande gekommen ist. Datirt aus dem genannten Jahre proxima secunda feria ante festum Beati Laurencij martiris. (Pergamenturkunde mit an roth-grüner Seide hängendem unversehrtem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 2. Nr. 23. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. V, 132—133. Nr. 83.)

1295. Wir Capitulum Ecclesie Posoniensis bezeugen, daß die Verwandten des weiland Jakob von Bél mit dessen Wittwe Katharina, bezüglich ihrer Mitgift und Widerlage sich verglichen haben. Datirt von dem genannten Jahre ohne Angabe des Tages. (Pergamenturkunde ohne Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 2. Nr. 7. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. V, 134—135. Nr. 84.)

1295. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bestätiget, daß Graf Abraham von St.-Georgen seinem Diener Ladislaus für dessen treue Dienste den Besitz Felistál geschenkt habe. Datirt vom genannten Jahre in octavis penthecosten (29. Mai). (Pergamenturkunde mit an rother und grüner Seide hängendem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 6. Nr. 2. Herausgegeben durch Knauz in Mon. Eccl. Strig. II, 372—373. Nr. 370.)

1296. Wir Capitulum Ecclesie Posoniensis bestätigen, daß Moyk und seine Brüder, Schloßhörige von Sáros, einen Theil ihres Erbgutes

dem Meister Peter von Olgya verkauft haben. Datirt im genannten Jahre in Dominica Cantate. (Pergamenturkunde mit an rother Seidenschnur hängendem Siegel. K. Kammerarchiv in Ofen. Herausgegeben durch Wenzel im Cod. Dipl. Arpad. Cont. XII, 592. Nr. 475.)

1296. Das Preßburger Capitel bezeugt, daß Abraham von St. Georgen und sein Sohn, Thomas, ihren Besitz Billye dem Ladislaus, dem Sohne Stephans überlassen haben. Datirt vom genannten Jahre feria quarta proxima ante festum Nativitatis Beati Johannis Baptiste. (In dem Transsumte des Palatin Nikolaus von Gara aus dem Jahre 1421 im Ofner k. Kammerarchive. Herausgegeben durch Wenzel im Cod. Dipl. Arpad. Cont. XII, 593—594. Nr. 476.)

1296. Wir Capitulum Ecclesie Posoniensis melden, daß Graf Michael das durch seinen Vater an den Erzbischof von Gran verpfändete Landgut Anja zurückgelöst habe. Datirt von dem genannten Jahre ohne Angabe des Tages. (Pergamenturkunde mit an violetter, gelber und blauer Seide hängendem unversehrtem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 1. Nr. 5. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. V, 158—159. Nr. 102 und in Mon. Eccl. Strig. II, 394. Nr. 398.)

1296. Wir Capitulum Ecclesie Posoniensis berichten, daß wir auf Bitten des Preßburger Vicegespans, Abraham des Rothen, mehrere Urkunden umschrieben haben. Datirt vom genannten Jahre in vigilia Resurreccionis Domini. (Pergamenturkunde mit an rother Seide hängendem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa VII. Fasc. 1. Nr. 2. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. V, 157—158. Nr. 101.)

1296. Wir Capitulum Ecclesie Posoniensis machen Meldung von dem Übereinkommen der Interessenten in Sachen der einzuhaltenden Ordnung in den am Gebirge von Schintberg befindlichen Weingärten. Datirt von dem genannten Jahre feria secunda post Dominicam Jubilate. (Pergamenturkunde mit an roth-weißer Seide hängendem unversehrtem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 17. Nr. 7. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. V, 161—162. Nr. 104.)

1296. Das Capitulum ecclesie Posoniensis bringt König Andreas III. zur Kenntniß, daß es Peter von Olgya, den Sohn des Andreas, in den Besitz des Landgutes Zorus in der Schütt ohne jeden Einspruch eingeführt habe. Datirt von dem genannten Jahre feria sexta proxima ante festum virginis gloriose (7. Sept.). (Aus dem Schenkungsbriefe Andreas III. vom Jahre 1296. Landesarchiv. Fiscal.-Abth. Mon. Pos. 50. Mitgetheilt von Gabriel Vincze im Vaterl. Dipl. (ung.), 148—149. Nr. 143.)

Beilage II.

1297. Wir Capitulum Ecclesie Posoniensis melden, das Graf Kosmas auf seinem Sterbebette den Besitz Horpo dem Grafen Peter vermacht habe, was dessen Gattin nach seinem Tode genehmigt hat. Datirt von dem genannten Jahre in Dominjco post Conuersionem Beati Paulj Apostoli (27. Jan.). (Pergamenturkunde mit an roth=grüner Seide hängendem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 8. Nr. 8. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. V, 175—176. Nr. 115. und in Mon. Eccl. Strig. II, 400. Nr. 406.)

1297. Wir Capitulum Ecclesie Posoniensis bezeugen, daß Jtumer, der Sohn des Peter, seinen Besitztheil in Mocsolány den Nonnen von Tyrnau geschenkt hat. Datirt von dem genannten Jahre in octauis epiphanie Domini (13. Jan.). (Originalurkunde mit an roth=grüner Seide hängendem Siegel. Landesarchiv. Fiscal.=Abth. Mon. Tyrn. 5. 6. Mitgetheilt von Gabriel Vincze im Vaterl. Diplom. 154. Nr. 148.)

1298. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bezeugt, daß die Söhne des Kumpert von Gomba ihren Besitz Ujvásár dem Grafen Peter von Olgya verkauft haben. Datirt von dem genannten Jahre feria quinta proxima post festum Beati Georgij Martiris. (Transsumt aus dem Jahre 1347. Königl. Kammerarchiv in Ofen. Herausgegeben durch Wenzel im Cod. Dipl. Arpad. Cont. X, 319—320. Nr. 205.)

1298. Das Capitulum ecclesie Posoniensis bringt Andreas III. zur Kenntniß, daß es dem Grafen Peter von Olgya im Territorium von Fel=Abony 336 Joch Feld ausgeschieden habe. Datirt von dem genannten Jahre die Dominico ante festum beati Mychaelis Archangeli (28. Sept.). (Aus dem Schenkungsbriefe Andreas III. vom Jahre 1298. Landesarchiv. Fiscal.=Abth. Mon. Pos. 47. 5. Mitgetheilt von Gabriel Vincze im Vaterl. Diplom. (ung.), 164—165. Nr. 155.)

1299. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bezeugt, daß Lorenz, der Sohn des Leopold, und seine Erbverwandten ihren Erbbesitz Súr dem Grafen Andreas und Chama, den Söhnen des Johann, verkauft haben. Datirt von dem genannten Jahre tercia feria proxima post octauam Beati Jacobi Apostoli. (Transsumt aus dem Jahre 1367. Königl. Kammer=archiv in Ofen. Herausgegeben durch Wenzel im Cod. Dipl. Arpad. Cont. X, 355—356. Nr. 233.)

1299. Vor dem Capitulum Posonyense stellt Damasa, der Sohn des Johann, den Besitz von Karcsa dem Grafen Luka zurück. Datirt von dem genannten Jahre ohne Angabe des Tages. (Aus dem Urtheile des Palatin Nikolaus Gilétfi vom Jahre 1349 im Archive der Familie Bartal. Mitgetheilt von Emerich Nagy im Vaterl. Diplom. 172—173. Nr. 162.)

1299. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bezeugt, daß Graf Karl in Sachen der Tödtung seines Bruders Dominikus sich mit dessen Widersachern abgefunden habe. Datirt aus demselben Jahre ohne Angabe des Tages. (Pergamenturkunde mit an weißem Faden hängendem unversehrtem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 20. Nr. 4. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. V, 223—224. Nr. 147.)

1299. Wir Capitulum Ecclesie Posoniensis beurkunden, daß Stephan von Karcsa sich mit dem Grundherrn und den Insassen von Hét freundschaftlich verglichen habe. Datirt von dem genannten Jahre, secunda die octauarum Nativitatis Domini nostri Jesu Christi. (Wo befindet sich die Originalurkunde? Mitgetheilt von Wenzel im Cod. Dipl. Arpad. Cont. V, 225. Nr. 148.)

1300. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bestätigt, daß Abraham von St. Georgen die Ortschaft Thukod dem Meister Jakob und dem Grafen Ladislaus überlassen habe. Datirt aus demselben Jahre sabbato proximo ante dominicam Ramispalmarum. (In dem Transsumte des Palatins Nikolaus v. Gara aus dem Jahre 1421, k. Kammerarchiv in Ofen. Herausgegeben durch Wenzel im Cod. Dipl. Arpad. Cont. XII, 660—662. Nr. 523.)

1300. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bezeugt, daß Jakob, Graf von Jánok, und sein Bruder, Graf Peter, die Hälfte ihres Besitzes Chenkafalva ihrem Vetter Ivan überlassen haben. Datirt von demselben Jahre sabbato proximo ante dominicam circumdederunt me (6. Febr.). (In dem Transsumte des Nikolaus Szécsi aus dem Jahre 1357, k. Kammerarchiv in Ofen. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. XII, 662—664. Nr. 524. und in Mon. Eccl. Strig. II, 480. Nr. 496.)

1300. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis beurkundet, daß Lorenz und Csombord 20 Hufen Ackerland dem Andreas geschenkt haben. Datirt von demselben Jahre in octauis Pasce. (Pergamenturkunde mit an weiß-violetter Seide hängendem unversehrtem Siegel. Preßburger Capitelarchiv. Capsa XIV. Fasc. 11. Nr. 5. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. V, 251. Nr. 163.)

1300. Wir Capitulum Ecclesie Posoniensis bekräftigen, daß der Ertrag von Sintperg unter den Parteien in zwei gleiche Theile getheilt wird. Datirt von demselben Jahre Dominico die proxima post festum Omnium Sanctorum. (Pergamenturkunde. Auf der Außenseite Siegelspuren. Preßburger Capitelarchiv. Capsa VII. Fasc. 1. Nr. 3. Herausgegeben durch Knauz im Cod. Dipl. Arpad. Cont. V, 250. Nr. 162.)

Beilage II.

1300. Wir Capitulum ecclesie Posoniensis zeigen an, daß die Söhne des Ladislaus von Karcsa dem Jakob von Sámod ihre Magd Margaretha um drei Mark verkauft haben. Datirt von demselben Jahre in octauis beati Martini confessoris. (18. November.) (Preßburger Capitelarchiv. Capsa LXVI. Fasc. 2. Nr. 45. Herausgegeben durch Knauz im Mon. Eccl. Strig. II, 488–489. Nr. 513.)

1300. Das Capitulum Ecclesie Posoniensis bezeugt, daß die Söhne des Georg ihren Besitz Zorus vor ihm dem Peter von Olgya für immerwährende Zeiten verkauft haben. Datirt aus demselben Jahre in Dominica Exurge. (14. Febr.) (Originalurkunde mit Spuren des an Pergamentstreifen hängend gewesenen Siegels. Landesarchiv. Fiscal.-Abth. Mon. Poson. 43. 2. Herausgegeben durch Gabriel Wincze im Cod. Dipl. Patrius, VII, 287. Nr. 241.)

Beilage III.

Die Pröbste und Domherren von Preßburg unter den Königen des Árpáden-Hauses.

1. Pröbste.

Der erste Probst, auf dessen Namen wir in unseren Urkunden stoßen, ist **Ubald.** Sein Name wird in einer Urkunde des Jahres 1209 erwähnt, in welcher der Erzbischof Johann von Gran die von Catapan, Bischof von Erlau, gekauften eilf Szolnoker Freien in die Klasse des Kellerpersonales einreiht. Unter den die Urkunde unterfertigenden weltlichen und geistlichen hohen Herren kommt auch: Vbaldo preposito posoniensi vor. (Knauz: Mon. I, 193. Fejér: Cod. Dipl. III. I, 70.) Er wird auch in der Urkunde des Jahres 1210 erwähnt, die sich auf die Streitsache des Abtes Urias von St. Martinsberg und des Abtes Gilbert von Somogy wegen Zehent bezieht. (Wenzel: Cod. Dipl. Arpad. Cont. I, 104. Knauz: Mon. I, 196.) Auch 1211 kommt er vor, insoferne in der Bulle Papst Innocenz III. Hubaldus Posoniensis Praepositus als ein Solcher hervorgehoben wird, der in Sachen des Krönungsrechtes für den Graner Erzbischof den Eid geleistet habe. (Migne: Innocent. III. Opera. 518. Wenzel: Ebenda, VI, 351. Knauz: Ebenda, I, 199.)

Ob er bis zum Jahre 1232 Probst geblieben ist, wissen wir nicht zu sagen. Im genannten Jahre erscheint der Probst **Johannes** in einer Urkunde, kraft welcher der Erzbischof Robert von Gran das Land mit dem Interdict belegt und mit anderen auch den Palatin Dionysius excommunicirt, weil dieser die Kirche in vielem geschädigt habe und sogar magistrum Johannem prepositum Posoniensem alapis fecit cedi et tractari inhoneste . . . . nec passo iniuriam satisfecit. (Theiner: Mon. hist. I, 107. Fejér III. II, 295. 311. Katona: Hist. Crit. V, 635. Knauz: Mon. I, 282.) Derselbe Probst Johannes stellt im Jahre 1236 in Sachen des Monorer Besitzes eine Urkunde aus. (Wenzel: ebenda, VII, 25. Knauz: ebenda, I, 319.) Im Jahre 1237 beauftragt

König Béla IV, den Probst Johannes und Andreas den Obergespan von Preßburg mit der Untersuchung einer Besitzstreitigkeit. (Wenzel: ebenda, VII, 34. 48. Knauz: I, 321.)

1248 wird in einer Urkunde des Palatin Dionysius erwähnt, daß Thaddeukus destruxit quoddam predium venerabilis Patris Episcopi Wesprimiensis **Zlandi,** nomine Scamptou, cum adhuc esset Prepositus Posoniensis. (Fejér IX. VII, 662. Knauz I, 374.) Die Zerstörung des Besitzes Szántó geschah demnach vor 1248. Der aus dem Geschlechte Kaplony stammende Zlandus, der Sohn des Eisenburger Obergespanes Martin war schon im Jahre 1248 Bischof von Veßprim und somit muß er vor 1248 Probst zu Preßburg gewesen sein. Er war offenbar der unmittelbare Nachfolger des oberwähnten Johannes. Als Bischof von Veßprim kommt Zelandus, Zlandus urkundlich vor 1251 (Wenzel VII, 320. XII, 691.), 1252 (Wenzel II, 231.), 1254 (Wenzel VII, 373.), um 1257 (Wenzel II, 293, 294.), 1258 (Wenzel II, 311, 312. VII, 426.), 1259 (Wenzel VII, 503, 517, 519.), 1260 (Wenzel VII, 540.) und 1262 (Wenzel III, 30.)

1253 gestattet Papst Innocenz IV. dem **Smeraldo** preposito Posoniensi, der zugleich auch Probst von Hanta war, daß er nach freier Wahl einer oder der anderen Probstei entsagen und jede andere kirchliche Würde annehmen könne. (Theiner I, 216. Fejér IV. II, 177. Knauz I, 402.) In demselben Jahre (1253) stellt das Capitel „magistro Smaragdo Ecclesie nostre Preposito existente" eine Urkunde aus (Knauz I, 240. Wenzel VII, 358.) Im gleichen Jahre (1253) vertritt Smaragdus prepositus posoniensis das Capitel von Agram bei dem Ausgleiche einer Besitzstreitigkeit. (Tkalčič: Mon. hist. Eppat. Zagr. I, 98.) Dieser Smeraldus, Smaragdus ist mit jenem Smaragdus identisch, den König Béla IV. im Jahre 1254 wegen gewisser Angelegenheiten, vornehmlich wegen einer Verehelichung seines Sohnes mit der Nichte des Papstes nach Rom gesandt hatte. (Theiner I, 229. Fejér IV. II, 243. Knauz I, 419.) Er wurde im selben Jahre (nach Rimely Hist. Capit. 223. im Jahre 1255) erwählter Probst von Weißenburg und königlicher Vicekanzler. (Fejér IV. II, 242. Knauz I, 419. Nagy: Cod. Dipl. Patr. VIII, 68.) Im Jahre 1257 wurde er erwählter Erzbischof von Kalocsa. Im Jahre 1265 wurde er von seinem Gesinde ermordet.

1257 wird Magister **Paulus** Praepositus Posoniensis erwähnt, den König Béla IV. wegen Untersuchung des Besitzrechtes auf Burg Karakó entsendet. (Wenzel II, 296. Knauz I, 443.) Im Jahre 1259 war magister Paulus Praepositus Posoniensis bereits königlicher Vice-

kanzler (Wenzel VII, 504. Fejér IV. II, 496. V. I, 324. Knauz I, 454. Cod. Dipl. Patr. II, 7.) Als solcher wird er auch in zwei anderen Urkunden des Jahres 1259 (Wenzel VII, 505. Cod. Dipl. Patr. II, 7.), sowie in zwei Urkunden des Jahres 1260 erwähnt. (Wenzel II, 322. Wagner: Anal. Scepus. I, 391. Knauz I, 459. Véghely: Cod. Dipl. Patr. VIII, 81.) Am 20. November 1260 ist er bereits Probst von Weißenburg (Nagy: Cod. Dipl. Patr. VIII, 78), so auch im Jahre 1261 (Cod. Dipl. Patr. VIII, 86) und 1262, im Jahre 1263 aber schon Bischof von Veßprim und Kanzler der Königin Maria. Daß er am 29. August 1263 sich nicht mehr in Stuhlweißenburg befunden, ist dadurch gewiß, daß in einem um diese Zeit datirten königlichen Diplome bereits Farkas als Erwählter von Weißenburg und königlicher Vicekanzler erscheint. (Nagy: Cod. Dipl. Patr. VIII, 92.)

1262 war **Stephanus** Probst von Preßburg. Er war der Neffe des Erzbischofs Stephanus von Gran aus dem Geschlechte Vancsa. Im Jahre 1263 erwählte das Capitel von Agram diesen Stephanum Prepositum Ecclesie Posoniensis zum Bischof von Agram. Da er aber weder das gehörige Alter, noch die hinreichenden Kenntnisse hatte, bestätigte ihn der Graner Erzbischof, dem der Papst die Entscheidung der Angelegenheit überlassen hatte, nicht, sondern sandte ihn Studien halber nach Bonn. (Theiner I, 245. Wenzel III, 44. Knauz I, 488.) Nach Beendigung derselben wurde er zum Erzbischof von Kalocsa erwählt und Papst Clemens IV. bestätigte ihn in dieser Würde zuerst 1266, dann 1267. (Theiner I, 291. 292. Wenzel III, 148. 150. Knauz I, 538.) Im Jahre 1270 spielte er eine hervorragende Rolle bei dem Friedensschlusse, der zwischen Stephan V. von Ungarn und Ottokar II. von Böhmen zu Stande kam. Auch im Jahre 1271 (Wenzel VIII, 353. Knauz I, 587) wird er erwähnt. Im Jahre 1272 wurde er zu dem am 7. Mai 1274 eröffneten Concile von Lyon (Lugdun) geladen.

1277 war **Antonius,** magister Antonius, decretorum doctor, prepositus Posoniensis, auf dessen Bitten Ladislaus IV. der Kirche von Preßburg ihren Gutsbesitz und ihre Privilegien neu bestätigte. (Wenzel IV, 81. Knauz II, 77.) Im Jahre 1278 schenkt Ladislaus IV. ad supplicacionem magistri Anthonij prepositi Posoniensis dem Capitel Flantzendorf. (Fejér V. II, 521. Knauz II, 87.) Es ist derselbe Antonius, dem und dessen Brüdern, nämlich den Grafen Belyd, Jacinctus und Rolandus, Adeligen des Reiches, König Ladislaus IV. das Grundstück Perulend im Eisenburger Komitate schenkt. (Cod. Dipl. Patr. I, 81.)

1280 war Magister **Pascasius** Prepositus Posoniensis, der Vertrauensmann Stephan V. und Ladislaus IV., der Ladislaus IV.

mit den päpstlichen Legaten aussöhnte und dafür vom Könige den Besitz Szilincs als Schenkung erhielt. (Rimely 303. Knauz II, 120. Wenzel IV, 214. Fejér V. III, 74.) Ladislaus IV. anerkennt, quod laudabilis fidei puritate, solideque deuocionis famulatu dilecti et fidelis nostri, magistri Pascasij Prepositi Posoniensis, quibus idem se nostre celsitudini dinoscitur ab euo nostre puericie fideliter dedicasse (Wenzel IV, 214. Knauz II, 120.) namentlich, daß er den König mit dem apostolischen Legaten und Bischofe von Fermo, Philipp, ausgesöhnt habe. Im Jahre 1281 ist er bereits Bischof von Neutra und wird als solcher in den Jahren 1285, 1289, 1290 und 1291 erwähnt. (Knauz II, 202. Fejér V. III, 449. Wenzel V, 3. 25. XII, 497, 515.) Bischof von Neutra war er noch im Jahre 1297. (Fejér VI. II, 85.)

1284 läßt Magister N. prepositus Posoniensis durch den Palatin die Privilegien der Preßburger Kirche bekräftigen. (Wenzel IV, 267. Knauz II, 182.) Im Jahre 1285 wird Magister Nicholaus quondam prepositus Posoniensis als weiland genannt. (Cod. Dipl. Patr. VII, 195.)

1288 erwähnt eine Urkunde den Nikolaus, frater **Romani** prepositi quondam Posoniensis bone memorie. (Fejér V. III, 421 aber Barajanj geschrieben. Romanus bei Knauz II, 244.) In einer Urkunde von 1292 ebenfalls Comes Nicolaus frater magistri Romani, quondam prepositi Poson., bone memorie. (Fejér VII. V, 509. VI. I, 234. Im Auszuge Knauz II, 322.)

1289 stellt Magister **Dominicus** diuina miseracione prepositus Posoniensis eine Urkunde aus apud Posonium 14. Februar (Vaterl. Dipl. (ung.) 112—113.) 1291 ebenfalls magister Dominicus prepositus ecclesiae Poson. (Knauz II, 283. 296. Wenzel V, 51. 54.)

1291 Magister **Haab** prepositus ecclesie Poson. (Knauz II, 305. 306. Wenzel V, 34. 35.) 1292 Magister Haab, prepositus ecclesie sancti Salvatoris de Posonio vir honorabilis et discretus . . . . fidelis et familiaris noster. So König Andreas III. (Knauz II, 316—17. Wenzel V, 63.) Er bemühte sich um den Besitz der Probstei und des Kapitels. 1294 ist er bereits Bischof von Waitzen. (Knauz II. 358. Vergl. Pray: Specim. Hier. I, 344.)

1294 erscheint M. **Seraphinus** magister Seraphinus, prepositus ecclesie Posoniensis als Zeuge von Seite des Kapitels in einem Processe mit der Stadt Gran. (Fejér VI. I, 308. Péterffy: Sacra Conc. I, 134. Katona VI, 1114. Knauz: Cod. Strig. II, 198. Mon. II, 355. Wenzel X. 137.) Diese Urkunde ist vom Jahre 1294 datirt, aber bereits Fejér hat bemerkt, daß in dieser Urkunde viele Fehler

vorkommen, was auch der Umstand erweist, daß darin einmal Stephanus, einandermal aber Seraphinus als Probst von Preßburg genannt wird. Nach ihm stand in der Urkunde nur ein S., was unrichtig ist, da Knauz die Urkunde richtig mit dem Namen Seraphinus herausgab. Rimely setzt ihn auf das Jahr 1281 und meint, er wäre 10 Jahre Probst gewesen, was ein Irrthum ist, weil wir im Jahre 1284 von Nicolaus und im Jahre 1289 von Dominicus als Pröbsten urkundliche Kenntniß haben.

1296 wird in einer Urkunde des Erzbischofs Lodomerus discretus vir Seraphinus prepositus Posoniensis (Véghely: Cod. Dipl. Patr. VIII, 363) erwähnt. Im Jahre 1297 ist die Rede vom magister Stephanus Posoniensis (Fejér VII. II, 197); richtiger ist Seraphinus Prepositus Poson. zu verstehen (Knauz II, 417). Bonifacius VIII. entsendet ihn im Jahre 1299 in der Streitsache zwischen den Nonnen auf der Ofner Insel und dem Bischofe von Weßprim wegen Zehent. Mit seinem Namen ist er nicht angeführt nur ... Prepositus de Posonio. Im Jahre 1299 protestirt Seraphinus, prepositus Poson., gegen die Besitzergreifung von Csukárfalva vor dem Raaber Domkapitel. (Wenzel V, 242. Knauz II, 470.) Im Jahre 1300 ist Seraphinus prepositus. (Knauz II, 479.) Im Jahre 1301 stellt Seraphinus prepositus Pos. eine Urkunde aus. (Knauz II, 492.) Er kommt auch in der folgenden Periode vor.

2. Domherren.

1253. **Jacobus** Custos.

1260. **Petrus** Lector. **Ladislaus** Cantor. **Stephanus** Custos.

1269. **Sixtus** Decanus.

1287. **Paulus.** Er schenkt dem Capitel seine Besitzungen Csürle, Akoli, Simperg und Uzor.

1290. **Martinus.** (Cod. Dipl. Patrius VII, 210.) Im selben Jahre **Andreas** dictus Torkus. (Ebenda, VII, 210.) Beide kommen auch 1292 vor. (Wenzel V, 72.) Im Jahre 1292 erhielt Magister Andreas eine Besitzschenkung vom Andreas III. (Knauz II, 316—17. Wenzel V, 63.)

1291. **Andreas** et **Nicolaus** Canonici Ecclesie Posoniensis. (Wenzel V, 53.) Im selben Jahre **Martinus** Sohn des Demetrius, Bruder des Richters Jakob. Er war bei der Testamentserklärung Johanns v. Csukár anwesend.

1292. **Andreas** dictus Torkus (Wenzel V, 72.) Magister Andreas erhält eine Besitzschenkungserneuerung vom Könige Andreas III. (Knauz II, 316—17. Wenzel V, 63.) **Martinus.** (Wenzel V, 72.) **Laurentius** Custos Ecclesie Posoniensis. (Wenzel V, 71.) **Nicolaus** (Rimely 251.)

1297. **Johannes** Canonicus et plebanus Posoniensis. (Knauz II, 400. Wenzel V, 175, wo anstatt canonicus irrthümlich vicarius steht.)

1300. **Buda** magister. (Rimely 251.)



Druck von Stampfel, Eder & Comp. in Preßburg.